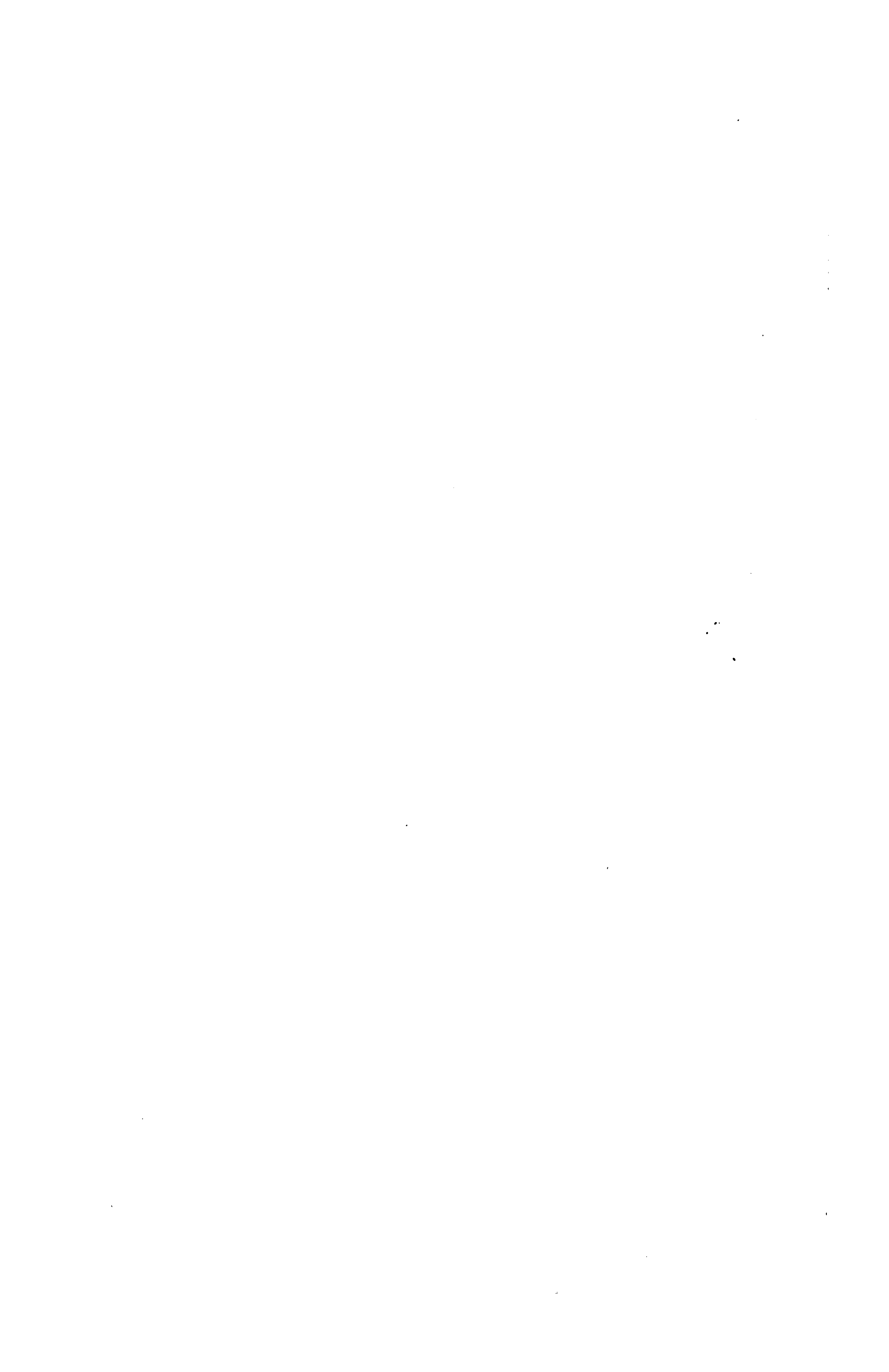
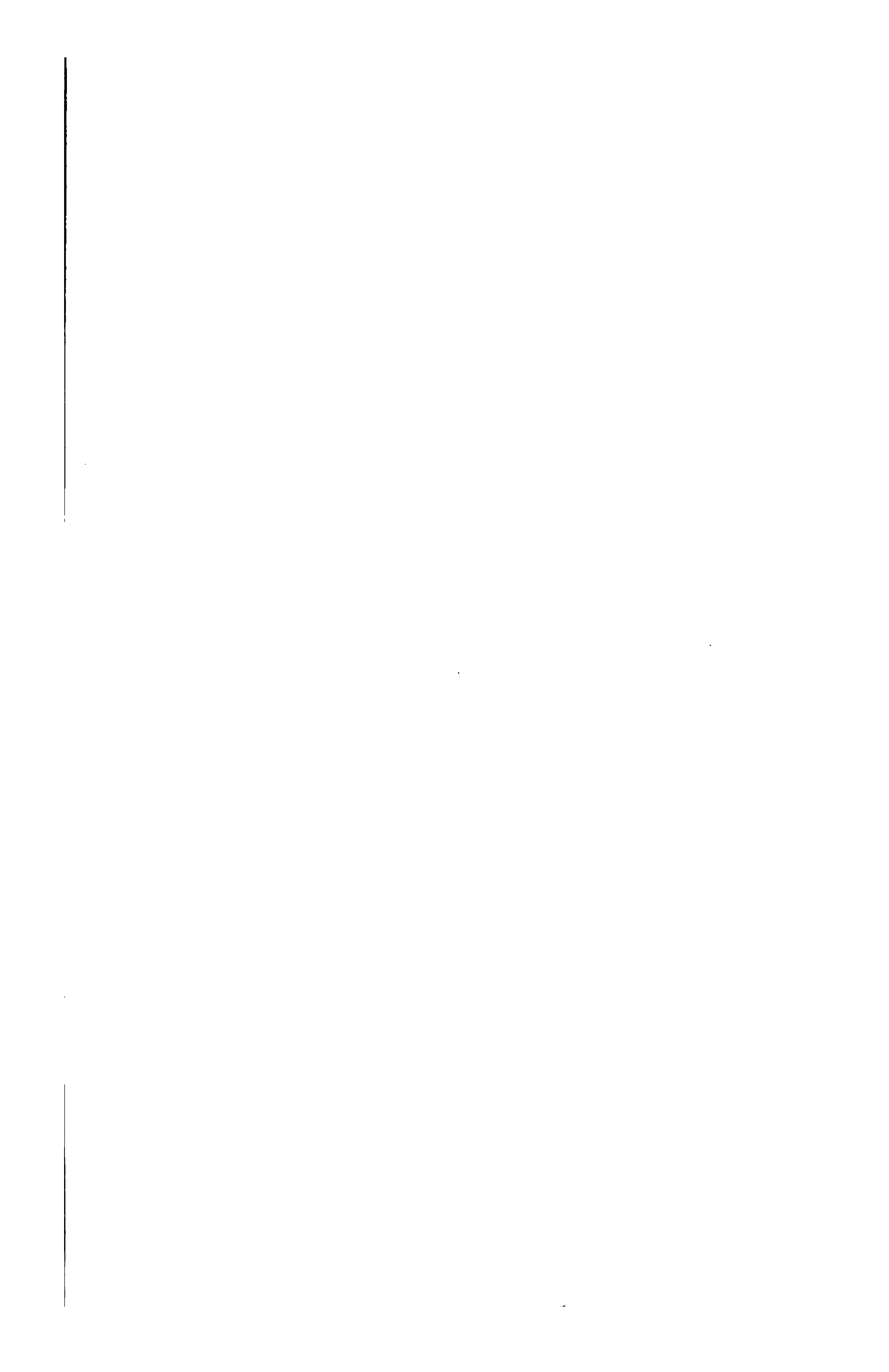
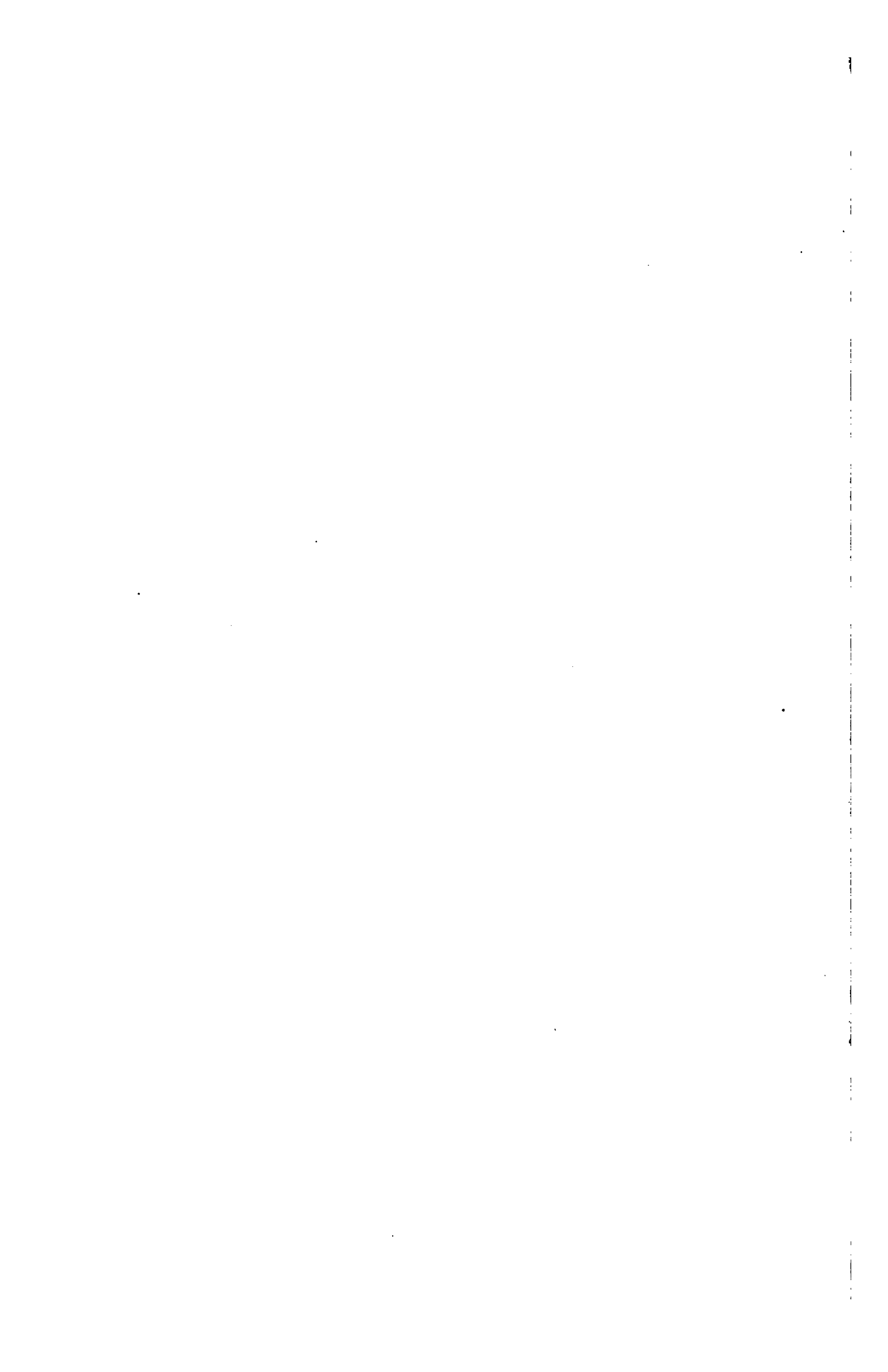
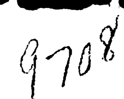

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07598045 2











Bettine von Arnim

und

Friedrich Wilhelm IV.

Von

Ludwig Geiger.

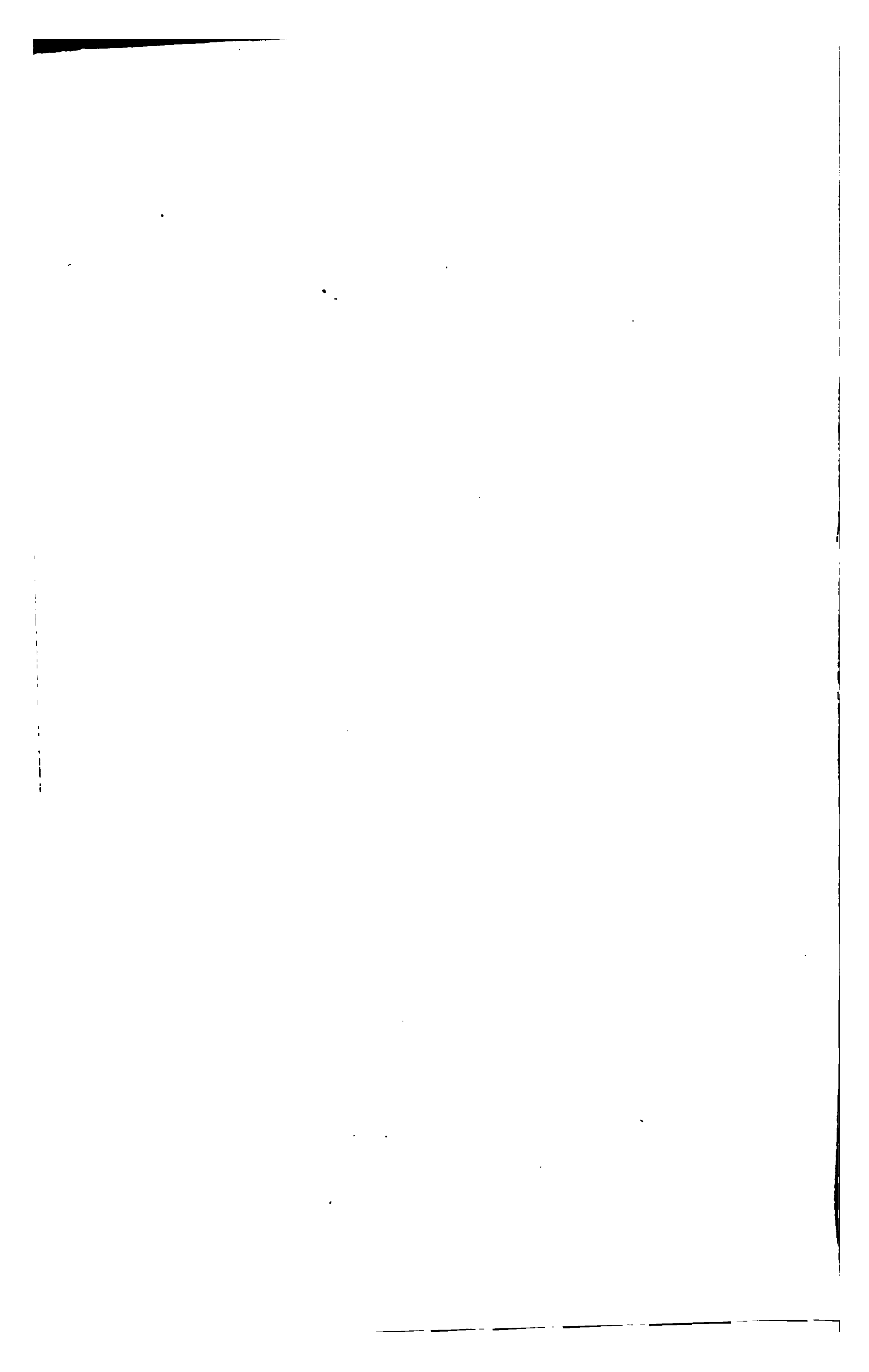


Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
Rütten & Loening.
1902.

Bettine von Arnim

und

Friedrich Wilhelm IV.



Bettine von Arnim

und

Friedrich Wilhelm IV.

Ungedruckte Briefe und Aktenstücke

herausgegeben und erläutert

von

Ludwig Geiger.

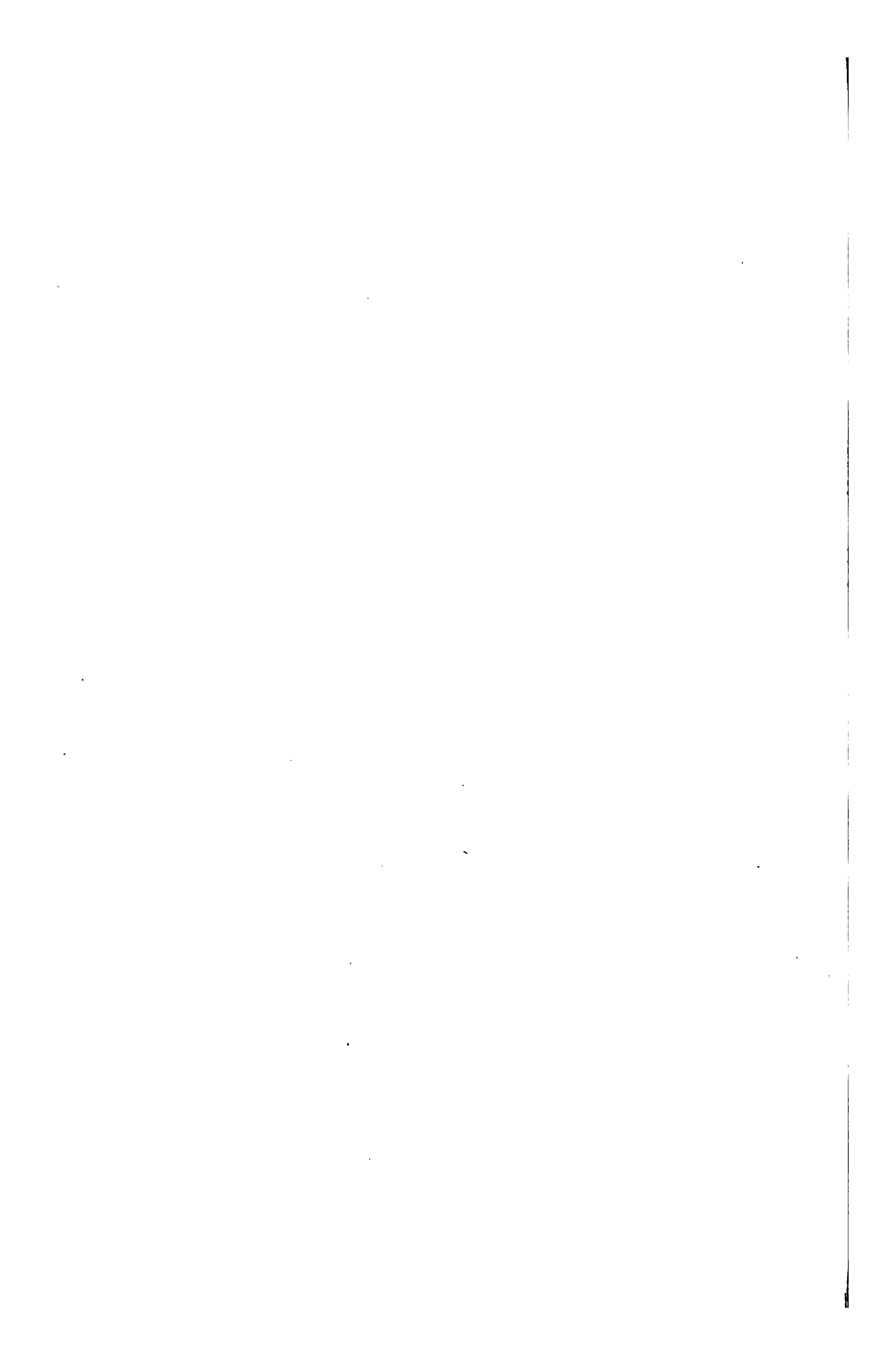


Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
Rütten & Loening.
1902.



Inhaltsverzeichniß.







Einführung.

Zur Abfassung dieses Buches wurde ich durch die gegenwärtige Richtung meiner Studien gedrängt und zwar auf zwiefache Weise. Zunächst veranlaßten mich die Vorarbeiten für einen dritten Band meines Werks über das geistige Leben Berlins zu einem eingehenden Studium der Tagebücher Varnhagens. Diese sind augenblicklich stark in Mißcredit. Seit Hayms Verdammungsurtheil, das unter dem frischen Eindruck des durch diese Sammlung gegebenen Aergernisses entstand, galten sie als Lügensammlung und Klatschbuch. Nun mag es bequemer sein, das von einer Autorität abgegebene Urtheil nachzubeten als 14 Bände durchzuarbeiten; wissenschaftlich ist ein solches Verfahren nicht. Zudem ist das Urtheil höchstens richtig in Betreff der politischen Partieen der Tagebücher, in denen von dem grämlichen, verbitterten, revolutionär angehauchten Politiker aller Hofklatsch gebucht und widerliche Schimpfereien gesammelt sind; für die literarischen Theile gilt es nicht. Diese enthalten vielmehr werthvolle Aufschlüsse über Personen aus Varnhagens Umgangskreis, über ältere und neuere Werke, die er las. Besonders reich sind die Notizen über Bettine von Arnim, deren Vertrauter und literarischer Rathgeber Varnhagen, trotz mancher Differenzen, viele Jahre hindurch war, und von der er für seine Handschriftensammlung kostbare Schätze, für seine Wißbegierde werthvolle Mittheilungen erhielt. Die von ihm analysirten Briefe

Bettinens und des Königs Friedrich Wilhelm IV. erregten in hohem Grade meine Aufmerksamkeit.

Auf dieselben Briefe wurde ich hingewiesen durch den schriftlichen Nachlaß Adolf Stahrs, zu dessen Durchnahme ich durch die seit manchem Jahr begonnene Beschäftigung mit Fanny Lewald geführt wurde. Dieser Nachlaß enthielt eine große Anzahl von Briefen Bettinens an Adolf Stahr, in denen von ihren Beziehungen zum Könige gesprochen wurde, Briefe Varnhagens an den genannten Schriftsteller und die Correspondenz zwischen den Brüdern Adolf und Carl Stahr, die alle willkommene Ergänzungen zu Bettinens Briefen boten. Er befindet sich im Besitz der Frau Consul Marie Stahr in Berlin, wurde mir aufs Bereitwilligste zur Benutzung anvertraut und soll in seinen literarisch-wichtigen und allgemein interessanten Theilen demnächst dem Publikum vorgelegt werden.

Das Wichtigste war nun die Correspondenz zwischen Bettine und dem Könige selbst zu erlangen. An die v. Arnimsche Familie mich zu wenden unterließ ich zunächst, da ich schon bei einer früheren Gelegenheit, freilich nur durch einen Mittelsmann, unhöfliche Abweisung erfahren hatte. Als ich vor Abschluß meiner Arbeit mich doch an die Familie wandte, erhielt ich eine ausweichende Antwort und erfuhr dann, daß die Herren von Arnim Versuche unternahmen, um eine ihnen unbequeme Veröffentlichung zu hindern. Bettine schrieb an den König geheim, hätte aber die weiteste Oeffentlichkeit nicht gescheut; in ihrem Sinne dürfte es durchaus sein, ihre Briefe nicht als Privatsache, sondern als Eigenthum der Nation zu betrachten.

Glücklicherweise wandte ich mich gleich an die rechte Schmiede, an das Königliche Hausarchiv in Charlottenburg. Es war ein erwünschter Zufall, daß ich damals Meusebachs Notiz S. 275 noch nicht kannte, daß diese Correspondenz nicht vorhanden sei; ich hätte sonst von weiterer Forschung abgestanden. Die Nachricht war für jene Zeit (1880) völlig zutreffend. Einige Schriftstücke

waren secretirt und auch den Archivbeamten nicht zugänglich, andere sind wirklich erst später in das Archiv gelangt.

Ich erhielt (März 1902) die Erlaubniß die Schriftstücke einzusehen, schrieb sie ab, reichte die Abschriften ein und empfing nach längerer sorgfältiger Prüfung am 25. Juni die Genehmigung zur Benutzung und zum Abdruck der Briefe.

Ferneres Material konnte ich dem geheimen Staatsarchiv in Berlin entnehmen, das mir für Studien zur Geschichte der Censur- und Preßgesetzgebung in Preußen zugänglich gemacht wurde (bezeichnet G. St.-A.; es handelt sich um das Fascikel: Allg. Censurakten, Spec. Buchst. A.).

Endlich fanden sich in der Berliner Königlichen Bibliothek (bez. K. B.) in dem unerschöpflichen Nachlaß Varnhagens die Briefe von Stahr an Bettine und an Varnhagen, sowie ein Brief der George Sand an Bettine.

Allen, die mich durch Darreichung von Materialien unterstützten, den Leitern und Beamten der Archive und Bibliotheken, besonders Herrn Geh. Archivrath Berner, der mich vielfach förderte, sage ich meinen aufrichtigen Dank.

Auch ein weitschichtiges gedrucktes Material mußte zu Rathe gezogen werden. Die nur seltener erwähnten Bücher sind mit ihrem vollen Titel angeführt, die häufiger citirten mit folgenden Abkürzungen:

Bettine = Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettine von Arnim nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Leipzig, Brockhaus, 1865.

Grimm-Dahlmann = Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus herausgegeben von Eduard Ippel. Erster Band. Berlin, F. Dümmler, 1885.

Humboldt = Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst

Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Vierte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1860.

Kgb. = Dies Buch gehört dem König I. II. Berlin, Herm. Schröder, 1843.

Meusebach = Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm. Nebst einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhang von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Heilbronn, Henninger, 1884.

Stahr = Bettine und ihr Königsbuch. Hamburg, Verlags-Comptoir, 1844.

Tgb. = Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Band I—XIV. Leipzig, Zürich, Hamburg 1861—1870. (Nur Band XIII konnte ich mir nicht verschaffen.)

Alles in diesem Buche veröffentlichte Material war bisher ungedruckt und völlig unbenutzt.

Ich konnte nicht zweifelhaft sein, wie ich es verwerthen sollte. Eine irgendwie ausreichende Biographie der Bettine von Arnim ist zwar bisher nicht geschrieben und soll auch im Nachstehenden nicht geliefert werden, da die mir zu Gebote stehenden Quellen dazu nicht ausreichen. Die folgende Publication ist eine Materialiensammlung, der ich einen nicht geringen Werth beilege. Derartige Sammlungen, deren ich im Laufe der letzten Jahre mehrere herausgab, werden von gewissen Leuten scheel angesehen, die dann ihre Meinung in die Worte zusammenfassen, es sei ja nur eine Sammlung und damit einen herben Tadel ausgesprochen zu haben glauben. Ich dagegen würde wünschen, daß manche, namentlich die jungen Kritiker, die unmittelbar nach glücklich bestandenem Examen sich

für die competentesten Richter halten, etwas mehr Bescheidenheit lernen möchten.

Ich weiß die Kunst der Darstellung wohl zu würdigen, aber ehe es zu einer abgerundeten Vorführung historischer Persönlichkeiten oder Ereignisse kommen kann, muß das Material dargeboten sein. Es ist unendlich viel leichter einen hübschen Essay zu schreiben, wobei der Verfasser die kühne Meinung hat, eine ganze Periode oder einen Menschen vollkommen vorgeführt zu haben, als die nothwendigen Bausteine zu diesem stolzen Gebäude zusammenzutragen. Das Commentiren, das Zusammensuchen der weit auseinanderliegenden Notizen, die Zurückweisung falscher Angaben, die Untersuchung zweifelhafter Berichte ist eine weit schwierigere und mehr zeitraubende Arbeit als der junge Essayist weiß und der strenge Herr Kritiker zugestehen will.

Der von mir gewählte Weg, die Materialien darzubieten, aber nicht als bloße Quellensammlung, sondern die ungedruckten Schriftstücke mit einem verbindenden Text, der zwischen Commentar und geschichtlicher Darstellung die Mitte hält, schien mir der einzig richtige. Quellen, Urkunden und Briefe, durch welche bestimmte Thatsachen belegt werden sollen, die also nur als Stütze von Angaben dienen, sind gewiß nur auszugsweise mitzutheilen; Briefe, welche die geistige Physiognomie eines Menschen darstellen, die, wie bei Bettine, Kunstwerke, Lebensarbeit waren, müssen ganz geboten werden. Durch die Darreichung dieser Episteln hoffe ich Vielen eine Freude und eine Erquickung zu bereiten.

Die Schreibart „Bettine“ ist consequent durchgeführt, da sich die Schriftstellerin in den mir vorliegenden Schriftstücken der 40 und 50er Jahre mit einer einzigen Ausnahme so unterschrieben hat.

Im Gegensatze zu dem Hauptinhalte des Bandes, dessen Brieftext und Ausführungen bisher völlig ungedruckt waren, sind die Anhänge 1. u. 2. schon einmal veröffentlicht: der erstere in der Allgemeinen Zeitung, Beilage 14. Juni 1894, der letztere in

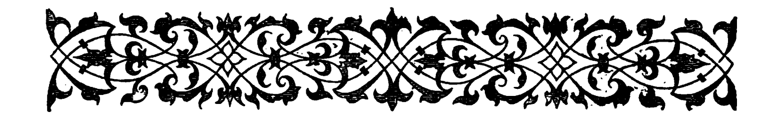
„Euphorion" Band IX, 122—130. Jenen wiederholte ich, weil er in der neuen Ausgabe von Goedekes Grundriß todtgeschwiegen worden ist, diesen, weil ich die mir wichtig erscheinenden Resultate gern einem größeren Leserkreise als dem einer Fachzeitschrift zuführen wollte. Auch hier zeigt sich die muthige Frau als Freiheitsfreundin, als Vertheidigerin der Unterdrückten. Der 3. Anhang war bisher ungedruckt. Da er, eine Epistel George Sands, in Bettinens Briefen eine Rolle spielt, so war er hier mitzutheilen, wenn auch sein Inhalt theilweise auf andere Gebiete führt als die in diesem Buche berührten.

Gern hätte ich noch mehr Beilagen hinzugefügt z. B. eine Untersuchung über „Ilius Pamphilius", doch gab ich es auf, weil ich fürchtete, das Buch dadurch zu beschweren und seine Einheitlichkeit zu vernichten.

Ich wüßte ihm kein besseres Geleitwort beizugeben, als das, mit dem Bettine ihre erste Publication eröffnete: „Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen".

Berlin, 28. August 1902.

Ludwig Geiger.



I. Kapitel.

Die Brüder Grimm und Dahlmann.

Die beiden Hauptpersonen, von denen im Nachstehenden die Rede ist, Friedrich Wilhelm IV. und Bettine, sind seltsam complicirte Naturen. Ihr Zusammentreffen ist wunderbar und ihr Verhältniß hat in der Geschichte kaum seines Gleichen. Bettine war zehn Jahre älter als der König. Sie war 1785 geboren (vergl. Anhang 1), der König 1795. Beide waren geistreich, von lebhafter Phantasie erfüllt, den Ideen der Romantik zugeneigt, beide mußten lange warten, bevor es ihnen vergönnt war, eine Rolle zu spielen. Bettine war 48 Jahre alt, als ihr erstes Buch: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" erschien; der König 45 Jahre alt, als er den Thron bestieg. Beiden ging vor ihrem öffentlichen Auftreten ein großer Ruf voran. Hochgespannte Erwartungen knüpften sich an ihr Erscheinen. Beide fühlten den Drang, thätig zu sein und das Sehnen durch Ungewöhnliches zu überraschen.

Friedrich Wilhelm IV. war in seiner fast überlangen Kronprinzenzeit, während des patriarchalischen Regiments seines tüchtigen aber geistigen Bestrebungen wenig zugänglichen, die Stimme der Zeit überhörenden Vaters der Hort des Liberalismus, die Hoffnung aller Geistesarbeiter gewesen. Bettine hatte, so lange ihr Gatte lebte, ihre reichen schriftstellerischen Gaben, von denen die Eingeweihten

längst wußten, unterdrückt, und war, spät freigeworden von den gern genommenen Rücksichten auf einen geliebten Mann, in rascher Folge mit zahlreichen Bänden sorgsam gehüteter Schriftstücke aufgetreten.

Beide waren nicht langsame methodische Arbeiter, sondern rasche impulsive Naturen. Er kein Mann des Raths, der nach ruhiger Abwägung, nach sachlich geführten Verhandlungen zu Entschlüssen kam, die zu ihrer Ausführung einer ähnlich langen Zeit bedurften, wie zu ihrer Durchberathung. Er redete gern und viel, weil er wußte, daß er gut sprach. Sie besaß wenig geistige Zucht, die rasch aufquellenden überströmenden Gedanken vermochte sie nicht in Ordnung zu halten, sie hatte weder das Talent zur Composition eines größeren Ganzen, etwa eines Romans, noch die Gabe, ihre Ideen zurückzuhalten und zu einem großen philosophischen Werke zu ordnen. Sie schrieb Briefe, „schüttelte", wie Jacob Grimm einmal sagte (Grimm-Dahlmann I. S. 399), „lange Antworten aus ihren weiten Aermel, unfähig, das nothwendige Maß der Dinge zu fassen und zu halten".

Wie alle Menschen, die ihr Bestes in Rede und Briefen ausgeben, waren Beide auf rauschenden Beifall derer erpicht, zu denen sie sprachen, stets auf eine unmittelbare Wirkung bedacht.

Beiden eignete eine gewisse Unklarheit: In einer oft absichtlichen Entfernung von dem Realen zimmerten sie sich ihre ideale Welt zurecht, in der sie sich wohl fühlten. Durch den Widerstand der brutalen Wirklichkeit erschreckt, flüchteten sie in das Reich der Phantasie, in dem sie der Gefahr entgingen, muthwilligen Zerstörern ihrer Luftgebilde zu begegnen.

So viel Gemeinsames Beide auch besaßen, in manchem waren sie verschieden: der Mann war eine fast weibliche Natur. Er empfand trotz allem Herrscherbewußtsein, trotz der Ueberzeugung von der Macht der fürstlichen Autorität ein gewisses Anlehnungsbedürfniß; die Frau besaß ungeachtet weiblicher Gefallsucht eine fast männliche Entschiedenheit, das Verlangen Andere zu leiten,

die Abneigung sich von Anderen den Weg vorschreiben, das Ziel bestimmen zu lassen. Sie war und blieb trotz jahrzehnte langer Zugehörigkeit zu adeligen Kreisen, zu der aristokratischen Gesellschaft unabhängig und frei, formlos, demokratisch in Rede und Thun, wurde auch, je älter sie ward, um so weniger den Formen geneigt, und blieb stets eine Fürsprecherin den Bedrängten und Unterdrückten. Er dagegen verstrickte sich immer tiefer in Vorurtheile seines Standes, verabscheute selbst den Tropfen demokratischen Oels, den er früher begierig aufgesogen, und mochte kein Tipfelchen des Gottesgnadenthums missen. Darum verschloß er sich ebenso mit zunehmendem Alter wie unter dem Eindruck der Revolution und der ihm mehr abgerungenen, als von ihm freiwillig gewährten Zugeständnisse der Stimme der Zeit, den ungestümen Forderungen fortschreitender Ideen, während sie stets entschiedener und lauter dem neuen zujubelte, ein immer beredterer Anwalt freiheitlicher Forderungen auf dem Gebiete der Religion und der Politik wurde.

Es ist leicht zu verstehen, daß zwei solche Naturen wegen ihrer Gleichheit sich suchten, auch vermöge ihrer Verschiedenheit Gefallen aneinander fanden. Bettinens Rolle ist immer die eines freien Anwalts, nicht eines beauftragten Rathgebers, der König erscheint als Freund, der zunächst ein ästhetisches Wohlbehagen hat an dem geistreichen Geplauder, sodann Bewunderung des unermüdlichen, freiwilligen Eintretens für die als recht erkannten Grundsätze, der aber trotz Wohlgefallen und Bewunderung nur das gewährt, was mit seiner königlichen Würde übereinstimmt oder seinen Anschauungen entspricht.

Wann die erste Berührung zwischen Beiden erfolgte, geht aus dem vorliegenden Material nicht hervor. Bei dem ausgebildeten literarischen Interesse des Kronprinzen ist es nicht unwahrscheinlich, daß er durch ein so bedeutendes und so ungeheures Aufsehen hervorrufendes Buch, wie Bettinens „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ war, zu irgend einer Aussprache veranlaßt ward, wie er

ja auch sonst gerne Schriftstellern seine Bewunderung aussprach. Vielleicht erfolgte dieser Brief im December 1839. Denn unser erster Brief macht den Eindruck, daß er wirklich das erste Schreiben Bettinens an den Fürsten war. Mit ihrem Danke verband die Schreiberin zugleich die Bitte, der Kronprinz möge sich für die Brüder Grimm interessiren, die Berufung dieser beiden Gelehrten mitbetreiben, die wegen ihres Verhaltens in der hannöverschen Verfassungsangelegenheit ihrer Professur in Göttingen entsetzt worden waren. Ueber diese Angelegenheit selbst ist weiter nichts zu sagen, da sie bei Meusebach S. 255 ff. ausführlich dargestellt ist. Unser Brief war bisher unbekannt.

1.

Durchlauchtigster Kronprinz![1]

Gnädigster Herr! [April 1840.]

Ich habe einen günstigen Augenblick erwartet, um für die Gnade danken zu dürfen, durch die mir im December vorigen Jahres ein Schreiben von Ew. Königlichen Hoheit zukam.

Schon früher war der Wunsch in mir rege geworden, mich dem Kronprinzen vorzustellen, und ich habe diesem Verlangen heimlich gefröhnt, indem ich in Gedanken oft Gespräche mit dem Kronprinzen führte, wie Menschen sich besprechen, die der Wahrheit allen Schein opfern.

So hat ein Vertrauen in mir sich begründet zu meinem gnädigsten Herrn, der wie die Göttlichen das Knechtische nicht liebt und auf den auch ich gesehen habe, wie man auf Göttliches sieht, indem ich vor Ihm innerlich alles aussprach, was mir die Seele bewegte. Aber da jezt eine Zeit war, wo jener frühere Wunsch wieder in Anregung kam, da merckte ich erst, wie groß

[1]) Königliches Hausarchiv König Friedrich Wilhelms IV. Corr. A. Rp. C. = 50. Ebenso alle folgenden Briefe Bettinens an Friedrich Wilhelm IV. und dessen Antworten. Sämmtliche Briefe sind buchstäblich genau abgedruckt.

die Kluft sei zwischen diesem inneren rückhaltlosen Vertrauen und jener fremden Annährung, die mir erlaubt sein würde in der Wirklichkeit, und da ich das erstere, aus dem so manches Begeisternde mir hervorgegangen war, nicht aufopfern wollte, so hab ich mir versagt, aus dem Kreis meiner innern Welt zu treten. Doch liegt mir Eins auf dem Herzen, ein Gelübde, was ich mir gethan habe und was eben, weil dies innere Vertrauen so ungestört sich in mir entwickelt hatte, mir so leicht zu erfüllen schien.

Ich habe zwei Freunde, deren reines Gewissen ihnen allein alles vergütet, was sie ihm opferten, die an die Welt nur dies eine Begehren haben, daß die Reinheit ihrer Gesinnung von den Besseren ihrer Zeit anerkannt werde; denen hab ich gelobt, ihre Lauterkeit vor den Augen des Kronprinzen darzulegen. Denn nach allem Großmuthvollen, nach allem Vorurtheilfreien und Selbstverläugnenden, was durch diesen inneren Verkehr sich mir im Charakter und Geist des Kronprinzen enthüllte, schien Er mir der erste, ja der einzige, dessen Erkenntniß Ersatz ihrer Opfer gewähre.

Wie soll ich aber die Lösung meines Gelübdes der ungefälschten Anschauung des Fürsten vertrauen, der mitten im Umschwung der Zeiten der Wahrheit Steuer zu lenken berufen ist, ohne die Grenzen, in denen die Scheu Ihm gegenüber mich hält, zu überschreiten und an jenen inneren Freund mich zu wenden, der absichtloses Vertrauen mit Nachsicht aufzunehmen geneigt ist! — Und warum nicht? — Ist doch ein großer Fürst zu sein nur dies eine: die Rechte der Menschheit vor dem inneren Gewissen geltend zu machen.

Ich wende mich daher nicht an den Kronprinzen der Welt, ich wende mich an den herablassenden Freund jener inneren Mittheilungen, der mir erlaubt, ohne Rückhalt den entschiedensten, den in die Wahrheit eingreifendsten Weg zur Lösung meines Gelübdes einzuschlagen.

Möchte dies einemal der Kronprinz geneigt sein, die Rolle jenes Freundes einzugehen und das Vertrauen, was ohne fremden Rath und ohne Mitwissen Anderer allein sich Ihm zuwendet, so willfährig aufnehmen, als ob ein wirkliches Anrecht an die herablassende Güte meines gnädigsten Herrn mir zukomme; dann bin ich auch überzeugt, dieser Weg, den ich wähle, kann nicht misbraucht noch misdeutet werden.

Ich unterzeichne nicht. Sollten diese Zeilen dem Kronprinzen misfallen, so hab ich sie nicht geschrieben.

Der Kronprinz brauchte kein Prophet zu sein, um die Anonyma zu errathen. Vielleicht mochten ihm die Schriftzüge bekannt sein; auch war die Schreibart eine solche, daß nur Wenige als Autoren in Frage kamen, überdies lagen dem Briefe die beiden ersten Bände der unter Wilhelm Grimm's Patronat von Bettine herausgegebenen Werke Achim's von Arnim bei, welche die „Kronenwächter" enthielten. Der Empfänger erwiderte daher mit geistreichen Scherzworten an die richtige Adresse[1]), dankte für die literarische Sendung, an der er sich auf's Neue erfreut habe, bezeugte seine Theilnahme für die „forschenden Grimme", die er mit „forschendem Grimme" errathen habe, und wünschte neues Material, um nochmals für seine Schützlinge einzutreten.

Bettine antwortete fast unmittelbar darauf,[2]) indem sie Briefe übersandte, welche die Berufungsangelegenheit der Brüder Grimm klarlegen sollten — sie hatte, den Kronprinzen mißverstehend, gemeint, daß dieser beabsichtige, den aus ihrem Amte Verwiesenen eine materielle Hülfe angedeihen zu lassen —, das tiefste Geheimniß, für das Mitgetheilte und die Vergünstigung erbittend, nicht zu dem Kronprinzen, sondern zu dem Freunde zu reden.

---

[1]) 20. April 1840, Meusebach 290 fg.

[2]) 22. April, Meusebach 291 fg.

Auf diesen Brief erwiderte der Kronprinz[1]) mit lebhaftem Dank für das Ueberschickte, das er mit diesen Zeilen zurücksandte, Bettinens Schwager Savigny vertheidigend, in dem diese ein Haupthinderniß der schnellen Erledigung der Angelegenheit gesehen hatte. Zum Schluß forderte der Briefschreiber, wohl nicht im vollen Ernst, die Verbrennung seines Schreibens.

Daß diese Weisung nicht befolgt wurde, bekannte die Empfängerin in ihrem zweiten Brief, der so lautet:

2. [Mai 1840.]

Gnädigster Herr!

Durchlauchtigster Kronprinz!

Ich habe mich so gefreut, Ew. Königl. Hoheit diese Blätter aus meiner Jugendzeit darzulegen, daß ich nicht erwarten kann, bis der Titel gedruckt sein wird. So kommt dies Buch denn ohne Emfehlung, blos im grauen Büsserhemdchen, um Nachsicht flehend auch für mich, die vielleicht wagte, was der Verzeihung bedarf; denn im Herz und Geist regt es sich mir oft so gewaltig, daß ich die Zügel meiner Rede nicht zu lenken vermag.

Ich war in meinem Leben immer zurückhaltend über das, was mich tiefer bewegte, doch überrascht mich zuweilen eine Gewalt nachzudenken und mich auszusprechen; Dinge, scheinbar außer meinem Bereich liegend, aber für die ich glühe, als hinge mein Heil davon ab, halten mich in fortwährender Aufregung.

Ew. Königl. Hoheit haben mir alles verziehen und so zu mir gesprochen, daß es einen tiefen, tiefen Eindruck mir gemacht hat, da ich fühle, das Rechte ist die einzige Gewalt, die Macht über den Kronprinzen hat.

---

[1]) 15. Mai, Meusebach 293 fg.

Und den Brief habe ich nicht verbrannt, aber die Flamme habe ich angefacht des Danks und der Liebe zu meinem gnädigsten Herrn. Und was das Schweigen betrift, so ist es mir selbst die nothwendigste Bedingung, in meinem Gefühl geheim zu halten, was mir so heilig ist.

Berlin am 23. May 1840.

Ew. Königl. Hoheit
unterthänigste Magd
Bettine Arnim.

Das Buch, das Bettine übersandte, war die noch nicht ganz fertige „Günderode“. Der Kronprinz dankte in einem geistreichen Billete für die Gabe[1]) und bezeichnete es als besonders dankenswerth, daß sie in so trüben Tagen, der tödtlichen Erkrankung des Königs, ihm eine erlaubte und edle Zerstreuung in die Hand lege[2]).

Wirklich starb der König am 7. Juni; der Kronprinz folgte ihm in der Regierung als Friedrich Wilhelm IV. Die Grimm'sche Angelegenheit, die in unseren Briefen nun verschwindet, wurde nach dem Wunsche der Betheiligten in den ersten Monaten der neuen Regierung geregelt. Schon am 8. November erging der Ruf an Jacob; er nahm alsbald für sich und den Bruder an; im März 1841 übersiedelten die Brüder nach Berlin, dessen Akademie und Universität sie Jahrzehnte lang zur Zierde gereichten.

Noch ehe indessen diese erste Angelegenheit völlig in's Reine gekommen war, hatte Bettine einen neuen Schritt, den ersten beim nunmehrigen König unternommen. Von den Göttinger Sieben stand F. C. Dahlmann, Historiker und Politiker, den Brüdern am nächsten. Mit ihm mag Bettine wohl durch die Brüder bekannt geworden

---

[1]) 23. Mai, Meusebach 294.

[2]) Den zweiten Theil der „Günderode“ überreichte sie durch Alexander von Humboldt am 17. Juli 1840, vergl. Bettine S. 343.

sein, von diesen wurden ihre Briefe nach Jena an Dahlmann geschickt[1]). Durch ihre Vermittelung gelangte auch ein Bild Bettinens an Luise Dahlmann[2]). Von den Göttingern schien Bettine dieser Historiker und Politiker, der ihr übrigens von Hegewisch in Kiel direct empfohlen worden war, der einzige, der zum Rathgeber des Königs geeignet war; die Uebrigen waren der Physiker Weber, der Rechtshistoriker Albrecht, der Orientalist Ewald; der siebente, gleichfalls Historiker und Politiker, Gervinus, war für sie echt menschlichem Empfinden gemäß ausgeschlossen, da er sich heftig gegen ihren Briefwechsel mit Goethe ausgesprochen hatte und, wie sie wohl erfuhr, sehr stark gegen sie eingenommen war[3]). Dem Professor Dahlmann legte Bettine durch Jacob Grimm nahe[4]), seine Ansicht über die politische Lage Preußens und dessen Zukunft auseinanderzusetzen. Grimm trug bei der persönlichen Zusammenkunft dem Freunde den Wunsch der Freundin vor. Dahlmann kam der Aufforderung ziemlich unwillig nach[5]).

Er glaubte an keine neue Zeit, sah vielmehr für Preußen ein zweites Jena voraus, und erblickte das einzige Heil in der Gewährung der schon von Friedrich Wilhelm III. versprochenen Reichsstände. Bettine ließ sich nicht so rasch abschrecken, sondern richtete einen ferneren Brief an Jacob (13. Juli), um den gemein-

---

[1]) 15. Juni 1838 Dahlmann-Grimm.

[2]) 10. November 1838 a. a. O.

[3]) Vergl. für die spätere und damalige Zeit Grimm-Dahlmann II. 276. 280.

[4]) 30. Juni, Springer, Dahlmann II. 101 ff.

[5]) Die beiden Briefe Dahlmann's vom 6. und 19. Juli liegen im Original im Königlichen Hausarchiv, sie werden aber nicht noch einmal abgedruckt, da sie vollkommen correct, allerdings mit einzelnen wenigen orthographischen Abweichungen und Weglassung der Respectsformel am Schlusse in Springer's Werk über Dahlmann Band 2, 103 ff. abgedruckt sind. Dort findet sich auch ein Auszug aus der Antwort Bettinens, der aber andere Stellen als die unten abgedruckten betrifft.

samen Freund zu weiteren Erklärungen zu veranlassen. Dahlmann that dies in dem Brief vom 19. Juli, der noch energischer als der erste die Forderung der Reichsstände als eine unumgängliche betonte und die Nichtschaffung solcher als die schlimmste Gefahr für Deutschland und Preußen erklärte.

Diesen beiden Schreiben, die bei der Uebersendung an den König von Bettina als „Dahlmann's erster und zweiter Brief" bezeichnet werden, ist die vom 30. Juli 1840 datirte, 8 Quartseiten umfassende Antwort Bettinens in eigenhändiger Abschrift beigefügt.

Die Schreiberin führt aus, daß sie Politik in der Phantasie treibe und in ihren Märchen-Erzählungen und -Vorstellungen zur Ueberzeugung gekommen sei: „Ein guter König muß sich überall selber Schach bieten". In ihren darüber handelnden Ausführungen erzählt sie, sie habe früher im vollen Ernst dem Minister Altenstein vorgeschlagen, „die alten Staatsminister auf halbe Pension zu setzen und für die andere Hälfte die verfolgten und vertriebenen Demagogen als solche anzustellen". Bei solchen extravaganten Vorschlägen habe sie den Vortheil, „daß dem Zuhörer vor Verwunderung über die scheinbare Absurdität derselben der Verstand stille steht". Entgegen dem Altenstein'schen Worte: „Der Staat darf sich kein Dementi geben" würde sie als König sagen: „Ich will mich geirrt haben". Sie räth dem Könige an, das Volk zu seinem Priester und Beichtvater zu machen. Ueber den 5. Punkt ihres Correspondenten („der Religionsstreit, einmal angefacht, wird ohne Reichsstände immer fortwuchern") erbat sie nähere Aufklärung.

Dahlmann beantwortete den Brief nicht; daher fügte Bettine ihrer Sendung ein Blatt bei, in dem es heißt: „Es war von mehreren Seiten der Wunsch geäußert worden, Dahlmann's Anstellung in Preußen in Anregung zu bringen; ich dachte durch eine Reihe solcher schriftlichen Aufforderungen ihn zu bewegen, über alle politischen wie sittlichen Fragen und Verhältnisse sich unbe-

fangen auszusprechen und so dem König durch ihn selber seinen Charakter und seine Gesinnungen darzulegen".

Die beiden Briefe Dahlmann's, ihre letzte Antwort und die Schlußbemerkung, mit der sie diesen Zwischenfall beendete, übersandte Bettine dem Könige mit folgendem undatirten Billet[1]).

[Undatirt.] 3.

Königliche Majestät! [Sept. 1840.]

Vielleicht ein müssiger Augenblick gewährt Euer Majestät in beiliegendem Brief soviel Genuß, als die Biene aus dem frisch geöffneten Blüthenkelch trinckt. Diese Blüthe eines neugebornen Glückes umfaßt noch einen Thautropfen des Seegens für Euer Majestät.

An den indischen Tempelfesten der Frühlingsfeier ist es Sitte, daß die Weisen und Großen des Reichs sich den Schuh auflösen und mit nacktem Fuß die klaren Thauperlen vom Grase losschütteln als Zeichen, daß sie des reinsten Seegens würdig wollen wandlen. Möchte dieser Seegen fortwährend die Schritte von Euer Majestät begleiten.

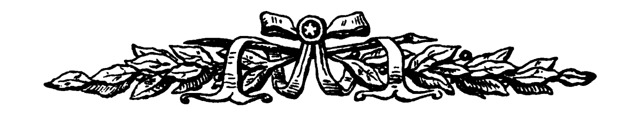
Euer Majestät
unterthänige
Bettine Arnim.

---

[1]) Vielleicht hat Bettine an den König damals noch mehr Briefe geschrieben als erhalten sind; wenigstens berichtet Varnhagen (Tgb.) 13. October 1840 Folgendes: „Bettine liest mir, nachdem ich das Geheimniß gelobt, einen Brief vor, der entschieden Constitution fordert. Sie will solche durchaus, hält alles Andre für nichts. Der König habe so kein Kind, so möge er die Constitution als solches haben. Sie verabscheut Rochow'n, Müffling und alle diese Leute, hält nichts auf die Frommen, rechnet wenig auf Eichhorn, der ganz zaghaft sei, sieht nur Heil in dem Volke, in der Jugend, in Reichsständen."

Diese ganze Sendung kam dem König am 20. September bei seinem letzten Nachtlager vor der Rückkehr aus Königsberg zu, wo er durch seine bekannte Antwort an die preußischen Stände manche Hoffnungen getäuscht hatte. Es scheint nicht, daß der König auf diese ganze Sendung reagirte. Daß Dahlmann den Briefwechsel nicht weiter fortsetzte, hatte seinen Grund in dem nur zu wohl begründeten Verdacht, Bettine werde seinen Brief an den König senden, „und da wäre es ein Rollespielen von meiner Seite gewesen, hätte ich weiter geschrieben", Wilhelm Grimm suchte den erzürnten Freund zu beruhigen, und auch Bettine bemühte sich immer wieder einzulenken. Dadurch wurde in der That Dahlmann umgestimmt, der Gervinus gegenüber die Vertheidigung der muthigen, für das Gute kämpfenden Frau übernahm[1]). Daß Dahlmann später directe Beziehungen mit dem König unterhielt, im Jahre 1848 ihm sein politisches Programm entwickelte und von dem Herrscher bedeutsame Antworten empfing, ist aus Springer's Biographie des Historikers bekannt.

[1]) Für die Einzelheiten vergl. Meusebach S. 279, Grimm-Dahlmann I, 415. 416. 450, II, 201. 203.





II. Kapitel.

Das Königsbuch.

In den bisherigen Briefen war hauptsächlich das persönlich literarische Moment hervorgetreten; an dessen Stelle gelangt nun ausschließlich das politische. Ihre Gedanken, Hoffnungen und Aussichten wünschte die geistreiche Frau in einem Buche auszusprechen. Die erste Andeutung davon, zugleich mit der Bitte, es dem Könige zueignen zu dürfen, erfolgte in einem Briefe an Alexander von Humboldt[1]). Sie charakterisirte es als „Bruchstücke aus einer früheren Zeit, abstruse Gedanken, die mich damals oft in der Nacht aus tiefem Schlafe weckten.“ Ihr Wunsch wurde erfüllt, wie aus einer charakteristischen Aeußerung Varnhagen's hervorgeht[2]).

[1]) 5. Mai 1841, Bettine S. 347.

[2]) Tgb. 17. Mai 1841: „Besuch bei Bettine von Arnim; der König will ihre Zueignung annehmen, hat es ihr durch Humboldt schreiben lassen; dieser berichtet noch, auf die Frage des Königs, welches der Inhalt sei, habe er geantwortet: „Die Nacht des Gemüths und der Natur von der hellsten Geistessonne beleuchtet,“ welches er zwar selber nicht verstehe, der König aber für gut angenommen habe; derselbe habe noch hinzugesetzt: „Wenn Frau von Arnim aber ihm mehr aufbürde und zumuthe, als ihm gebühre, so würde er öffentlich in allen Zeitschriften gegen sie zu Felde ziehen!“ Vergl. auch Bettine an Stahr, oben im Text (S. 14). Aehnlich schreibt Varnhagen an Fürst Pückler (Pückler's Briefe und Tagebücher III, 385, 21. Mai 1841): „Bettine wird ein neues Büchlein herausgeben und dem Könige zueignen.“

Bettine selbst äußerte sich über ihren Plan in einem Brief an Adolf Stahr. Die Beziehungen zu diesem Schriftsteller gehören zu den Bemühungen unserer Autorin, auf jüngere Leute einzuwirken, sich in lebendiger Beziehung mit der Jugend zu erhalten. Ein ganz junger Mann war Adolf Stahr, geboren 1802, freilich damals nicht mehr. Er hatte sich durch philosophische Untersuchungen über Aristoteles, durch literarische Arbeiten und Veröffentlichungen über Merck, Goethe's „Iphigenie" und Anderes in gelehrten Kreisen einen Namen erworben und durch Kritiken und Correspondenzen in viel gelesenen politischen und literarischen Blättern auch in weiten Kreisen einen Ruf gewonnen. Bettinens Aufmerksamkeit hatte er durch eine Besprechung ihres Briefwechsels mit Goethe, durch seine Theilnahme an den von ihr geschätzten Gedichten des Ph. Nathusius und durch begeisterte Huldigungen erweckt, die er ihr darbrachte. Persönliche Bekanntschaft brachte Beide einander näher, sodaß er sie im Jahre 1840 bat, bei seinem jüngsten Kinde Pathin zu sein, was sie gern annahm[1]). Ueber ihren damaligen Plan berichtete Bettine an Stahr Folgendes, 5. Juni 1841: „Ich habe den König um Erlaubniß gebeten, ihm mein Buch zuzueignen, was sagen Sie dazu? Er hat gesagt ja! Es werde ihn freuen, aber ich sollte meiner Phantasie nicht die Zügel schießen lassen, sonst werde er öffentlich gegen mich zu Felde ziehen. Guter Professor Stahr, ich freue mich darauf, Ihnen das Buch zu geben, obschon ich gar nicht weiß, was ich hinein schreiben soll, aber ich muß in diesen Tagen den Druck beginnen, und daher muß auch etwas drin stehen. Beten Sie zu den Sternen, daß die mich nicht sitzen lassen." Die Schrift, die hier zum ersten Mal angedeutet wird, ist die merkwürdige Arbeit: „Dies Buch gehört dem König." (Berlin, Herm. Schröder, 1843, 2 Theile, zusammen 598 Seiten, der zweite Theil beginnt S. 308.)

[1]) Der Briefwechsel Beider, soweit er nicht unseren Gegenstand betrifft, soll in anderem Zusammenhang veröffentlicht werden.

Die Drucklegung des Werkes wurde jedoch nicht so bald begonnen, wie die Verfasserin an der zuletzt erwähnten Stelle vorgiebt. Die Arbeit dauerte lange. Der König reiste damals, unter anderen auch von Alexander von Humboldt begleitet, nach England, Mitte Januar bis in die zweite Hälfte Februar 1842. Während dieser Zeit schrieb, wie Varnhagen im Tagebuch 30. Januar 1842 berichtet, Bettine an Humboldt nach London: „Er solle ihr vom König für das Buch, dessen Zueignung er angenommen, hier Censurfreiheit geben".

Zum Verständniß dieser Bitte und zur richtigen Würdigung der bald zu erzählenden Schicksale von Bettinens Buch ist auf Folgendes hinzuweisen. Am Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms IV. bestanden die strengen Censurgesetze aus den Jahren 1819 und 1834[1]). Ihre zeitgemäße Umänderung gehörte zum Regierungsprogramm des neuen Herrschers[2]).

Der erste Schritt zu einer solchen Neuregelung der Preßgesetzgebung, den der Monarch unternahm, ist seine Cabinetsordre an die drei Censurminister vom 10. December 1841. Der Herrscher ordnete darin eine Neubesetzung des Obercensurcollegiums mit Rechtsverständigen an, verlangte die Aufhebung der über die Bundesgesetze von 1819 und 1834 herausgehenden Beschränkungen und eine Privilegirung der Minister, Generäle, Oberpräsidenten, der sonstigen höchsten Beamten, Akademieen, Universitätsprofessoren,

---

[1]) Vergl. Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Censur, Berlin 1900 S. 3 ff.

[2]) Für das Folgende vergl. Stölzel: Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, 2 Bde. Berlin 1888, und die brauchbare Zusammenstellung: Die Preußische Preßgesetzgebung. Vollständige Sammlung aller . . . Gesetze . . . Berlin 1843. Im Geheimen Staatsarchiv sind mir ferner die Acten über das Zustandekommen des neuen Preßgesetzes von 1842 an zur Verfügung gestellt worden; die Resultate dieser Untersuchung nebst einer wichtigen Denkschrift von Radowitz und zwei höchst merkwürdigen Abhandlungen Savigny's nebst einer dazu gehörigen ausführlichen Darlegung Metternich's denke ich in anderem Zusammenhang zu veröffentlichen.

die nicht nur ihre eigenen Schriften censurfrei herauszugeben, sondern auch den Schriften Anderer die Druckerlaubniß zu ertheilen ermächtigt sein sollten.

An demselben Tage erfolgte eine zweite Cabinetsordre, in der es hieß: „Möglichste Freigabe der Besprechungen von Gegenständen der Staatsverfassung in den Tagesblättern, dagegen als Correlat rechtzeitige Veröffentlichung officieller Leitartikel in den inländischen Zeitungen über die von der Regierung getroffenen Maßregeln.“

Die schon erwähnte Reise des Königs nach England legte ihm den Gedanken an englische Preßfreiheit nahe. In Folge davon, theils schon zur Ausführung der in den erwähnten Cabinetsbefehlen angedeuteten Gedanken, begannen im Schooße der Ministerien eingehende Verhandlungen, deren erste wichtige Folge der vom December 1842 datirte (vom Geheimen Rath Bitter verfaßte) Entwurf eines Gesetzes über die Beaufsichtigung der Presse war. Bevor indessen dieser Entwurf vollendet wurde, hatte der König eine überaus wichtige Cabinetsordre vom 4. October 1842 erlassen, die, da sie auch für das hier in Rede stehende Buch von einschneidender Bedeutung ist, hier folgen muß:

„Indem Ich eine Revision der für das Censurwesen in Meinen Staaten bestehenden Verordnungen und Verwaltungsformen angeordnet habe, will Ich, ohne die Beendigung dieser bei ihrer großen Wichtigkeit längerer Vorbereitung und Zeit erfordernden Arbeiten abzuwarten, schon jetzt die Presse von einer durch die Bundesgesetzgebung nicht geforderten Beschränkung befreien, indem Ich bestimme: daß die in Meinen Staaten erscheinenden Bücher, deren Text mit Ausschluß der Beilagen 20 Druckbogen übersteigt, wenn sowohl der Verfasser, wie der Verleger auf dem Titel genannt ist, der Censur ferner nicht mehr unterworfen sein sollen. Auf Bücher, welche in einzelnen Lieferungen erscheinen, erstreckt sich diese Bestimmung nur insofern, als der Text jeder Abtheilung 20 Druckbogen übersteigt. Von jeder hiernach ohne Censur er-

scheinenden Schrift muß vierundzwanzig Stunden vor ihrer Austheilung ein Exemplar bei der Polizeibehörde niedergelegt werden. Für die Befolgung dieser Vorschriften sind der Verfasser und der Verleger, im Gleichen der Drucker, dessen Name auf dem Titel oder am Schlusse des Werkes angegeben sein muß, bei einer polizeilichen Geldstrafe von 10 bis 100 Thalern verantwortlich. Ueber die Festsetzung dieser Geldbuße entscheidet der Oberpräsident unter Vorbehalt des Recurses an den Minister des Innern, der Recurs muß innerhalb 10 Tagen nach Publication des Resoluts des Oberpräsidenten bei Letzterem angemeldet werden. Die bisherigen Strafgesetze gegen die im Wege der Presse verübten Verbrechen — namentlich die Bestimmungen in dem Artikel XVI. No. 2 und 3 des Censuredicts vom 18. October 1819 [1]) — bleiben auch in Beziehung auf diejenigen Bücher in Kraft, welche fortan von der Censur befreit sind".

Das Werk „Dies Buch gehört dem König" ist wohl eins der merkwürdigsten Werke unserer Literatur. Es ist keine fortlaufende Erzählung, vielmehr, wie die Verfasserin einmal sagt: „Wir fahren mit einem Hauderer, der alle Viertelstunde ein Schnäpschen nimmt und alle Anrand Fütterung hält".

Es ist aber ebensowenig eine Auseinandersetzung von Gedanken in logischer Reihenfolge, sondern ein Geplauder, von dem die Autorin selbst bekennt, daß sie vom hundertsten ins tausendste kommt. Endlich ist es auch kein Buch, das sich als Darstellung der Verfasserin ausgiebt, sondern als Mittheilungen der Frau Rath Goethe. Bei diesen läuft wirklich Gehörtes mit Freierfundenem durcheinander, ebenso wie die eigenen Erinnerungen mit kleinen aus den Gesprächen der Frau Rath aufgeschnappten Zügen zu-

[1]) Sie besagen, daß im Falle der Strafbarkeit — bei frechem Tadel der Landesgesetze oder Regierungen — Gefängniß- oder Festungsstrafe von 6 Monaten bis 2 Jahren eintrete, und daß der Verfasser oder, wenn dieser nicht genannt werde, der Verleger verantwortlich sei.

sammengemengt sind. Die Aehnlichkeit mit diesen Offenbarungen wird dann hergestellt durch Frankfurter sprachliche Wendungen z. B. dem häufigen Gebrauch des Wörtchens „als“ in der Bedeutung von „manchmal“; durch die Weglassung der Schluß-e „die Füß, die Nas“, durch den Gebrauch des b statt p: „Bomeranz, Blanke“, durch die Einführung mancher Frankfurter Idiotismen: „der Wachsthum“, „schöpfen“ statt „schaffen“, „lunzen“ statt „lungern“, „batten“ für „nützen“ und Aehnliches.

Unterscheidet man Erzählung und Ausführung, so kann man die erstere sehr kurz abmachen. Frau Rath erhält nämlich durch einen von der Königin Luise geschickten Diener die Aufforderung nach Darmstadt zu fahren, um sich der Königin vorzustellen. Sie unternimmt die Fahrt in einem mit vier Pferden bespannten Wagen, wird in Darmstadt in einem Garten von der Monarchin freundlich empfangen, mit einer goldenen Kette beschenkt, schläft aber in Folge der Hitze und Aufregungen nach der Unterhaltung ein. Als sie aufwacht, ist es Nacht. Sie geht in das Schloß, wo sie bereits während des Tanzens vermißt worden ist, wird von der Königin überaus holdselig begrüßt und gnädig entlassen. Bei der Rückfahrt präsentirt in Frankfurt die Wache am Thor vor ihr, in ihrer Wohnung wird sie von allen Verwandten empfangen, die in großer Angst schweben, sie sei im Gefängniß zurückbehalten worden. Sie entläßt ihre Verwandten ziemlich ungnädig, legt sich zu Bett, aber ihre Jungfer trommelt die Verwandten wieder zusammen, damit sie die von der Königin geschenkte goldene Kette bewundern. Auch ein gerade vorbeifahrender Arzt wird herbeigeholt, der schließlich noch die Stadthebamme zur Besichtigung schickt.

Diese durch vielfache Reflexionen unterbrochene Geschichte („die Frau Rath erzählt“, „Abenteuer mit der Königin“) nimmt den geringsten Theil des Buches ein. In dem übrigen finden sich nur Gespräche und zwar: „ein vertraut Gespräch 1807, Frau Rath und Bettine, der Pfarrer und wieder Bettine“; dann „Sokratie

der Frau Rath, Bruchstück: „der Verbrecher“; ein „Gespräch zwischen Frau Rath und dem Pfarrer und dem Bürgermeister“, endlich ein „Gespräch mit einer französischen Atzel“; zum Schluß ein Anhang über die Verhältnisse im Berliner Vogtland.

Was außer der Formlosigkeit auf den Leser unangenehm wirkt, sind die übertriebenen Lobsprüche, mit denen der Pfarrer die Frau Rath rühmt, andererseits die übermäßige Anerkennung, die sich Bettine von Frau Rath ertheilen läßt. Um glaublich zu machen, daß die Reden wirklich von Frau Rath herrühren, fingirt die Verfasserin, daß sie gleich nach den Gesprächen, die sie entweder selbst geführt oder heimlich mitangehört habe, nach Hause geeilt sei und das Gehörte aufgeschrieben habe.

Wie bei allen Büchern Bettinens, werden diese Mängel der Composition, das etwas ungenirte Selbstlob und die Dürftigkeit der Fiction reichlich aufgewogen durch die poetischen Schönheiten, durch die Fülle und Freiheit der Gedanken. Es finden sich hoch poetische Stellen über Goethe, über den Genius, über die Freiheit im Allgemeinen, über Frauenwesen; die Hauptsache aber bleiben die politischen und religiösen Ausführungen.

Es wird als Beruf des Fürsten erklärt, sich wahrhaft an die Spitze des Volkes zu stellen, „das so laut zu ihm gerufen hat“. Es wird die Ueberzeugung kund gethan von der Macht einer großen Persönlichkeit, von der Mission des Herrschers, „der aus Ehrfurcht vor der Wahrheit sich keine Lüge erlaubt“, von der gemeinschaftlichen Thätigkeit des Fürsten mit dem von ihm geliebten und ihn liebenden Volke. Constitutionelle Regierung und Freiheit der Presse werden als nothwendige Forderungen aufgestellt. Alle Schranken müssen fallen zwischen Fürst und Volk, die von Hofleuten und Bureaukraten errichtet worden sind. Gerade ihre Verbindung, ihr Zusammenhalten, ihr strammes Verweilen beim König, ihr Zurückschieben des Volkes, das ist die große „Larifariverschwörung“, sie bilden die schlimmste Gefahr nicht bloß wider die

Freiheit des Volkes, sondern auch gegen die Selbständigkeit der Herrscher; sie müssen entfernt werden, damit es Volk und Fürsten wohl werde.

Außer der politischen verlangt die Schriftstellerin religiöse Freiheit. Sie verwirft die Kirche so wenig wie das Königthum, aber gegen die Diener der Kirche, wie gegen die Handhabung und Ausübung der Religion hat sie sehr viel auf dem Herzen, gegen Prediger und Inquisition, gegen die im Namen der Religion verübten Greuel, gegen das Aeußerliche, das das Innerliche der Religion überwuchert. Sie verwirft das Kleben am Bibelwort, die anthropomorphistische Herabwürdigung Gottes, daher ihr stetes Ankämpfen wider die Erzählung von den sieben Schöpfungstagen, das sich viel mehr aus ihrer hohen Auffassung des Gotteswesens erklärt, welche durch die Nothwendigkeit des Ruhetages verletzt wird, als aus ihren bibelkritischen Anwandlungen. Nicht in Gebräuchen und Dogma sieht sie das Wesen der Religion; nicht in dem „Pomeranzenglauben", der Ansicht nämlich, daß Gott alles, auch wider die Naturgesetze schaffen könne, wie etwa einen Pomeranzenkern in der Nase zum Wachsthum bringen; nicht in dem Gebet, wenn es bloß ein Schreien um die Barmherzigkeit und nicht der Ausdruck eines tiefinnerlichen Abhängigkeitsgefühls sei, sondern in dem Gotteshauch, der stets neu erschafft, der unendlichen Entwickelung von Natur und Geist; — ohne Geistesfreiheit werde selbst das Wort Gottes zur Heuchelei.

Endlich werden außer politischen und religiösen noch sociale Probleme gestreift. Neben dem Anhang, der, wie schon der Titel erkennen läßt, nicht von Bettine ist: „Erfahrungen eines jungen Schweizers im Vogtland", der anschaulich und beredt die gräßliche Noth der Weber in den nördlichen Districten Berlins schildert, wird in anderen Partien des Buches die Aufgabe des Staates dargethan, die Armen, Elenden und Unwissenden, die leicht auf den Weg des Verbrechens gerathen, zu läutern und zu retten durch

Erziehung und nicht durch Strafe. Auch die Todesstrafe wurde verdammt: „Jeder Blutstropfen sei zu viel“ heißt es einmal. Als Hauptargument für die Beseitigung dieser Strafe wird vorgebracht, daß durch eine solche die ungezeugten Menschengeschlechter mitverdammt würden.

Das Buch, das außer seinem orakelhaften Tone, seiner gänzlichen Dispositionslosigkeit, durch seltsame Vorschläge, z. B. den, Armenstädte zu errichten, Diebes- und Demagogenleibwachen für die Fürsten herzustellen, mitunter einen komischen Eindruck macht, ist hauptsächlich bedeutsam durch seine Erkenntniß und klare Hervorhebung der politischen, religiösen, socialen Mißstände, durch die warme Theilnahme an dem Volke, die Begeisterung für Selbständigkeit und Freiheit, die trotz aller Heftigkeit immer durchbrechende Liebe zu dem Fürsten, das Verständniß für die großen Aufgaben der Zeit und die Forderungen der Zukunft, den hohen idealen Flug der Gedanken. Hegt man auch manchmal den Verdacht, daß Bettine sich mit den Gewändern einer Pythia drapirt und die Rolle einer Egeria ersehnt, so berechtigt nichts zu dem Vorwurf, daß sie irgendwie eigennützige Absichten verfolgt habe. Sie bleibt die ideale Priesterin, die für ihren Herrscher betet und für ihr Volk.

Ehe dieses merkwürdige Buch veröffentlicht wurde, schrieb Bettine folgende zwei Briefe an den König: 11./12. April, 15. April 1843, den letzteren mit einer großen undatirten, aber gewiß dazu gehörigen Beilage.

4.

Bettine an Friedrich Wilhelm IV.

Als ich noch in der Heimath so licht und jung wie Mailaub freudig grünte, wenn wir da von sommerlichen Streifzügen spät am Abend heimkehrten, am Wald vorbei, auf dem das Mondlicht glänzte, und meine Gedanken mit wunder-

lichem Geflecht beglückender Abentheuer wie die Schlingpflanze mich umstrickten, da dacht ich mir im Wald drüben ein Hüttchen das ich bewohne. Dort wiegte die Dämmerung den Tag im Schoos wo ich träumen konnte, tief versunken ins goldene Glück heimlicher Liebe.

Der Stolze, Freigeborne käm dort herab von der Höhe, wo das klare flüchtige Gewässer niederrauscht; — so träumte ich und hörte das Laub rascheln unter seinen Tritten und der Thautropfen und die Seele glänzten ihm auf der Stirne, und ich sah hinauf zu ihm, freudig betroffen von seiner lieben Gegenwart. — Wir gingen Hand in Hand einsame Wege, da begegnete der Gott uns, der die Seelen zusammen hält. — Dann sah ich ihn über den Hügel wieder hinabschreiten, und wie sein Mantel im Wind flatterte, und wie in der Ebne ein frohlockend Getümmel ihn aufnahm mit Freuderuf und Trommeln und Freiheitsliedern. So in Träumen versunken bis zur Nacht schläferten wehmüthige Thränen und auch die Lust mich ein, wie ein Kind, das fester schläft wenn es ausgeweint hat.

Wie beglückend war das dem jungen Helden, wenn im Gewühl des Tags, wo Großes und Größeres wie Wogen vor ihm aufstieg, die Erinnerung verborgen ihm lächelte und die Hoffnung auf nahes Glück! — Ach, aber es waren ja nur die träumerischen Schlingen meiner Gedanken die ihn umfangen hielten in mir.

Einst waren die Begeistrungsträume abgeblüht, ihr Gewinde trug keine frischen Knospen mehr. — Doch lange nachher in einem Nu kehrten sie wieder. — Vielleicht finds heute zwanzig Jahr, da, auf der Emporkirche im Dom ward ich über dem Brausen der Orgel schlummertrunken. — Nach langer Pause wieder zum erstenmal wieder auf den verödeten Spielplatz früherer Träume zurückgeführt. Da schaute die schüchterne Vergangenheit aus der Ferne mich an. — Bald aber, unter

des Abts Vogler gewaltiger Faust zerriß mein Traumgewinde wieder. Die Orgel donnerte mich wach.

Wenige Schritte vor mir zwischen zwei schützenden Pfählen schwankte ein junger Blüthenbaum. Die Schlingen meiner Träume fühlten gleich schmeichelnd sich an ihm hinaufgezogen, als sei Er es, den ich eben im Traum gesucht. Die Seele schlingt sich auch in dem Fremden schön um den Genius. — Der junge Baum wogte hin und her voll feurigem Glanz wie Sonnedurchflimmert, freudig voll lächelnder Rede. —

Die Orgel hatte ausgebraußt. — So geistig nah ihm! — viel näher, als an seiner Seite jene Beiden, die ihn hinaus begleiteten, blieb ich zurück. — Ungesehen, ungefühlt. — Ach, aus Wonneträumen muß man nicht erwachen um nach der Wirklichkeit zu haschen! — Der geht kalt an Dir vorüber der im Traum Dich zu finden mit freudigem Weh sich sehnt. — Ich zählte in Gedanken die Jahre zwischen ihm und mir, und mußte traurig den Kopf schütteln, denn er war ja jünger als ich und hätte doch älter sein müssen wär er der Traumheld gewesen jener früheren Zeit.

Kann aber der Traum nicht prophetisch vorgreifen? — und könnte er es nicht doch gewesen sein? — Es ergrünte doch gleich das Geschlecht der Schlingpflanze wieder, und durchwankte in anmuthigen Seelengesprächen die Nachtstille und ließ sinnige Thauperlen hinabrinnen von den Blüthen in den Wein, den ich ihm bot. —

So vergingen die Zeiten, — Manchmal hing die freche Wirklichkeit sich in die leichten Traumgewinde. Das war mir hart, aufzuwachen unter dem Geschrei der Ueberklugen die ihn prießen und herrlich fanden an ihm was fremd war meinen Träumen. Sie stießen die Becher an, und ließen ihn hoch leben. Ach ich war froh daß sie ihn nicht kannten wie die Schlinge meiner Gedanken mir ihn anmuthig gefesselt hielt.

Und wenn ich den Becher ihm reichte wie dann ein höher Besinnen auf der trunkenen Stirn ihm leuchtete und Gelübde von der Sippe ihm aufstiegen, kühn der Zukunft in die Mähne greifend und im Sturm vorwärts jagend Feuergewappnet den Philistern zum Trotz und der bleiernen Zeit. — Ja so wars der Schellenklang der Welt begleitete falsch und lächerlich mir die liebsten Melodieen. Die Klugen und Vernünftigen zertraten barbarisch das Geflecht meines geträumten Glücks. Andere Dinge rissen mich da heraus ich konnte nicht mehr mit Träumen spielen. — Und was liegt doch daran wer Herr sich wähnt vom Vaterlandsboden wenn ungerechte Feigheit Aller Tirrann ist des Herrn wie des Unterthanen, und wenn die Großmuth auf schmalem Beete nur gepflanzt wird, als Zierpflanze um da und dort bei öffentlicher Gelegenheit einen schmückenden Strauß zu binden. Wie elend ist das! — Ach die Philisterwelt, wie schwere Unthat übt sie oft um dem Unrecht nachzuspüren und unendliche Tücken und Boßheiten und das Unrecht zu erweißen und wie verfolgt sie die eignen Nachkommen als ob sie ihr die Zukunft nicht gönnte. Und wie wars, daß mein junger Held schwieg? — Konnte er den jungen Anflug einer künftigen Generation so verderben sehen? — Viele von denen in einem Jahr mit ihm geboren weil sie hingerissen waren von unendlichen Hoffnungen, weil das Begeisterungsfeuer zu stark in ihnen loderte, wurden gemartert und der Freiheit beraubt. Wer scheidet leicht von dem stolzen Irrthum der Jugend, Wer kann ohne Schmerzen kühnen Gedanken und feurigen Entschlüssen entsagen? — War denn kein ander Mittel sie Euch zu versöhnen! — Aber die Philister haben ein eignes Gelüste sich an ihrem Gegentheil zu rächen.

Und Du junger Traumgenosse so herrlich Menschenliebend tönte Dein hohes Herz mir im Geiste wieder, konntest Du dulden

wollen daß ihr Herz unter des Treibers Peitsche keucht, die einst als Waffenbrüder mit hundert Armen voll herrlicher Strenge gemeinsamer Treue und Kühnheit Dich noch umschlingen konnten. Hättest Du Dich ihrer erbarmt. Konntest Du nicht eingehen in ihren Kerker, und verstehen lernen von ihnen, was sie bewegt hatte mit der Fackel die Haide anzuzünden, und warum sie nicht vertragen konnten glücklich zu sein in der Sittenschule des Staates! wie es heißt im Munde der Knechte. Es war vielleicht blos weil man so heillos dem Siegeslauf der Menschheit Klötze in die freie Bahn eingerammt hatte, da legten sie Minen an und wollten sie lossprengen. Hättest Du nur Dich ihrer angenommen und sie belehrt daß auch im Dulden einlenken sei der Zeit, und daß ja das Leben der Welt bald im Aufflug sich entfalte und auch in der Rückkehr zu sich selbst. Wär das Dir zu viel gewesen sie zu retten? sie Dir zu gewinnen, ganz und für immer? — Und wär das Schicksal auch wie die Megäre über Deine Zeit hergefallen; sie hätten gestritten mit ihm für Dich wie der junge Herkules sie bekämpfte.

So war denn auch mir das Traumleben verscherzt weil die Wirklichkeit da hereingebrochen war und mich schmerzlich verwundete und weil Du anders warst wie meine Träume Dich wollten. Bald nachher kam Dir eine freudige Zeit, ein Tag des Glückes mit geläuteten Glocken mit Volksjubel durchstürmt. Die Menge mit Glückwünschen ohne Zahl umströmte Dich, und meine Träume schwiegen in dieser lauten Wirklichkeit. Ich dachte der Gefangenen denen man in der Mitte ihrer Jugend die Begeistrung und alle erwachenden Gefühle in wilden Haß umwandelte. — Es war mir schauderhaft zu denken und der Athem verging mir an jenem Tag voll Sonnenschein, daß drunten am dunklen Ort mancher das Freudejauchzen vernehme und dabei verzweifle. Und wie könnte er doch be-

sonnen glücklich sein, und herrlich und feurig in der Liebe, wenn er wüßte, daß andern die Hoffnung aus dem Herzen gerissen ist mitten im Frühling in endloser Gefangenschaft!

Wie hab ich gerungen im Herzen, und die Ohnmacht lag mir in den Gliedern. — Bald dämmerte es mir auf als müsse ich ihm zurufen befreie sie, gieb ihnen den Platz wieder auf Erden und das Ideal ihrer Jugend in Dir! — Wage was man nur mit begeisterten Kräften zu erschwingen vermag und lege den Keim einer großen unüberwindlichen Zukunft in ihre Brust, mach sie zu Helden die begeistert für Dich das wandlende Schicksal Dir fesseln. Ach die Großmuth berechnet nicht. Und konntest Du sie Dir auch nicht gewinnen so hattest Du sie doch befreit.

Die zärtlichen Gewinde der Traumpflanze sind abgewelkt, wollten sie auch wieder hinanstreben, was ists das sie niederschlägt, daß ihre Zweige herabstürzen vom Traumbild. Goldne Wolken! — ich mag nicht wie sonst hinaufschauen, wie Ihr über Ihm hinzieht. Die Seele ist mir ganz entwöhnt an ihn zu glauben, und ich bin traurig hier allein in der Nacht! Warum wein ich über Dich? — Du gehst mich ja gar nichts an. Du sagst, Du seist mein Freund? — Du bist nicht mein Freund! Wollte doch der Traum einmal noch seine grünen Zweige um Dich und mich winden daß ich wähnen könnte wie sonst. —

Noch graut der Morgen nicht, eine Stunde ists noch vor Tag, noch schlummern die Straßen. könnte doch mein Herz wie die erfrischte Pflanze aufwachsen zu Dir! — Dann wollt ich in die prophetischen Haine Dich führen. — Aber! — Der delphische Gott ist dir stumm, und die Straße ist eingestürzt die dahin führt.

Geschrieben in der Nacht vom 11. zum 12. April 1843.

5.

Bettine an Friedrich Wilhelm IV.

Königliche Majestät. [15. April 1843.]

In der Nacht, wo ich am Abend die mich seltsam berührenden Zeilen von Euer Majestät empfing ergrünte neubelebt die träumerische Schlingpflanze einer früheren Zeit in mir. Ihrem überwältigenden Reiß ganz hingegeben begegnete ich dem, an dem sich das Geflecht früher mit geheimer Lust hinangezogen hatte, er sagte aber nicht zu mir: „Ich staune mehr als ich an Dich glaube" im Gegentheil war er innigst dem Geweb meiner Traumgedanken hingegeben und hielt so still als fürchte er es zu zerreißen. Auch fragte er nicht und hielt mirs nicht als Irrthum vor daß ich sage: „jedem Menschen sei sein Gott ein goldnes Kalb". Er sah nach den Sternen und dann nach dem Morgenlicht, und nickte. Daraus entnahm ich, er sei nicht von denen die das läugnen. Dann fragte er auch nicht ob ich ihn für „gar wenig klug" achte. Denn die Weisheit ist nicht klug, sie ist einfältig.

Aus allem diesen ergiebt sich, daß jene Epistel die ich in Euer Majestät Hände legte, an jenen Traumgenossen gerichtet sei wie auch das beifolgende Blatt, was ich hier als Beweiß niederlege daß der Traumgenosse manche zu verwechslende Aehnlichkeiten habe mit Euer Majestät. So gehen Doppelgeister über großen Geschicken hin, unter Ahnungen und mitfühlendem Sehnen zu ersetzen was ihnen die Lüge der Welt raubte. —

So möge denn Euer Majestät angeborne Milde die allzukühnen Schritte nur als Folge jenes Irrthums nicht zu hart strafen.

Freilich würde ich sehr erschrocken sein hätten Euer Majestät mich beim Wort genommen, und von mir die Lösung meiner

Betheuerungen und Versprechen gefordert; denn da der „Glaube“ daran Euer Majestät mangelt und blos das Staunen welches keine mitwirkende Kraft ist, mich gleichsam desarmirt, so würde ich entblößt von allem Beistand nur bitterem Spott mich ausgesezt haben. — Der Traumgenosse staunt nicht, wundert sich nicht, faßt und liebt mich in dem was Andere Prahlereien, verwegene und unüberlegte Worte nennen; Wir reden kühn von der Leber weg. „Warum solltest Du nicht so groß sein wollen, wie die großen Geister der Vorwelt“, frage ich, und er lächelt und sagt: „Größer! — Nein nicht größer, Einzig und allein in meiner Art denn was brauchts der Vorbilder?“ — Und ich höre Siegeslärm und wie Katarakte herunterwogen, Sonnenlicht. — Und er sagt: „Siehst Du, dies Licht ist meine gewinnende Schlacht, bald überströmt es die ganze Welt und so weit es sich dehnt liegt sie zu meinen Füßen“. Dann sieht er die Bläßen und Röthen, wie wallende Siegesfahnen über mein Gesicht hinwehen, Ich aber lerne schnell mich ihm nachschwingen: „Denkst Du, ich fürchte den Ausgang? — Liebster! wollt es mich auch überfallen, Deine größeren Gedanken halten wie Flammen die Schauer der Furcht von mir ab!“

Und könnten Euer Majestät nun noch die Wonne des Gelingens mitfühlen! — Denn auch diese empfanden Wir im Traumleben. Ein goldner Friede fährt mitten unter Blitzen der Begeistrung auf aus dem Busen der Erde, und wir theilen uns scherzend in seines Frühlings Blüthen. Die einen gehören sein die andern mein. — Und alle Herzen fliegen uns zu!

Ja Majestät! Es ist ein Schwanken in mir von Wehmuth und heftiger Aufregung. Alles, was Euer Majestät mir sagen, bewegt mich so innig, ich fühle mich beschämt; und weiß mich der Verwechslungen meines Traumgenossen und der überfließenden Herablassungen Euer Majestät kaum zu erwehren. Aber der sagt ja nicht daß ich ihn nicht sehen wolle,

das ist ja nicht so, wir sehen uns im Geist oft in tiefster Nacht. Auch sagt er nicht daß er mir die Hände küsse, denn er duldet daß ich sie ihm küsse, und reicht sie mir willig mich zu beglücken. Wollte er sie mir küssen, das wäre eine Wunde so schmerzlich so drückend, von der ich nimmer genesen könnte.

Ach der Wonne großer Thaten geht oft die Fabel voraus, und der Wind weht oft auf dem Saitenspiel die Lösung harmonisch in die Lüfte nach der wir lange uns sehnten, und der Geist führt Waffentänze auf mit den überraschendsten Wendungen. Was sollte ich aber wünschen für Euer Majestät wenn nicht das Einverständniß mit dem Genius, mit dem ich, Euer Majestät verwechselnd Ihnen so nah getreten war!

am 15. April 1843.

In tiefster Ehrfurcht
Bettine Arnim.

[Beilage.] [ohne Datum.]

Heute Nacht hab ich wieder geträumt wie schon einmal an einem Ostermontag. Der König hatte wohl meiner gedacht ich hätte weiterträumen mögen, es war so heimlich im Traum und so still, aber ich konnte mich nicht wieder hineinschlummern. Und heute haben die Zeilen die ich empfing mich tief beschämt, und ich mache mir Vorwürfe. Aber hatte ich denn wirklich Unrecht, der Gnade des Königs auszuweichen? und ist das nicht viel schöner, daß er sich herablasse meine Bemühungen zu stützen? macht das mich nicht vertrauter mit der Weisheit seiner Güte, weil sie größer ist und wahrhafter als jene andre fabelhafte die in falschen Zeitungen tausendfältig wiederhallt.

Nicht lange ists her, da dacht ich, wärs doch so daß auf heimlichen Pfaden ich einem begegnete, für den zu wirken mit ganzer Seele, und wärs der König, für den im Bunde

zu stehen mit Geistern, das wär mir recht; denn Ich vor allen, Andre aber sind nicht dazu berechtigt! Und jener Mann, der auf Gott baut er werde ihm vollenden helfen zu was er ihn berufen und sich doch den unberechtigten vertraut, den „Füchsen" statt dem Gott im eignen Busen, wie kann da der Gott ihm helfen? Die Gottesgewalt hat auch ihre Grenzen nehmlich in den Vorurtheilen und ihrer Willkühr, die vermag oft der Genius nicht zu sprengen im Busen des Menschen dessen „ernster Wille, vor dem die Frechheit Respect haben soll", ja grade von dieser Frechheit ihm weiß gemacht wird! — Der geniale Impuls, nemlich der göttliche Impuls im Menschengeist, der hat keinen strengen Willen der Widerpart hält gegen die Strömungen und Bewegungen der Zeit die auch göttlich ist. Nein! er befruchtet sie in geheimnißvoller, weit über den Begriff jener frechen, erhabener Liebe, und siehe! sie gebärt ihm die schönere Welt.

Willst Du die Füchse nicht loslassen die Du so warm am Busen hältst, Du Mann, den ein König pauvre Sire nennt und dem mein Haupt in den Staub sich neigt und um ihn trauert, weil das Phantom der goldenen Tage die da kommen sollen, Dich armen zwar in schönen Träumen beschleicht, aber beim Erwachen Dir entschlüpft. O Sire! Du bist ein Bürger in den Regionen der Schönheit und Gerechtigkeit, Du mußt Dein Bürgerthum auslösen!

Königliche Majestät.

Heute geht es scharf her in dem was ich zu sagen habe! Euer Majestät haben gnädigst erlaubt daß ich vor Ihnen erscheinen dürfe, ich aber kann das nicht wollen, denn, in des Königs Gegenwart gewesen sein, das sagt mir die innere Stimme ich solls mir nicht zu Schulden kommen lassen.

Ich hab mich nicht hinzugedrängt, ja, es hat mir vielmehr Ueberwindung gekostet, daß ich jetzt vor Euer Majestät vernehmen lasse:

„Was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht,"
„Durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht".

Allein weil ein so eigner Weg der nur von der ernsten Göttin Verschwiegenheit bewacht ist so fühle ich mich von ihr die mir winkt auch bewogen ihr mein Geheimniß zu vertrauen. Die Welt umwälzen. Denn darauf läufts hinaus, das macht mich gar nicht stutzig, die Typen meines idealen Willens ihr aufprägen, das kommt mir ganz anwendbar vor, und so werd ich davor nicht zagen, wenn aber Euer Majestät zagen, das werd ich dem Gott klagen, der jenen Mann berufen zum Vollführen höherer Dinge, daß Euer Majestät dem entgegen sind.

„Seh ich in hoher Luft die Sterne hangen, und weiß doch nicht, wer sie da droben hält, so fühl nach ihnen ich ein zärtlich Bangen Doch schwindelt nicht mein Geist, denn er umfaßt die Welt".

Und ich muß lachen hier in meinem Bett wo eben der Nachtwächter 2 Uhr dazu bläst daß ich dies an Euer Majestät in so tiefer Nachtschlafender Zeit, in der Euer Majestät wohl eben auch sich den Träumen des Gelingens hingegeben haben, ausspreche, denn was wird sein? — Euer Majestät werden glauben, das auch sei ein Traum und werden die eigne Täuschung verwechseln mit der Wahrheit. Denn Sie werden es ja doch nicht glauben, und wers wüßte von jenen Trabanten die den Nebelkreis um das Gestirn bilden das unsern Zeiten leuchten sollte, der würde es Frevel nennen. und doch ists die Wahrheit, daß ichs vermöge vor Jenen, (die alles wollen und nichts vermögen weil sie das Licht scheuen und es verläugnen) besser vermag ichs, und allein, das Rechte in seiner ernstesten und reinsten Form durchzusetzen

wie es den edlen, den genialen Beziehungen zwischen Fürst und Volk geziemt.

Ich vermags, mit dem Volk zu reden, von seiner Entfrembung dem angestammten Herrscher es zu erlösen, daß es sich frei in der Liebe zu ihm bewege und nicht blos als Chorus auf dem Welttheater. Ich habe den Begriff vom Rechten, und auch den Muth, den Schlüssel dazu, allen geharnischten Riesen und Schwefelspeienden Drachen zu entreißen, so bald mein König mit diesem Schlüssel das Paradies Deutschlands zu erschließen geneigt sein wird. Hab ich das doch schon lange gewußt und habe geschwiegen, und mußte belächlen, wenn die Philister, die sich Staatsmänner nennen aber keine sind ihren Hochmuth so hoch aufzäumten daß sie den Boden unter den Füßen nicht mehr sahen, und also vom Volk nichts wissen konnten, nichts wissen wollten, wenn sie, in ihrem kalekutischen Koller die Welt regierten. Die Welt? — heißt das auch ein guter Schütze sein wenn man selbst die große urgroße Weltscheibe, die nach allen Richtungen seinen Zielen gutwillig sich darbietet, dennoch gänzlich verfehlt? — Narren sind diese schlechten Schützen die mit Fuchsschlingen und Wolfsgruben ihre Jagd verfolgen, aber nicht mit edlem Speere werfen, die Macht und Kühnheit eines Heldencharakters verrathen. Aber sie werden in jenen Schlingen selbst sich verwirren. Und jener arme Mann der mit des „lieben Herr Gotts Hülfe", diese Schlingen vermeiden soll, dem würde ich einen andern Rath geben als Euer Majestät. Eine Religion würde ich in mir begründen an seiner Stelle, die alle Willkühr in mir bezwingen würde, und doch mich zum Ueberwältiger des ganzen Menschengeschlechts machte. Er ist das Gewissen dem ich alle Macht in Händen gäbe meines höheren Ichs, dieses würde ich zum Herrn in mir setzen, denn es ist das Prinzip der ganzen Menschheit, es ist das verbindende

Element, die Gemeinschaft des Heiligen zwischen Fürst und Volk, es hebt alle Entfremdung zwischen beiden auf, aus ihm sind alle Prinzipien hervorgegangen die dem Evangelium unsern Glauben zugewendet haben. —

Ich weiß nicht was man für Umstände macht, um die Menschwerdung des Sohns Gottes, der Menschheit plausibel zu machen. Das menschliche Herz ist die Krippe in der das Kind gebettet liegt, Ochs und Esel sind der dunkle Instinkt der bisher nur den Weg des Bedürfnisses und der Unfreiheit ging, sie werden bewegt von dem Geist, dem Erzeuger des Kindes, mit ihrem Hauch es zu erwärmen und sein Gedeihen zu befördern. Gottvater aber ist die Macht die sich selbst, der Mensch sezt, sobald der Sohn das Gewissen in sein Herz die Krippe, geboren ist. Da habt Ihr die Dreifaltigkeit! Ja sie sind, diese drei! — Der Sohn ist das Gewissen, der Geist ist der Genius des Selbstbewußtseins, der Vater ist das beide erzeugende Gefühl der Unsterblichkeit.

Die Menschheit ist so dumm in dem Reichthum ihres Besitzes — spricht von der Unsterblichkeit, hat das Wort für sie und also den Begriff, und fühlt nicht daß sie Eins und Alles ist. — Zweifelt an der eignen Fortdauer! Warum? — weil sie sich nicht bequemt, zur Unsterblichkeit, nemlich zur Freiheit, denn Fesseln schmieden ist auch Fesseln tragen, der unfreie Geist kann nicht unsterblich sein, er betet das Geheimniß an der Dreifaltigkeit, nur äußerlich nicht innerlich. Denn innerlich, kann das Geheimniß nichts anders sein, als dies Selbstbewußtsein das im Geist zur Unsterblichkeit sich entwickelt. Selbst Gott werden das ist Religion, und sonst ist nichts Religion.

Drum! König zu sein, Selbstherrscher! Das ist, dieses Gewissen frei und offen, hoch vor aller Welt Angesicht und Begriff auf den Thron zu stellen. Was wär Regieren, wenn

es das nicht wär, wenn nicht jede Handlung der Inbegriff der drei Personen in der Gottheit in der Selbstheit wär.

Wär ich König so würde ich Selbstherrscher sein, ich würde mit jeder Handlung diesen drei Personen in der Gottheit dienen dem Gewissen dem Geist und der Unsterblichkeit.

Wir haben eine ungeheure Furcht vor dem Gottvater, vor der unsterblichen Selbstheit. Wir sind so dumm, wir fürchten uns Selbst zu werden; Wir umgehen uns, wie könnten wir an unsre persönliche Fortdauer glauben, da wir noch keinen Anfang in uns genommen haben.

Sollten Euer Majestät dies alles für Wahnsinn halten, was ich gewagt habe auszusprechen und aus Gnade mir alles verzeihen wollen so werd ich diese Gnade dankbar anerkennen. Zu widersprechen ist dem nicht was ich sage dies würde den Begriff voraussetzen und der das Prinzip. In der Idee des Schiffsbaumeisters liegt das Prinzip des Kriegsschiffes, wer diesen Gedanken nicht hat vermag ihn nicht zu verkörpern, allein er vermag sich mit der Idee des andern zu armiren und die Meere zu erobern. Wird mein Kriegsschiff hier nicht vom Stapel laufen wird kein königlicher Geisteshauch in seinen stolzen Segeln wie der Morgenwind in der Blüthe wühlen, nun so werden andere Regungen meinen Geist in Bewegung setzen, und spätere Zeiten werden die Gewißheit meiner Ueberzeugungen meines Bewußtseins nicht verläugnen.

Der reine ideale Wille muß allein alles durchsetzen, und alles Recht und alle Gewalt wird allein diesem idealen Willen zuströmen, und das Philisterhafte elende Gebot das keine Macht mehr hat, das darf nicht ausgesprochen werden, denn es beschämt den Machthabenden daß seine Befehle sich nur in sich selbst vernichten; und daß Jener den ich vor Euer Majestät mit Wehmuth den Mann des Duldens nenne, und der doch Herrscher sollte sein, daß der sollte die Willkühr brechen durch

seinen idealen Willen; das vermuth ich wird nicht geschehen. Der edle Mensch aber kann Willkühr und Gesetzlichkeit nicht vertragen und thut auch recht; denn er bedarf ihrer nicht, er will zart behandelt sein, Er hat ein unendliches göttliches Sein, und das muß respectirt werden in ihm, Und anders möcht ich nicht Herrscher sein als blos in der Voraussetzung daß eine höhere Macht auch in mir dadurch gereift werde die das noch unbegriffne verwirkliche durch mich. Denn sonst wär es ein niederes Prinzip in mir das auf die Höheren lasten würde durch meine Gewalt und dies müßte ja am End mich selbst vernichten.

Ich könnte mir denken daß ein Unberechtigter diese gewagten Anschauungen läse und ihrer spottete zur Strafe meines Uebermuths. Hof- und Staatsmänner, die keine sind weil sie eben keine Idee fassen die können mich darin nicht beurtheilen und nicht beschämen, sie werden nächstens mit sich selbst nicht können fertig werden, eben weil nur Ideen die ihnen mangeln, wahrhaftig werden, Chimären aber, die Asche sind oder vielmehr der leichte Flugsand der ihr Dasein verscharrt. Daß sie nur scheinbar thun als hätten sie Verstand das weiß ganz Deutschland. wenn diese also meiner lachen und spotten so lache ich mit, sie sind wahrhaftig eine ganz abnorme Gattung, die Natur muß sich selber über sie verwundern; Ich bin nicht einen Augenblick geeignet für ihre Gesellschaft, für den König aber bin ich nur zu großen Dingen außerdem aber bin ich gar nicht da! —

Wenn man diesen Staatsmännern eine der Zeit und ihrem Inhalt (der Geschichte), ganz wesentliche Anforderung machen würde, so würden sie diese Forderung ideal nennen und daher unmöglich. Daher weils nicht in ihres Kopfes engen Grenzen Raum hat. als ob sie je etwas hervorgebracht hätten was nicht in lauter Verwirrung untergegangen wär?

als ob je irgend eine Möglichkeit des Realen in ihnen gelegen habe, dieser ihr närrischer Wahn, Einfluß zu haben auf ein Volk das weit über sie hinausragt, und zwar nicht durch Geist den sie nicht haben, sondern durch usurpirende Macht, das macht sie noch ganz blödsinnig.

O Majestät! Was liegt an Monumenten für die Vergangenheit, grade in so gewichtigen Augenblicken der Gegenwart! Und: wie sollte noch etwas zum Luxus des Geistes geschehen, während er noch in so harten Fesseln liegt. Welche Schmach ihn zu feiern, diesen Goethe, dessen heiligstes Prinzip es war die Geistesfreiheit zu vertreten.

Und wenn die Frage wär, ob ich andre beschuldige und Euer Majestät aber, oder vielmehr jenen Mann für unschuldig halte, so ist das nicht. Nein die Schuld muß der tragen der den Geist hat der allein ist verantwortlich, denn er allein kann die Schuld auch wieder sühnen. Und mißverstanden werden das ist gar nicht bei des Geistes naturgemäßen Prinzipien möglich, denn sie sind so einfach daß sie in jedem gerechten Willen widerhallen. Und die Schuld auf sich nehmen das ist auch immer größer als sie abwälzen. Und die einzige Weise wie der Gott uns erscheine ist, daß wir in die eigne Seele hinein unsre Beweggründe erforschen, und wenn diese im Vergleich mit dem Göttlichen nicht aushalten, sie verwerfen. so kann etwas ein moralischer Grundsatz sein und muß von einem Genialen sich lassen in die Flucht schlagen, ein religiöses Prinzip kann mit einem göttlichen Begriff vernichtet werden und so muß es sein, sonst werden Dir die heiligen Quellen, aus denen die Kraft der Macht Dir zuströmt nemlich der Geist Dir nie sich erschließen. — Was doch fürchtest Du, ist der Gott ein unlebendiges Wesen das man wie eine Puppe auf dem Postament befestigen muß? — oder hat er Leben, und dann! — übergreift sein Leben nicht tausendfach das Deine? —

Der Gott, den man anbetet, ist allemal das goldne Kalb, aber der Gott, der handelt in uns mit kühner Selbstvergessenheit der ist immer der wahre Gott, und der die Welt an den Busen drückt, in jedem Begriff sie seelig machen will. Der die Verheißungen versteht der Menschheit und ihnen entgegenschreitet, der ist mir geliebt.

Die Welt ist rund es kann ihr nichts aus dem Mittelpunkt weichen denn der ist überall drum gieb jed Verlangen zu! Nur so hast Du Herrschergewalt, und kannst Deine eigne Gewalt in Deinem Volk auf Dich zurückwirkend empfinden. Was Dir zukommt, das gönne auch den Deinen. Nur das ist vollkomne Großmuth. Geistesfreiheit im vollsten Sinn des Wortes kommt dem Herrscher zu, frage Deine Räthe und sie werden es bejahen die Elenden, frage aber ob diese Geistesfreiheit auch Deinem Volk zukomme, so werden sie es verneinen. Siehst Du so kannst Du die Bösen von den Guten unterscheiden denn die so es bejahen die fürchten nicht den freien Geist weil sie selbst ein reines Gewissen haben was nicht durch ihn vernichtet wird, denn der freie Geist vernichtet das Böse, aber über den unfreien Geist wächst das Unkraut hinaus Und siehe doch, wie sehr muß Dir das schaden denn da das Unkraut auch in Dir aufschießen würde, so wollte ich doch lieber von der Egge der Kritik die Kreuz und Quer durchfurcht sein als das Unkraut über mein besseres Selbst hinaus wachsen lassen. Jede ermanglende Tugend in Dir ist Deinem Volk ein Abbruch! Wie viel bist Du ihm also verschuldet! — Nicht wahr? — Alles, bis Du ganz erleuchtet sein würdest! Und das kannst Du nur werden durch den eignen Ruhm der Dich erleuchtet, denn die helle That erleuchtet, die finstere That verdunkelt Deinen Geist, so daß Du Rath brauchst, und ihn annimmst ohne zu wissen wohin er führe, und Du folgst dem Rath der aber keiner ist

denn auch der entspringt nicht aus dem Selbstbewußtsein, sondern tappt im Dunkel, und sucht nur eigne Interessen zu wahren, aber das Licht kann dieser nicht verstehen. Und das ist eine finstere That wo man ohne Geistesfreiheit handelt.

Eurer Majestät

Unterthanige Bettine Arnim.

Die vorstehenden Briefe vertragen keine Analyse; auch die wenigen darin vorkommenden positiven Angaben machen kaum eine Erklärung nöthig; höchstens mag darauf hingewiesen werden, daß der Abt Vogler, den Bettine gemeinschaftlich mit dem König als jungen Mann gehört zu haben vorgiebt, der berühmte Musiker, geb. 1749, gest. 1814, soweit ich nachweisen kann, nur ein Concert in Berlin gab, 1781, das also weder Bettine noch Friedrich Wilhelm zu hören vermochte. Die Briefe sind Dithyramben, die der für Poesie empfängliche Leser auf sich wirken lassen muß. Doch erkennt man leicht, daß die Briefe im Ton und im Gedankengang mit den Ideen des oben analysirten Buches zusammenstimmen; der streng mahnende Vorwurf gegen die Ungerechtigkeit der Demagogenverfolgung, eine Erinnerung an die ersehnte und nicht eingetretene Amnestie der Verfolgten und unschuldig gefangen Gehaltenen, der ernste Hinweis auf die Wirklichkeit, die hochgespannten Erwartungen, die man von dem neuen König hegte und die geringe Erfüllung dieser Hoffnungen mag ausdrücklich hervorgehoben werden.

Ob zu dem ersten der Briefe durch eine Aeußerung des Königs ein bestimmter Anlaß vorliegt, läßt sich nicht feststellen; sicher ist dagegen, daß zwischen den beiden Briefen vom 11. und 15. April ein Schreiben des Königs liegt, aus dem in letzterem einzelne Aeußerungen andeutungsweise gegeben sind.

Wohl nirgends hat Bettine deutlicher als in der Beilage zum zweiten Brief ausgesprochen, daß ihre Briefschreiberei nicht Laune, Zufall oder Verlangen nach literarischer Bethätigung, sondern daß es ihr Beruf sei, daß gerade sie als Frau, als Kennerin des Volkes, als mitten inne stehend zwischen dem Herrschenden und den Beherrschten, zu dieser Vermittelungsrolle tauglich sei.

Auch die religiösen Gedanken ihres Buches deutet sie hier an, die freilich stark rationalistisch gefärbte, auf das innerliche übertragene Lehre von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung Christi, von der Unsterblichkeit.

Man könnte zwar zwischen den Ideen des Buches und des Briefes manchen Widerspruch entdecken, zum Beispiel, wenn sie von dem König als Selbstherrscher spricht, — im Gegensatz zu der verlangten Constitution. Aber diese Idee von der Absolutheit des Königsthums ist dann wieder mystisch verquickt mit dem Gedanken der Dreieinigkeit: Der Herrscher als Vertreter oder Diener des Gewissens, des Geistes und der Unsterblichkeit ist ein Abbild Gottes, seiner Allgerechtigkeit, und der gewaltige Traum der Beilage klingt dann doch wieder aus in der Anklage wider die unwürdigen, weil unverständigen Diener des Fürsten und in der Forderung unbedingter Geistesfreiheit als freie Geschenke der Krone und als Recht des Volkes.

Das Buch, das ohne Angabe des Autors, ohne eine mit bestimmtem Datum versehene Vorrede erschien, muß im Juli 1843 ausgegeben worden sein. Daß Bettine im März 1843 eifrig daran arbeitete, geht aus ihrem Brief 14. März an Varnhagen hervor[1]); daß sie es Mitte Juni beendigte, sagt W. Grimm[2]). Er fällte auch das erste Urtheil, nachdem er freilich nur einige Bogen des Buches gelesen, indem er sagte: „Alles, was Erzählung ist, ist vortreff-

[1]) Bettine, S. 353.

[2]) Grimm-Dahlmann, 1. 487.

lich, es mögen auch andere vortreffliche Dinge darin vorkommen, aber sie geht darauf aus, nachdem sie Bruno Bauer hat kennen lernen, das Christenthum lächerlich zu machen, und das ist mir zuwider"; übrigens eine Meinung, die sich schwerlich halten läßt.

Ein zweites Urtheil spricht Varnhagen[1]) aus: es werde viel getadelt, von den Meisten langweilig gefunden, der König habe darin nur geblättert, nicht gelesen. Von manchen Kritikern wurde das Buch wirklich kühl aufgenommen. D. F. Strauß, der freilich nie zu den unbedingten Bewunderern Bettinens gehört hatte, erklärte[2]) es als ein verunglücktes Product. Die Tendenz sei zwar löblich, aber der Zauber der früheren Werke: die farbigen, magisch beleuchteten Bilder aus der inneren und äußeren Welt sei hier weggefallen, und nur das Dociren und Philosophiren, das der Verfasserin schon früher schlecht gestanden habe, sei übrig geblieben.

Das fertige Buch überreichte Bettine dem König in folgendem undatirten Schreiben:

6.

Königliche Majestät. [Juli oder August 1843.]

Als in Ew. Majestät erstem Regierungsjahr ein Trauerspiel aufgeführt ward, worin die Hauptrolle ähnlich dem Geschick der Eule die auf einem dürren Aste dem Schwarm der Vögel ausgesetzt ist, die sie hassen, einem Mann aufgedrungen wurde durch verläumderische Zungen, gegen die er sich nicht zu vertheidigen vermochte, da erkannte ich deutlich, wie eine falsche Politik den Boden des Vertrauens zwischen Volk und Fürsten unterwühle. Damals bat ich um Erlaubniß dem König ein Buch zueignen zu dürfen. Mir schwebte eine Fabel vor, wie sich der Volksgeist deutlich bezeichnen lasse, gegenüber jener Scheinmacht der Staatskunst, die zwar die

[1]) Tgb. 2, 205, 14. August 1843.

[2]) Briefe herausgegeben von E. Zeller, Bonn 1895. S. 153 fg.

Zügel lenkt, aber einen hölzernen Gaul reitet, der nicht vorwärts geht, während die Volksbegeistrung ein Flügelpferd ist, das mit seinem Feuerhuf die Wolken zerstampft, um sich Licht zu verschaffen. Die Gestirne lassen sich nicht aus dem Brunnen schöpfen, in dem sie sich nächtlich spiegeln, eben so wenig können die reineren Begriffe, die gewaltigen Zukunftsgedanken, die am erhellten Firmament des Volksgeistes heraufziehn im Widerschein des Zeitenstromes eingefangen werden. Wie groß ist es, Fürst zu sein, einem Volk, das in Anlage, im Willen und im Zweck der Geschichte einen großen Fortschritt zu thun berufen ist und das nicht mehr durch den getrübten Widerschein seiner Begriffe kann an sich irre werden. Der Beruf eines so kritischen Momentes flöst Ehrfurcht ein vor dem König, der ihn zu lösen hat und Liebe.

Und darum sage ich hier ohne andre Beziehung Geliebter König, weil alle Hoffnung eines mit unendlichen Opfern ersehnten Zieles auf ihm ruht.

Aber auch dann, wenn die heiligen Ansprüche, die unumstößlichen — die Blüthen der Zeit ohne Früchte zu tragen unter seinem Scepter gebrochen dahinwelken, wenn die erwartungsvolle Gegenwart in die offenen Gräber hinabstürzt und sie mit Schutt ausfüllt, statt daß diese zu Fundamenten einer großen Zukunft sollten dienen, dann ist auch mir der König geliebt, wenn ich nicht voll jubelnder Zuversicht zu ihm hinauf kann schauen.

Wenn der Adler seine Jungen der Atzung entwöhnt und sie zagend über dem Raub schweben, dann umfängt er sie mit dem weichen Flaum seiner Brust, aber mit seiner Stärcke drückt er sie nieder auf die Beute und hilft ihnen sie durch die Lüfte entführen.

Dem Volk Genius sein, es umfassend stärken und erleuchten zur kühnen That, das ist des Königs Beruf, aber er achte der falschen Politik nicht, die Steine in den Brunnen

wirft, um den Widerschein zu trüben einer höheren Erleuchtung. Die echte Politik muß Erfinderin sein, sie muß die Bedürfnisse wecken durch neue höhere Begabung und jedem Reiz muß sie zuvorkommen mit Fülle und dem Volke lehren, alle Geisteselemente furchtlos durchdringen und seine Kräfte grenzenlos ausbreiten.

Der Genius nur kann Fürst sein! Und unser König — wollte der unumschränkter Genius sein! Stieg das Ideal der Zeiten in seinem Geist uns auf!

All dies ist mir durch den Kopf gegangen, als ich mein Buch schrieb. Wollte es Euer Majestät huldvoll aufnehmen, wie könnte ich es dankbar genug anerkennen.

In unterthänigster Ehrfurcht
Bettine Arnim.

Der vorstehende Brief kann sich nicht auf ein anderes Buch beziehen, denn der „Frühlingskranz“, das zunächst zu besprechende Werk, enthält nichts, worauf die Gedanken des eben abgedruckten Briefes passen würden. Aber auch weder in eine frühere noch in eine spätere Zeit ist das Schriftstück zu setzen. Zwei kleine Stellen darin berühren seltsam, die eine etwa in der Mitte, wo es heißt: „Ich sage hier ohne andere Bezeichnung, geliebter König.“ Bezieht sich dies auf den Brief oder das Buch? Ich möchte das Letztere meinen, kann es aber nicht unbedingt beweisen. Mir schwebt vor, irgendwo gelesen zu haben, das Buch habe in seiner ursprünglichen Gestalt mit den Widmungsworten „lieber König“ begonnen — eine Wendung, die manchen Hochgestellten verstimmt hätte —; in dem von mir benutzten Exemplare ist aber eine solche Anrede nicht zu finden [1]).

[1]) Auch in einem der letzten in diesem Buche mitzutheilenden Schreiben redet Bettine davon, daß sie ehedem den Monarchen „geliebter König“ angeredet habe. Die Stelle klingt so, daß man sie lieber auf die Widmung eines Buches, als auf unsern Passus beziehen möchte.

Die andere Stelle am Anfang des Briefes verlangt eine Erklärung. Das „Trauerspiel in dem ersten Regierungsjahre des Königs" kann sich natürlich nicht auf ein Drama, sondern muß sich auf eine damals erschienene Schrift beziehen. Zwei solche kommen in Betracht: Schön's „Woher und wohin?" und die spätere Johann Jacoby's: „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen". Für erstere könnte man anführen, daß Bettine sich für den wackeren Oberpräsidenten der Provinz Preußen interessirte und noch später, wie im Folgenden zu zeigen ist, lebhaft für seine Wiederbeschäftigung im Staatsdienst und zwar an leitender Stelle eintrat; für letztere möchte man geltend machen, obgleich ein bestimmtes Zeugniß für Bettinens Theilnahme an dieser Schrift nicht vorliegt, daß sie die bedeutendste, meist besprochene Erscheinung jener Tage war. Aber abgesehen davon, daß es nichts weniger als klug war, dem König die beiden Schriften ins Gedächtniß zu rufen, deren Erinnerung ihm höchst peinlich sein mußte, kann man von beiden streng genommen nicht sagen, daß „die Verfasser sich gegen die verleumderischen Zungen nicht zu vertheidigen vermochten". Gewiß nicht von Jacoby, denn dieser vertheidigte sich so glänzend, daß er trotz der schweren Anklage in allen Instanzen freigesprochen wurde; eher von Schön, der sich zwar auch vertheidigte, der aber in Folge dieser Schrift und in Folge seiner oppositionellen Haltung überhaupt den Einfluß beim König verlor, sodaß er seinen schon seit November 1840 gehegten Plan, aus dem Staatsdienst zu scheiden, durch seine definitive Entlassung (3. Juni 1842) ausführen konnte.

Der König las das Buch und schrieb nach der Lectüre an Bettinen einen Brief, über den zunächst folgende wichtige absolut authentische Notiz Varnhagen's vorliegt:[1]) „Bettine von Arnim mit dem Brief des Königs und Humboldts über ihr Buch. Sie las mir beide vor. Der König schreibt ausgezeichnet, mit Geist und

[1]) Tgb. II., 209, 1843.

Wärme; ‚Rebengeländer Entsprossene, Sonnengetaufte‘ nennt er Bettinen. Humboldts Brief ist durchaus vortrefflich, frisch, kräftig und eingehend, zum Erstaunen.“ Die von Varnhagen angeführte Aeußerung des Königs bestätigt Bettine in einem (ungedruckten) Brief an Adolf Stahr vom 21. April 1843 und fügt hinzu: „er sagt ferner, Ihr Gemüt ist zu kindlich und ihre Feder zu stolz, er meint darum könne er mir nicht schriftlich auseinandersetzen, wie er sich durch mein Buch tiefgeehrt fühle er müsse es mir mündlich sagen und ich will ihn ja nicht sprechen“.

So unbegreiflich es uns nun erscheint, daß ein dem König gewidmetes Buch, dessen Widmung von ihm angenommen war, irgend welche Censurbeanstandung erfahren konnte, so trat dieser Fall doch ein. Schon Wilhelm Grimm vermuthete in der Fortsetzung der oben S. 39 angeführten Stelle, daß das neue Censurcollegium sein Probestück an dem Werk machen würde. Indessen nicht diese Behörde, sondern das Ministerium selbst nahm an dem Werk Anstoß und versuchte es nachträglich der Censur zu unterwerfen, bis der vom Ministerium interpellirte Humboldt intervenirte, indem er die Meinung des Monarchen zum Ausdruck brachte, daß von einer Censur Abstand zu nehmen sei.

Darüber geben Actenstücke des Geheimen Staatsarchivs folgenden Aufschluß.

Im August 1843 sollte vom Minister des Innern an das Polizei-Präsidium Folgendes geschrieben werden:

„Soweit vernommen worden, ist das Werk ‚Dies Buch gehört dem König‘ ohne Censur gedruckt worden, weil man von der Ansicht ausgegangen sein soll, daß dasselbe als über 20 Bogen enthaltend, nach der allerhöchsten Cabinetsordre vom 4. October v. Js. keines Imprimatur bedarf. Diese allerhöchste Ordre findet aber auf das gedachte Werk keine Anwendung, weil dasselbe nicht mit dem Namen des Verfassers versehen ist. Dasselbe ist daher censurpflichtig und muß, wenn es sich als richtig

herausstellt, daß es in der That uncensirt geblieben sei, streng genommen, mit Beschlag belegt werden und dann nach § 5 der allerhöchsten Verordnung vom 30. Juni d. Js. weiter damit verfahren werden.[1]) Es erweckt indeß den Anschein, daß im vorliegenden Falle besondere Umstände obwalten, welche die Vermuthung begründen, daß der Verleger, Buchhändler Schröder, im guten Glauben gestanden habe, der Pflicht einer besonderen Vorlegung des Buches an den Censor überhoben zu sein. Insbesondere soll sich die Verfasserin gegen ihn auf eine unmittelbare Genehmigung Seiner Majestät des Königs zur Herausgabe des Buches bezogen haben. Zwar ist, die Richtigkeit des Letzteren vorausgesetzt, die allerhöchste Absicht gewiß nicht dahin gerichtet gewesen, eine Ermächtigung zum Uebergehen der gesetzlichen Formalitäten zu ertheilen. Es ist über einen exceptionellen Befehl Seiner Majestät in Bezug auf die vorliegende Angelegenheit hier nichts bekannt geworden. Indeß hat das Polizei-Präsidium den Verleger schleunigst darüber zu vernehmen, und beziehungsweise auf Grund seiner Angaben näher festzustellen, daß, und welche Entschuldigungs- und Rechtfertigungsgründe ihm wegen Vorbeigehen des Censors zu Statten kommen mögen und die Verhandlung zur weiteren Beschlußnahme über das in der Sache zu veranlassende Verfahren baldmöglichst einzureichen. Jedenfalls ist dem Schröder anzudeuten, daß etwaige Fortsetzungen des Buches, sofern solche ohne den Namen der Verfasserin erscheinen, ohne Rücksicht auf ihre Stärke zur Censur vorzulegen sind und daß in Bezug auf etwaige hierbei vermerkte Verletzungen der gesetzlichen Bestimmungen nach Maßgabe der betreffenden Rechtsvorschriften verfahren werden müßte".

Dieses merkwürdige Actenstück, von dem schon erwähnten Geh. R. Bitter abgefaßt und corrigirt, wurde nicht abgeschickt. Unter

[1]) D. h. die Schrift war nachträglich zur Censur einzureichen. Wurde dann die Ausgabe erlaubt, so war nur die Censur-Contravention zu ahnden, wurde sie nicht erlaubt, so war die Schrift zu vernichten.

seinen Correcturen ist außer einigen gleichgiltigen Veränderungen zu bemerken, daß der am Anfang nach „Werk“ stehende Zusatz: „der Frau Bettina von Arnim“ gestrichen wurde. Der Minister selbst hat mit Bleistift darauf vermerkt: „cessat, da zunächst an Herrn von Humboldt geschrieben ist“.

In den Acten folgt auf dieses Schreiben ein gleichfalls vom August 1843 datirtes, von Bitter durchcorrigirtes Blatt, dessen Provenienz nicht angegeben ist; vielleicht war es eine, für das officielle Blatt (die Staatszeitung?) bestimmte Auslassung.

„In No. 214 der Düsseldorfer Zeitung findet sich folgende Notiz:

„Bettinens neueste Schrift ‚Dies Buch gehört dem König‘, ist auch für die Presse von Bedeutung, indem sie mit allerhöchster Bewilligung ohne jedwede Censur unter das Publikum gekommen sein soll, und somit als das erste censurfreie Buch in Preußen angesehen werden kann“. „Wir bemerken hierauf, daß nach dem Ergebniß sorgfältiger Erkundigungen den betheiligten Behörden und Beamten nichts darüber bekannt geworden ist, daß der Schrift vermöge allerhöchster Bewilligung eine Befreiung von den durch die Censur und Preßgesetze verordneten Vorschriften gewährt worden war, daß aber auch die Behauptung, dies Buch sei als das erste censurfreie in Preußen anzusehen, mit Rücksicht auf mehrere andere, seit dem Erlaß der Königlichen Cabinetsordre vom 4. October v. Js. censurfrei herausgekommene Schriften — worunter wir namentlich die bekannte des Erzbischofs v. Vischering erwähnen — als unbegründet erscheint“.

Unterdessen wurde das Buch viel gekauft, gelesen und commentirt. Dürfen wir Varnhagen trauen, so änderte sich bald die günstige Stimmung des Königs. Varnhagen nämlich zweifelte (Tgb.), ob Bettine ihm den ganzen Brief des Königs vorgelesen, berichtet, daß der König über die Schriftstellerin manchmal in nicht schonender Art scherze, daß er ursprünglich viel freund-

licher geantwortet, dann sein Billet zerrissen und ein anderes geschrieben habe, das trotz bombastischen Lobes kalt, ja etwas spitzig sei. Diese Umwandlung der Stimmung läßt sich daraus erklären, daß der Monarch davon unterrichtet war, daß das Buch durch Auszüge und Commentare in antiköniglichem und antichristlichem Sinne gedeutet wurde. Dies geschah hauptsächlich in der kleinen Schrift: „Bettina und ihr Königsbuch“, Hamburg, Verlagscomtor, 1844, 56 Seiten (in Wirklichkeit Herbst 1843 erschienen). Auf dem Umschlag war kein Verfasser angegeben, auf dem eigentlichen Titelblatt A. St. (Stahr). Die kleine Broschüre ist eine geschickte Zusammenstellung der Hauptgedanken in logischer Aufeinanderfolge und bemüht sich wesentlich, die freisinnigen Anschauungen der Verfasserin deutlich zu machen. Ueber die Entstehung der Schrift, die Art, wie Bettine sie aufnahm, läßt sich aus der Correspondenz zwischen Bettine und Stahr nur folgender Brief mittheilen:

Adolf Stahr an Bettine.

[Oldenburg, 11. October 1843.]

Seit fast zwei Monaten bin ich im Besitz Ihres köstlichen Geschenkes, das mir die Gewißheit gab, daß Sie trotz des consequentesten Stillschweigens auf alle meine Bitt- und Bettelbriefe seit zwei Jahren, dennoch meiner in Güte gedenken — und erst heute geht ein Wort des Dankes an Sie ab! Daran ist aber niemand anders schuld als Sie selbst, nämlich Ihr Buch, das nicht gelesen, sondern in den besten Stunden durchdacht und in Seele und Herz aufgenommen werden wollte. So habe ich denn Tage und Wochen mit Ihnen gelebt und mir die Seele reingewaschen in diesem Sibyllinenbuche der Wahrheit und meinen Glauben an der Menschheit und Deutschlands Zukunft wieder erfrischt und gekräftigt. Dies Buch hat auf mich und meine Freunde die ungeheuerste Wirkung geübt. Julius Mosen schrieb mir: „Es steckt darin freilich der Geist der Zukunft. Ich fühle

ihn, ich begreife ihn, kann ihm aber nur so viel Einfluß gestatten, als er mich die Gegenwart klarer erkennen läßt. Es ist für ein zukünftiges Herrschergenie geschrieben, von welchem die Zeitung noch nichts weiß". So gewaltig war auf diesen Poeten die Einwirkung gewesen, daß er sich dagegen wehren mußte. Ein anderer Freund Oberst Mosle, Generaladjutant unseres Großherzogs, einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit, dem nur das Terrain fehlt, um als eine Größe auch zu erscheinen, sagte mir am Schlusse eines schönen Briefes über Ihr Buch, das ich ihm gegeben: „Kurz, ich finde überall die Wahrheit, und die größte unter den ausgezeichneten Eigenschaften dieser wunderbaren Frau ist, daß sie durch und durch wahr ist".

Seine Hoffnung aber: „Es wäre nicht unmöglich, daß diese Mystik des freien Geistes mehr Gnade fände an der Stelle, für die sie bestimmt ist als dessen bisherige Exposition im philosophischen Denken", — diese Hoffnung theile ich nicht; und Sie theilen sie wohl selbst nicht. Die Verblendung ist zu sichtbar, das Verderben zu unheilbar und Deutschland, das mit seinem jüdischen Volksgottesbewußtsein glaube, ihm werden die blutigen Leidenskämpfe und Krämpfe erspart werden, die noch allen Völkern der Welt ihre Freiheit gekostet hat, dies Deutschland, das die Freiheit als ein Geschenk, eine Gnade von oben oder als einen Lotterietreffer bei der nächsten großen Schwerterziehung erwartet, wird darüber zu Grunde gehen . . . Ach, in Ihrem Buch steht es zu lesen, mit flammenden Lettern, daß er [der König von Preußen] sein Selbst, sein Volk, seine Zeit nicht begriffen hat. Ein Freund, der seit einem Jahrzehnt und darüber in Englands freier Luft athmet und nur der Wissenschaft lebt, schrieb mir vor wenig Monaten einen Brief voll tiefster klangvoller Herzensempörung. Aber solche Stimmen — und es sind tausende —

werden nicht laut, dürfen, können es nicht, und nur Ihr Buch fällt wie ein zuckender Blitzstrahl in die uns und Ihn umgebende Nacht der Feigheit der Schmeichelei, der niederträchtigsten Gesinnungslosigkeit, die allein das Wort vor dem Volke und den Gewalthabern hat und unsere Zeitungen schändet und vergiftet, sodaß man oft sich schämen muß, ein Deutscher zu sein. Ich habe nichts gar nichts in diesem Buch, in dieser Geistesbibel der Zukunft gefunden, mit dem ich mich nicht in Harmonie wüßte. . . . In der ersten Aufregung habe ich eine Recension (ein erbärmlich Wort hier) Ihres Buchs geschrieben, in der ich die Hauptpointen und Stellen hervorhob und unter verschiedene Categorien ordnete. Man war zu feig, sie aufzunehmen, — unverstümmelt, und so hab ich sie als kleine Broschüre in Druck gegeben. Wenn sie fertig ist, sende ich sie Ihnen. Da werden Sie finden, was ich sonst noch über Ihr Buch zu sagen habe und wie es auf mich gewirkt hat und wie ich hoffe, auch auf die Deutschen wirken soll, denen ich es an das Herz legen möchte. Dies ist der Hauptzweck meiner Schreiberei. Denn noch habe ich nirgends eine Besprechung des Buches in würdiger Weise gefunden.

Seit die Jahrbücher und die Rheinische erwürgt sind, ist alles still. Sagen Sie mir, wie der König, mit dem Sie ja correspondiren sollen — Ihr Buch aufgenommen hat. Hier sind darüber die verschiedensten Lesarten.

Diese Schrift Stahr's nun wurde am 22. November 1843[1]) durch die Polizei bei allen Buchhandlungen in Berlin weggenommen.

Der Befehl dazu wurde, wie Bettine (21. December) erzählt, direct vom König aus gegeben und durch den Minister des Innern,

[1]) Vergl. Varnhagen, Tgb. von demselben Tage, bestätigt durch einen Brief der Bettine an Stahr.

Grafen von Arnim, dem Polizei-Präsidenten Puttkamer übermittelt. Der Minister gab nach Bettinens Worten den Befehl mit der Bemerkung, daß er „in seinem Leben nichts unwürdigeres und abscheulicheres gelesen habe, als diese Broschüre".

Bettine wollte über diese Gewaltmaßregel an Humboldt schreiben, Varnhagen dagegen rieth ihr von diesem Schritt ab und ermahnte sie, dem Verfasser und Verleger, da ihr doch die Sache fremd sei, die weiteren Schritte zu überlassen. Die Angelegenheit ging dann ihren amtlichen Gang[1]). Der Beschlagnahme durch den Polizei-Präsidenten folgte das definitive Verbot durch den Ober-Präsidenten der Provinz Brandenburg. Diese Verfügung wurde auch den übrigen Ober-Präsidenten mitgetheilt. In Folge dessen erließen z. B. die Regierung in Breslau, der Ober-Präsident von Sachsen (in Magdeburg) Circulare, damit die Schrift überall confiscirt werde. Der Letztgenannte that dies mit folgender Begründung:

„Der Inhalt der Flugschrift erscheint durch die heftigen Angriffe auf den christlichen Glauben, auf die Kirche, den Staat und dessen Verwaltung, für das Gemeinwohl um so gefährlicher, als die Schrift durch ihren geringen Umfang und auch um deswillen einer großen Verbreitung entgegensehen kann, weil sie das bekannte Werk: ‚Dies Buch gehört dem König' durch geordnet zusammengestellte Auszüge der verwerflichsten und heftigsten Stellen für die Menge genießbarer macht und mit Zusätzen in gleichem Sinne begleitet ist".

Als in No. 1 der Königsberger Zeitung vom 1. Januar 1844 von der dortigen Theile'schen Buchhandlung der Verkauf der Schrift angezeigt wurde, war der Ober-Präsident von Preußen zum Bericht aufgefordert; er entschuldigte sich, daß der Censor die vollständige Liste der verbotenen Schriften noch nicht gehabt habe.

[1]) Das Folgende nach Acten des Geheimen Staatsarchivs. Es ist immer dasselbe mehrfach erwähnte Fascikel gemeint.

Das Obercensurgericht verbot die Schrift dagegen erst am 23. Februar 1844. Das in diesem Verbot ausgesprochene Urtheil ist charakteristisch genug:

„Der Inhalt der Schrift ist nicht allein gegen alle Grundlagen jeder bestehenden wirklichen Verfassung, sondern auch gegen den Grund aller Religion und der christlichen insbesondere gerichtet.

„Es werden darin mit logischer Aufreihung in mannigfachen Declamationen alle bestehenden Zustände angegriffen und die ehrwürdigsten Gegenstände nicht verschont. Diese destructiven Tendenzen beschränken sich auch nicht nur auf einzelne Ausfälle z. B. Seite 3, 4, 9, 15, 19, 20, 29, 33, 39 bis 51, sondern es ist die ganze Schrift vom Anfang bis zum Ende davon durchdrungen; Inhalt, Ton und Tendenz sind nicht allein nach Artikel II. IV. der Censur-Instruction vom 31. Januar d. Js. censurwidrig, sondern auch als gemeingefährlich zu betrachten und daher . . . . zu unterdrücken. Der Verfasser hat sich auch selbst lediglich darauf bezogen, daß seine Schrift nur die nähere Auslegung und das bestimmtere Verständniß des auf dem Titel genannten nicht verbotenen Buches enthalte. Dieser Einwand ist indessen selbstredend unerheblich und ohne Einfluß auf die Beurtheilung, da die Censurinstruction den früher gestatteten Abdruck nach bestätigtem Urtheil des Gerichts bei einer späteren anderweiten Veröffentlichung nicht ausschließt.

„Es kommt hinzu, daß das bezeichnete Buch, wie der Verfasser selbst in seiner Schrift und in seiner Gegenausführung mehrmals wiederholt, in unverständlicher poetischer visionärer Sprache geschrieben ist, oder wie sich der Verfasser Seite 8 anderweit ausdrückt: ‚Lieder ohne Worte‘ enthält, während die vorliegende Schrift die gehässigste Deutung und bestimmte Beziehungen hinzufügt. Jenes Buch hält sich in poetischer Sphäre und unbestimmten Bildern, diese Flugschrift drängt den angeblichen Sinn und Inhalt auf 56 Seiten zu einem scharf ausgeprägten

und allgemein verständlichen Bilde zusammen, welches alle bestehenden Zustände in subversiver Tendenz entstellt und nur zu groben und gefährlichen Mißverständnissen führen kann".

Adolf Stahr, der diesen Sturm erregte, beabsichtigte seine Stellung der Confiscation gegenüber öffentlich kund zu geben. Er reiste von Oldenburg nach Berlin, besprach sich mit Varnhagen und gab seinem Bruder darüber folgenden Bericht:

Adolf an Carl 29. April 1844 (ungedruckt).

„Zur Publikation der Censurakten durch den Druck rieth Varnhagen durchaus, — er hatte vorher mit Bettine darüber conferirt — und gab mir allerhand gute Rathschläge und nützliche Winke, wie die Sache anzufassen. Aber wo sollte man das Buch in Deutschland drucken lassen? Daß ich meinen Namen geheim halte, sei durchaus räthlich".

Aber die Publikation kam, wie es scheint, nicht zu Stande. Wenigstens schrieb Ad. Stahr an Bettine:

[Oldenburg, 8. Mai 1844.]

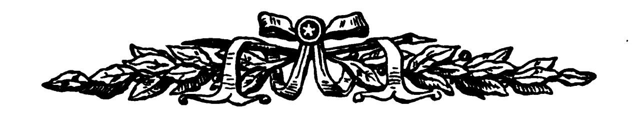
„Für meine Aktenstücke kann ich noch keinen Verleger finden. Die Furcht ist grenzenlos! Können Sie mir hier nicht rathen? und haben Sie keine sichere Spur, von wem die Beurtheilung Ihres Werks in der Anklageakte des öffentlichen Anklägers. Herrn von Lüderitz eigentlich dem Wortlaute nach herrührt?" —

Man kann dies Kapitel wohl nicht besser schließen, als durch die folgende Schilderung, die Varnhagen von Bettinens Wesen, Kämpfen, Stellung den Parteien gegenüber, einige Monate früher in einem Brief an Adolf Stahr machte (22. Februar 1844). Sie lautet so:

„Die tapfre Frau lebt in unaufhörlichen Kämpfen und Arbeiten, und hat immer neuen Ereignissen und Feinden die Stirne zu bieten, mehr als Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege; und ist auch der Sieg oft auf ihrer Seite, und sie selbst voll Muth und Kraft, so giebt es doch Kämpfe,

in welchen keine Freudigkeit sein kann, und Gebiete, die den Kampf nicht zulassen. Ich sehe sie oft, habe in vielem ihr Vertrauen, und muß sie in dem meisten bewundern. Sie ist in dieser Zeit der eigentliche Held, die einzige wahrhaft freie und starke Stimme, und unsre andern öffentlichen Streber sind meist mit Blindheit geschlagen, daß sie sie nicht erkennen und nicht einsehen, was sie an ihr haben .... Frau von Arnim hat hier warme Freunde, die ihr aber doch wenig nützen, weil sie es auch wieder ausschließlich sein wollen. Die Hauptmühen und Hauptleiden, die sie zu bestehen hat, kommen übrigens nicht vor das Publikum, sie verlaufen innerhalb der engern Lebenskreise, die jedoch hier mit denen der Gesellschaft und Litteratur, ja des Staates, eng verbunden sind. Ich spreche Ihnen soviel von Bettinens Sache, weil es auch Ihre Sache geworden! Ihre „Myrthenzweige" wollte man nicht dulden, während doch der Myrthenbaum, von dem Sie dieselben gebrochen, ruhig weitergrünt! Aber man hat die „Myrthenzweige" nicht unterdrücken können, sie sind nur um so mehr begehrt worden"! [1]) —

[1]) Zu den durch Bettinens Werk veranlaßten Publikationen gehört auch: „Ruchlosigkeit der Schrift: Dies Buch gehört dem König", Bern 1844. Die Schrift, die ich mir nicht habe verschaffen können, ist offenbar, wie schon der Druckort Bern zeigt, trotz des Titels eher eine Apologie als eine Widerlegung des Werkes. Daß dies wirklich der Fall war, geht aus folgendem, in dem schon mehrfach erwähnten Fascikel des Geheimen Staatsarchivs enthaltenen Actenstück hervor. Am 4. März 1846 nämlich schrieb der Minister des Auswärtigen Graf Kanitz an den Minister des Innern, es sei ihm von dem preußischen Gesandten in Bern diese Schrift überschickt worden, mit der Anregung, man solle Schritte dagegen thun. Darauf wurde ihm von seinem Collegen geantwortet, die Schrift habe bereits im Jahre 1844 der Censur vorgelegen.





III. Kapitel.

Clemens Brentano's Frühlingskranz 1844.

Durch die Erinnerung an ihre Freundin, die unglückliche Caroline von Günderrode, hatte Bettine (1840) der damals selbst in dem Kreis der Intimen vergessenen, von dem großen gebildeten Publikum nie gekannten Frau, ein prächtiges literarisches Denkmal errichtet und sich hohen Ruhm erworben[1]). Dieselbe Pietät veranlaßte sie auch ihrem 1842 verstorbenen Bruder Clemens bald nach seinem Tode ein Opfer der Liebe darzubringen. Sie veröffentlichte die zwischen ihr und ihrem Bruder gewechselten Briefe von 1803 bis zu dessen Verheirathung mit Sophie Mereau, nicht ganz in der Ordnung, wie sie geschrieben waren, sondern viele künstlerisch vereinend, mit nöthig scheinenden Auslassungen und Zusätzen, die sie zur Abrundung des Bildes angemessen erachtete. Das Buch erschien u. d. T. „Clemens Brentano's Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Charlottenburg bei Egbert Bauer 1844". Sie bezeichnete das Buch als ersten Band. Es bleibe dahingestellt, ob die Mißhelligkeiten der Censur, von denen gleich zu sprechen ist, oder wie Steig vermuthet hat,[2]) der veränderte Charakter der Briefe von Clemens, „die Mißverständnisse von beiden Seiten", wie Arnim den Brief-

[1]) Vergl. oben S. 7 ff.

[2]) Einleitung zu dem Neudruck des Buches, Berlin 1891.

wechsel 1811 charakterisirte, da er ihn las, ihr eine Fortsetzung unräthlich erscheinen ließ.

Das Wesen des Buches ist durchaus eine Erneuerung der Jugendzeit; mit den Kämpfen des Tages hat es nicht das Geringste zu thun. Trotzdem widerfuhr ihm das Mißgeschick, das dem oben behandelten gefährlicheren Werke — gefährlich in dem Sinne der damals herrschenden Partei — zwar auch bereitet werden sollte, aber schließlich erspart blieb.

Das Buch erschien im Mai 1844 in Charlottenburg im Egbert Bauer'schen Verlag. Am 24. Mai wurde es mit Beschlag belegt. Bettine schrieb deswegen an den König und an Humboldt.[1]) Eine solche Wiederaufnahme des Briefwechsels darf man, obwohl der eben angeführte Brief nicht vorliegt, nicht für unwahrscheinlich halten. Ungeachtet des geringen Erfolges des Königsbuches — es hatte der von der kühnen Fürsprecherin vertretenen Sache wenig genützt — bestand eine gewisse Beziehung zwischen dem Fürsten und der Schriftstellerin fort. Zeugniß davon ist die Thatsache, daß zu Neujahr 1844 Bettine durch Varnhagen und Humboldt dem König eine Zeichnung überreichen ließ, „einen nackten Jüngling und ein nacktes Mädchen darstellend, an einem Baume stehend, in dessen Krone eine Nachtigall singt", für die der Monarch seinen Dank auszusprechen wünschte, nachdem er freilich die Vermuthung geäußert hatte, nicht Bettine, sondern deren Töchter seien die Künstlerinnen.[2]) Die Stimmung, die sie für den Herrscher hegte, und wie sie sie auch von der Seite des Fürsten erhoffte, charakterisirte sie selbst in einem Brief an Stahr 9. März 1844, aus dem folgende Stellen der Mittheilung werth sind:

„Wissen Sie was, lieber Stahr. Ich habe den König lieb und der König hat mich wieder lieb und das ist denen

[1]) Tgb. 24. Mai 1844.

[2]) Humboldt-Varnhagen S. 134.

ärgerlicher die mich beschuldigen, als wenn das Gegentheil der Fall wäre. Wenn ich aber Einen liebe, so opfre ich meine lezte Kraft für ihn und sollte ich auch darüber zu Grunde gehn. Der König hat mir Treue gehalten troz allem Wider mich. Er hat manche Verläumbung auf den verstecktesten Wegen gegen mich zu hören bekommen und hat nicht von mir gewankt und das muß ihm was eintragen, nemlich meinen scharfen Blick. Der spähet nach der unbetheiligten Wahrheit. Vom König ist's ein viel größeres daß er mir zugethan ist als von mir. Denn sein Gezelt steht auf einem Berg wo die fata morgana ihre Zauberschleier durch einander wühlt. Sie verwundern sich!" —

Daß es daneben gelegentlich bei der Hoftafel" zu unfeinen Scherzen gegen die merkwürdige Frau kam, die gerade, da sie den adeligen Kreisen angehörte, den Mitgliedern aus dieser Schaar ein völliges Räthsel war, und daß „der König nicht nur aus vollem Halse dazu lachte, sondern auch seinen Beitrag dazu gab",[1]) ist bei der Freude des Monarchen an boshaften gegen eine Person gerichteten Neckereien wohl glaublich. Varnhagen selbst rühmte bei der Erwähnung solcher Unterhaltungen die Zartheit des schriftlichen Verkehrs zwischen Fürsten und Schriftstellerin. Die persönlichen Beziehungen Beider waren also immer derart, daß Bettine, nicht ohne Aussicht auf Erfolg, ein Schreiben wagen durfte.

Ueber den Inhalt dieses nicht erhaltenen Briefes und seine Folgen, unterrichtet folgende Mittheilung des Geheimen Staatsarchivs. Der Geheime Cabinetsrath Uhden schrieb nämlich am 30. Mai 1844 an den Minister des Inneren von Arnim:

„Ew. Excellenz beehre ich mich im allerhöchsten Auftrage die eingeschlossene Immediateingabe (fehlt leider, sie ist vom 25.)

[1]) Tgb. 21. Mai 1844.

der Frau Bettina von Arnim unter dem gehorsamen Bemerken zu überreichen, daß Seine Majestät eine baldige Antwort von Hoch Demselben erhalten wolle, warum das in Rede stehende Buch mit polizeilichem Beschlag belegt worden ist.“

Darauf antwortete der Minister am 4. Juni an den König:

„Die Schrift . . . . ist ohne vorgängige Genehmigung der Censur gedruckt und von dem Verleger, dem Buchhändler Egbert Bauer in Charlottenburg in einem Exemplar dem dortigen Polizei-Amt vorgelegt worden. Dies veranlaßte die Beschlagnahme, theils, weil es die Dedication für censurwidrig hielt, vorzüglich aber, weil, der Vorschrift der Ordre vom 4 October 1842 entgegen, der Verfasser auf dem Titel nicht genannt war.

„In dem hierüber dem hiesigen Polizei-Präsidium erstatteten Bericht bekannte dasselbe zwar, daß die Schrift, weil der Name des Verfassers auf dem Titel nicht genannt war, censurpflichtig sei, sprach aber zugleich aus, daß die Dedication, sowie die Schrift selbst keinen Grund zur Beschlagnahme enthält. Nach § 5 der Verordnung vom 30. Juni v. J. ist eine, ohne Genehmigung der Censur gedruckte censurpflichtige Schrift nach der Beschlagnahme zur Censur vorzulegen und für den Fall der Druckerlaubniß wieder frei zu geben, sonst aber zu vernichten. Demgemäß ward von dem Polizei-Präsidium dem Verleger der Debit der Schrift einstweilen untersagt und die Censur der Schrift veranlaßt. Ich habe dem Censor die beschleunigte Prüfung zur Pflicht gemacht und glaube, daß die Druckerlaubniß keinen Anstand finden wird.

„Die Censurpflicht der Schrift unterliegt keinem Zweifel, da das Gesetz ausdrücklich verlangt, daß der Name des Verfassers auf dem Titel genannt sei. Die Beschlagnahme ist daher mit Recht erfolgt und dies um so mehr, als, hätte man in dem vorliegenden Falle eine Ausnahme vom Gesetz sich erlaubt, dies nur Gelegenheit zu Exemplificationen gegeben haben würde“.

Außer diesem Schriftstück jedoch, das seinen ressortmäßigen Gang nahm, von irgend einem Beamten des Ministeriums verfaßt und vom Minister unterzeichnet wurde, giebt es ein eigenhändiges Schreiben des Ministers von Arnim, das eine viel deutlichere Sprache redet. (Es befindet sich auch im Königlichen Hausarchiv, aber nicht bei den Bettinenbriefen und ist mir von Herrn Geh. A.-R. Berner vorgelegt und zur Benutzung übergeben worden.) Das Schreiben lautet so:

Euro Königlichen Majestät

verfehle ich nicht ehrerbietigst anzuzeigen, daß der Kampf en question nicht zwischen der Censur und Bettina sondern zwischen der Polizey und dem berüchtigten Buchhändler Edgar Bauer stattfindet. Kein Censor hätte an dem „Mein lieber König" Anstoß genommen. E. B. ließ das Buch ohne Censur drucken weil es über zwanzig Bogen stark war. Das Polizeyamt in Charlottenburg nahm es in Beschlag, weil der Verfasser nicht genannt war und weil ihm die Dedikation unziemlich schien. Das Polizey-Präsidium fand die Dedikation unbedenklich, ließ aber, weil das Gesetz die Nennung des Verfassers als solchen auf dem Titel fordert, den Beschlag fortbestehn und legte das Buch vorschriftsmäßig der Censur vor, die es wahrscheinlich schon in diesem Augenblicke ohne den geringsten Anstoß hat passiren lassen.

Wenn also Bettina und diejenigen, welche Euro K. M. über diese Angelegenheit Bericht erstattet haben, der Censur das selbst verschuldete Hinderniß aufbürden mögten, so ist dies eine Verdrehung der Wahrheit. — Wenn Bettina aus besonderer Vorliebe für die habitués ihres Salons (Bruno Bauer, wohlbekannt, Egbert Bauer, der neulich aus einer Branntweinschenke betrunken in den vorüberfließenden Rinnstein fiel, von mildherzigen Vorübergehenden auf der Polizey

abgeliefert und dort durch seinen schätzbaren Bruder abgeholt wurde) das dritte Blättlein dieser Kleepflanze, Edgar Bauer, zum Verleger ihrer Geisteswerke auswählt, so muß sie sich schon die Folgen gefallen lassen, da diese Herren bekanntlich eine besondere Abneigung gegen die Lektüre der Gesetze haben; — einem honnetten Buchhändler ist dergleichen noch nie begegnet. . . .

v. Arnim.

Berlin 6. Juni 1844.

Es ist wohl nicht nöthig, im Einzelnen dieses ministerielle Schriftstück zu commentiren; nur die drei Brüder Bauer, von denen in so abfälliger Weise geredet wird, verdienen eine kurze Erwähnung. Von dem bedeutendsten, Bruno, der in Bettinens Umgangskreis damals eine hervorragende Rolle spielte, war schon einmal kurz die Rede (vergl. oben S. 40). Die drei Brüder: Egbert der Aelteste, Bruno geboren 1802, Edgar 1820 waren die Söhne eines Porzellanhändlers, der im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts aus Eisenberg nach Berlin verzogen war. Der Aelteste war Kaufmann, leitete ein Cigarrengeschäft und eine Buchhandlung, in der die Werke der Brüder, auch das oben genannte Buch Bettinens und ein später zu erwähnendes ihres Sohnes Friedmund erschienen. Die Zeit von 1844 war der Höhepunkt von Brunos Thätigkeit. Er gab damals die allgemeine literarische Zeitung heraus, war auch der geistige Leiter der Gesellschaft „der Freien“ der auch J. C. Schmidt (Max Stirner), der Verfasser des damals veröffentlichten Werkes: „Der Einzige und sein Eigenthum“ angehörte.

Bruno Bauer, ursprünglich Hegelianer, Kritiker von Strauß' Leben Jesu und Anhänger der geschichtlichen Offenbarung, ging bald über jenen hinaus und war gerade zu der hier besprochenen Zeit als eifriger Gegner Hegels und als radicaler Kritiker der

Evangelien aufgetreten. Gar vieles in seinem, noch mehr in des unbedeutenderen Bruders Wesen mußte Bettinens feinem Sinne abstoßend erscheinen: der häßliche Ton, die Frivolität, in der Bruno sprach und lebte, sein Auftreten gegen die Emancipation der Juden, denen er vorwarf, „die Freiheitskämpfe der Geschichte nicht mitgemacht zu haben“ oder gar Edgars bramarbasirendes: Pereat Gott. Ihr fester starrer Charakter stimmte gewiß nicht mit dem Schwanken der Brüder überein, deren einer als strammer Reactionär, der andere als eifriger Welfe endete. Aber allerdings mochte sie erfreut sein über Brunos Kämpfe gegen die Theologie, seine Hervorhebung des Individuums und seine kritische Abschlachtung der „Massen“, unter denen er alle „dem Geiste“ feindlichen Elemente verstand. Sie mochte ferner beeinflußt sein durch seine Anschauung über die Evangelien, die er in historisch-kritischer Weise wie Profanschriften untersuchte und in denen er den Niederschlag des Gemeindebewußtseins erblickte. So viel sich im Einzelnen gegen das Betragen der Brüder sagen läßt, die wegwerfende Art, in welcher der Minister über ihn spricht, verdient Bruno sicher nicht.[1])

In der Angelegenheit des Frühlingskranzes, der zu der oben abgedruckten ministeriellen Erklärung Veranlassung gab, nahm nun der König direct Partei. Obgleich in der Staatszeitung vom 3. Juni[2]) ein Artikel erschien, der sich durchaus im Sinne der beiden ministeriellen Schreiben aussprach, entschied der König vor seiner Abreise nach der Lausitz in einem Befehle an den Geheimen Cabinetsrath Uhden, daß das Buch freizugeben sei. Am 8. bekam Varnhagen durch Bettine einen Brief Humboldts zu lesen, der

[1]) Es soll nur kurz darauf hingewiesen werden, daß der Minister die Vornamen der Brüder verwechselt, Egbert, den Kaufmann, zum Schriftsteller und den Autor Edgar zum Buchhändler gemacht.

[2]) Für dies und das Folgende zwei Stellen im Tgb. 3. Juni und 8. Juni.

dieselbe Nachricht enthielt. Die Kunde davon kam auch in die Zeitung.

Daß an solchen journalistischen Berichten Bettine mittelbar betheiligt war, lehrt ihr folgender Brief an Adolf Stahr. Er drückt viel deutlicher als die an den König gesendeten Schriftstücke ihren Zorn, ja ihren Haß gegen die Minister aus. Er ist wichtig wegen der Bemerkungen über die oben charakterisirten Brüder Bauer. Leider ist der von Stahr in der Nachschrift angedeutete Auszug aus dem Briefe des Königs, wie er selbst bemerkt, nicht erhalten.

Lieber Professor Stahr in Oldenburg! [erh. 31. Mai 1844.]

Die Frau von Arnim in Berlin hat Ihnen etwas komisch impertinentes mitzutheilen! — Denn sonst würde sie sich die Zeit nicht abdringen. — Aber weil mich's selber drückt, bis ich's erzählt habe, so muß ich mir Luft machen um meine Ruhe wieder zu gewinnen. Es ist nämlich ein Raubvogel aus hohen Lüften herabgestoßen auf ein unschuldig Lamm und hat es mit seinen Krallen in die Weichen gepackt und zusammengedrückt, — und das ist nichts anders als Clemens Brentano's Frühlingskranz ihm gewunden aus Jugendbriefen! Unmöglich ist's daß es geschehen sein könnte ohne Befehl vom Ministerium wahrscheinlich Arnim's Eichhorn's und Mitveranlassung von Savigny! — Der Gründe sind verschiedne die man dafür angeben könnte.

1stens. Der polizeiliche Rachegeist weil man dem König mein Königsbuch nachgeben mußte, so wollte man ihm und mir zeigen daß keineswegs Rücksicht auf uns Beide genommen werde. Die Inconsequenz liegt darin daß man die chicane ganz unbemäntelt zeigt. Denn es war ja ein ganz natürliches Gefühl der Ehrfurcht was diese Esel hätte leiten müssen nicht Hand anzulegen, auch selbst wenn es vielleicht freier ge-

schrieben war wie gewöhnlich; da der König ihnen bezeichnet hatte wie er meine Schrift verstand. — und nichts beweißt triftiger daß die Minister ihr Portrait in meinem Buche anerkennen als dies Verfahren. —

2tens kann es den Grund haben, daß das Buch in der Handlung von Egbert Bauer herauskommt, welche man auf die ungerechteste Weise zu unterdrücken sucht. — Aus Rachegeist daß man ihnen emporhelfe damit sie doch als honnete Bürger im Staate ihre Existenz begründen können. Die Inconsequenz hiervon ist, daß sie sich einbilden Menschen niederzudrücken denen sie auf keine Weise gewachsen sind. Daß sie sich gegenüber von solchen Leuten die ihre Mißgriffe und leidenschaftlichen Irrthümer aufzudecken vermögen und auch sie nicht dulden wollen noch können, solcher Ungerechtigkeiten schuldig machen, und sich gar nicht schämen alle Blösen ihrer Geistesschwäche, ihrer grundsatzlosen Lästerungen ihrer lügenhaften Bedenklichkeiten ihrer verfolgenden Tücke Preiß zu geben.

3tens. Kann es aus persönlicher oder auch politischer Unterdrückungswuth gegen mich sein. Die Furcht ich könne zu populair werden, die Menschheit werde mir Beifall geben, sie wollen mich Lehrgeld bezahlen lassen; sie haben aber da ihre superfeine Politik schon in ein gröberes Netz verstrickt aus dem sie sich schwerlich heraushelfen werden, mit Anstand zum wenigsten nicht. —

Was ich damit will daß ich Ihnen dies so auseinander setze, es liegt mir an nichts mehr als daß diese Sache so schnell als möglich bekannt werde durch die Zeitungen. Nehmen Sie aus obigen Gründen was Ihnen passend deucht und was in die Zeitung zu bringen ist. Aber versäumen Sie es nicht, es gehört mit zu den Acten Ihrer Zensurgeschichte.

Eben war Bauer bei mir, erzählte mir noch etwas von der Geschichte; gar zu komische Details Wollen Sie noch

einen Brief von mir, so lassen Sie mich bald erfahren, daß ein öffentliches Blatt über diese Sache spricht. Natürlich darf ich keinen Antheil daran zu haben scheinen. So wie es los kommt schicke ich Ihnen mein Buch.

Dazu bemerkte Stahr: „Dieser Brief ist unvollständig. Es fehlt ein Blatt auf welchem ein Auszug aus einem Briefe des Königs sich befand".

Wirklich berichteten nun die Zeitungen über die Angelegenheit. (Das Folgende aus dem schon mehrfach angeführten Fascikel des Geheimen Staatsarchivs.)

Die Kölnische Zeitung ging z. B. in drei Artikeln No. 169, 179, 191 darauf ein. In dem letztgenannten Artikel war davon die Rede, der König habe vor seiner Abreise nach der Lausitz dem Geheimen Cabinetsrath Uhden „die sofortige Beseitigung aller Hindernisse aufgetragen, die dem fraglichen Buch in den Weg gelegt worden seien". Der Minister des Inneren theilte dies dem Minister des Königlichen Hauses Stollberg mit, um die Sache zur Kenntniß des Königs zu bringen. Das entworfene Schreiben vom 15. Juli 1844 ging jedoch nicht ab, weil, wie am Rande bemerkt ist, „der Minister den Gegenstand auf sich beruhen lassen will".

Trotzdem wurde das Buch censirt, daraufhin freigegeben; nur wegen der Widmung sollte erst die Erlaubniß des Prinzen eingeholt werden. Diese Widmung, die auch schon in dem Briefe des Ministers Arnim vorkommt, an den Prinzen Waldemar von Preußen, begann mit den Worten: „Lieber Prinz Waldemar" (der Minister hat sich offenbar verschrieben, indem er statt dieser Worte „mein lieber König" setzt), ironisirte etwas die „schicklichen Menschen", die diesen familiären Ton unpassend finden würden. Sie ist herzlich, beweist eine längere Bekanntschaft und das Vertrauen, daß der gefürstete Mann in dieser Verherrlichung und

Wiederbelebung der Jugend manches ihm ähnliche finden werde, daß ihm „das vaterländische edle, der Eifer für Wahrheit, der Glaube an göttliche Dinge, die Würdigung der Volkseigenthümlichkeit inne wohne“.

Der also Angeredete, Prinz Waldemar von Preußen, geboren 2. August 1817, gestorben 14. Februar 1849, ist ein Sohn des Prinzen Wilhelm, des Bruders Friedrich Wilhelms III. Er unternahm am 7. September 1844 eine Reise nach dem Orient und nahm 1846 an dem Kampfe der angloindischen Expedition gegen die Sikhs theil. Ueber seine Reise erschien erst mehrere Jahre nach seinem Tode ein Prachtwerk 1853, mit einer großen Vorrede von Alex. v. Humboldt, die 18. Dec. 1854 unterzeichnet ist.[1]) Es wäre denkbar, daß der jugendliche Prinz durch die Söhne Bettinens, deren einige ihm gleichaltrig waren, in das Haus der gefeierten Schriftstellerin gekommen wäre, das sich jüngeren Leuten ohne Unterschied des Standes so gern öffnete.

Bei dieser Hervorhebung eines prinzlichen Reisenden sei zugleich eines zweiten Mitglieds der Königlichen Familie gedacht, der gleichfalls Admiral war, von dessen Beziehungen zu Bettine bisher nichts bekannt war.[2]) Die Hervorhebung ist deswegen wichtig, weil sie eine neue Beziehung Bettinens zu einem Prinzen enthält, sodann weil der Brief sebst eine hübsche Charakteristik ihres Wesens giebt. Prinz Adalbert[3]) ein Vetter des Königs Friedrich Wilhelm IV., 1811 bis 1873, älterer Bruder des obengenannten Waldemar, der sich in mannigfachen soldatischen Stellungen aus-

---

[1]) Offenbar war das Werk mit der Jahreszahl schon fertig, die verspätete Vorrede wurde dann nachträglich eingeschoben.

[2]) In Goedekes Grundriß wird der folgende Brief nicht erwähnt; Geh. A.-R. Berner machte mich auf das Buch aufmerksam.

[3]) Vergl. Admiral Prinz Adalbert von Preußen, ein Lebensbild mit besonderer Rücksicht auf seine Jugendzeit und den Anfang der Flotte von Viceadmiral Batsch, Berlin 1890.

zeichnete und später Admiral wurde, übernahm gleichfalls große Reisen. Er überschickte von seinem in nicht sehr vielen Exemplaren erschienenen Reisewerke eins der Bettine. Diese antwortete[1]) Anfang 1848. Sie meinte, daß der Prinz das schildere, was er gesehen habe, während sie sich die Gegenstände erbeuten müsse, mit der Gewalt der Phantasie. „Ich spreche es unverhohlen vor Euer Hoheit aus, weil ich es wage, Ihnen mein Buch hiemit zu überreichen, das aber jetzt dem König gehört und dem (dem Buch nämlich) ich wahrlich mehr von dieser Eigenschaft wünschte um seiner würdiger und nicht durch Unruhe unverständlicher zu werden". Das Buch könnte der Zeit nach Ilius Pamphilius und die Ambrosia sein; nach der Aeußerung „das aber jetzt dem König gehöre", möchte man dagegen auf das früher behandelte Königsbuch schließen.

Am 10. Juni 1844 war Bettine noch ungewiß über das Schicksal ihres Buches[2]) und wollte deswegen an Humboldt schreiben. Bald darauf muß das befreiende Urtheil erfolgt sein; am 18. Juni richtete sie folgendes Dankschreiben an den König:

7.

Allergnädigster König.

Von der Großmuth und Gnade Euerer Königlichen Majestät abzuhängen überwiegt mir jede Gunst des Geschickes. Euer Majestät haben mir Gelegenheit gewährt dies Glück zu genießen. Daß die Polizei durch ihre Spiegelfechtereien die Befreiung meines Buchs gebieterisch dem Unterschleif ihrer ganz ungesetzlichen Willkühr öffentlich zuspricht, das kann mich nicht kränken; denn weil eben dieser gnädige Wille von Euer Majestät das köstlichste ist, den (sic) ihre Eifersucht mir nicht kann rauben.

[1]) A. a. O. S. 145.

[2]) Tgb. von demselben Tage.

So sei mir denn erlaubt, zu den Füßen Euer Majestät meinen Dank für diese Milde und Herablassung auszusprechen. Gott vergelte Euer Majestät und womöglich durch mich selber.

Euer Königlichen Majestät
unterthänige
Berlin am 18. Juni 1844. Bettine Arnim.

Im Anschluß an diesen Brief mögen noch zwei andere Schriftstücke aus Stahrs Nachlaß mitgetheilt werden.

Bettine an Stahr. [27. Juni 1844.]

Warum sollte ich mir die Zeit nicht ermüßigen Ihnen für alles Freundliche zu danken, was Ihre Theilnahme an mir, hervorbringt, und doch hab' ich gezagt! — Denn Ihnen die Intrigue mit den Localfarben . . . zu malen dazu bin ich ja nicht mächtig! Auch ekelt es mich. — Hier schreib ich Ihnen einen kurzen zweiten Bericht über diese Angelegenheit ab, den ich durch Vermittlung dem König übersendete nachdem mir schon zweimal war von seiner Seite berichtet worden, er habe der Geschichte durch seinen Befehl ein Ende gemacht.

Zu den Acten der Beschlagnahme von Clemens Brentano's Frühlingskranz! —

Die Beschlagnahme wegen Respectwidriger Dedication eingetreten, in diesem Sinne wieder aufgehoben, wegen Auslassung des Autornamens auf dem Titelblatt wieder eingetreten, in sofern beseitigt, als um den Forderungen der Polizei zu genügen der fehlende Name durch den Druckstempel sollte eingetragen werden. Von der Polizei zurückgewiesen, indem man es gegen das Gesetz und den Willen des Autors es dennoch

der Zensur werde unterwerfen. — Dagegen protestirt der Autor, erstens weil der Schimpf nicht auf dem Buch soll ruhen als sei es erst durch die Censur lesbar gemacht worden. 2tens weil die Polizei nicht den Autor zwingen kann, seinen Namen nicht auf den Titel zu setzen damit es censirt werde. — jedoch ist hier der Fall eingetreten, da gestern am 4ten Juni das Werk von der Polizei versiegelt wurde damit der Titel nicht nach Vorschrift umgeändert werde. —

Da ich nun gegen die Censur als gesetzwidrig protestirt hatte, so hat die Polizei ohne mein und des Buchhändlers Vorwissen ein Exemplar gestohlen, es zensiren lassen und noch allerlei Scandal gemacht endlich angezeigt daß es durch die Censur freigeworden.

Unterdessen aber hatte ich Briefe von Oben. Der König habe den unwürdigen Plakereien ein Ende gemacht durch einen Machtbefehl; dies alles hatte wie es schien nicht den geringsten Einfluß auf dies freche Verfahren denn man ersann immer neue Listen und kurz es schien als ob sich Alles um dies Buch drehe. Ich würde auch daran gezweifelt haben daß der König würklich sich darum bekümmert habe. Hätte er mir nicht eigenhändig geschrieben: „drama d'honor“ sei sein Beweggrund daß er nicht leiden würde wenn man edlen Frauen zu nah komme und deswegen habe er der Sache ein Ende gemacht! — Ich glaube es würde nicht übel thun wenn man in der Zeitung anbrächte Nicht die Censur habe dies Werk befreit, das über die Bogenzahl hinaus nicht mehr censirt dürfte werden sondern lediglich die Gnade des Königs der keine übermüthige Chicanen dulde. Nun es ist Hot wie Haar! —

Varnhagen von Ense an Ad. Stahr.

[Berlin, den 27. Juni 1844.]

Die Quälereien, welche Frau von Arnim wegen ihres neuen Buches auszustehen gehabt, sind nun vorüber, und das Buch hat nun freien Lauf. Aber das Nachgefühl ist bitter, und wird es noch lange sein; die gegen sie verübten Dummheiten und Bosheiten waren so hartnäckig, daß auch der entschieden ausgesprochene Willen des Königs nur schwer und langsam durchdringen konnte, und manche Leute fast noch zweifeln, ob der Wille wirklich so entschieden gewesen sei. Frau von Arnim hat sich mit bewundernswerther Standhaftigkeit und so unerschüttertem Muthe dabei benommen, daß sie in der gefährlichsten Krise dieser Sache mit menschenfreundlichem Eifer sogleich noch die in unsern Zeitungen besprochene Greuelgeschichte des von einem Gendarmenhiebe getödteten unschuldigen Handwerksgesellen Otto und die himmelschreiende Sache der Weber in Schlesien aufgenommen und selbstvergessen höchsten Ortes angebracht hat. Der Eifer ist groß und schön, doch der Erfolg hängt nicht von der Herzensgluth und Geisteskraft solch einzelner Bemühungen ab; die Stimme von Tausenden läßt sich nicht in Eine zusammenfassen, man müßte die Tausende wohlgeschaart dabei sehen, und auch dann würden sie vielleicht überhört. Diese Anliegen und Bewegungen wollen ihren gesetzlichen Gang gehen, nicht den nach Verfassung und Landrecht gesetzlichen, sondern nach den Gesetzen der Weltentwicklung, die sich in manchen Wendungen der Geschichte schon deutlich genug erkennen lassen. Es scheint, als gehöre die Verblendung und Taubheit eben so in den Weltplan als das Propheten- und-Heldenthum. Diese Art der Betrachtung aber, die Zuflucht zu dem Höchsten und Ganzen, ist ein trauriges Zeichen des Zustandes der Zeitlichkeit, in der wir gerade befangen sind! —

Bieten diese Briefe auch nichts Neues zur Geschichte der Confiscation des Frühlingskranzes, so deutet der erstere, Bettine an Stahr, unbekannte Stücke aus der Correspondenz der Schriftstellerin mit dem König an; das Schreiben Varnhagens spielt an auf die Geschichte des Schneidergesellen Carl Otto, der von Soldaten mißhandelt an seinen Wunden starb, eine Geschichte, die auch im Tgb. 8. Juni berührt wird und auf die der Weber in Schlesien.

Ueber diese letztere Angelegenheit schrieb Bettine zwar nicht direct an den König, aber an Humboldt. Sie nannte die Sache tragischer als Sophokles und bat „der König möchte den hier beabsichtigten Dom in tausend Hütten in Schlesien bauen".[1]) Den oben abgedruckten Dankbrief und das zuletzt erwähnte durch Humboldt übermittelte Schreiben beantwortete der König in einem „überlustigen Brief"[2]); „er warnte sie unter anderem das Johanniswasser, welches sie in dieser Johannisnacht etwa schöpfe, nicht in die Gefäße der Bauern zu gießen, wo es einen unangenehmen Geschmack bekomme".

Solche Andeutungen waren vielleicht durch Einflüsterung der Minister entstanden. Ging doch der Minister von Arnim so weit, Bettinen zu beschuldigen[3]) „sie sei die Ursache des Aufstandes, sie habe die Leute gehetzt, ihnen Hoffnungen erweckt, durch ihre Reden und Briefe und schon durch ihr Königsbuch". Solche Anklagen, die nicht gefahrlos waren, mochten Bettinen veranlassen, ein von ihr beabsichtigtes „Armenbuch", wohl eine für die hungernden schlesischen Weber bestimmte Schrift ganz aufzugeben, in Betreff deren Humboldt ihr schon gerathen hatte, sie wenigstens auswärtig drucken zu lassen.[4]) Daß dieser Rath wirklich ertheilt

[1]) Tgb. 12. Juni 1844, S. 311.

[2]) Tgb. 24. Juni 1844 II, S. 315.

[3]) a. a. O. 313. 19. Juni.

[4]) Tgb. II, 315.

wurde, ersieht man aus dem Schluß deß oben erwähnten Schreibens der Bettine an Stahr, 27. Juni 1844, in dem es heißt:

„Mein Armenbuch habe ich einstweilen abgebrochen, denn der Druck würde hier nicht gestattet werden, indessen sammeln sich jeden Tag noch merkwürdige Belege dazu. Traurig ists zwar, daß es nicht zu rechter Zeit kommt. — Allein, den Hungrigen helfen wollen heißt jetzt Aufruhr predigen, hat mir jemand geschrieben und mir damit den Rath verbunden den Druck hier nicht fortzuführen. — Ich bewahre wunderliche Dokumente geschichtlich merkwürdig in Bezug auf dieses Buch. — Noch mehr in Bezug auf die letzten 14 Tage, wo das arme Schlesien sich regte! Ach schwerer Seufzer, wo bist Du, daß ich ein Gewicht darauf legen könnte! —

Wenn Ihnen wirklich das Herz weh thut über die Blindheit derer, denen die Augen so nöthig sind, so ists doch immer besser blind sein, wie auf die verkehrteste Spiegelfechtereien als auf ein edles Verfahren sich was einbilden! — Eben hab ich ein Schreiben an den Weimaraner abgehen lassen“. [1])

Zur Erklärung der Schlußbemerkung sei kurz darauf hingewiesen, daß Bettine in ihrer Vielgeschäftigkeit und ihrer uner-

[1]) Da Stahr über den „Frühlingskranz“ so manche Nachricht erhielt, so ist es nicht unpassend, seine Meinung über das Buch hierherzusetzen.

Er urtheilte darüber in einem Briefe an Varnhagen (ungedruckt, 16. August 1844): „Mein größtes Labsal waren die neuen Briefe, welche Bettine zu einem so anmuthig duftenden Kranze gebunden hat. Ich halte dieses Buch, soweit es der vortrefflichen Frau angehört, unzweifelhaft für das reinste, einfach — schönste und lieblichste von allen, was sie geschaffen hat und mein Genuß war um so reiner und die Empfindung um so wohlthuender, je einfacher und reiner hier die Verhältnisse und Bedingungen der Entstehung uns entgegentreten und je ferner alles Unruhige, peinlich Beklemmende, Gespannte, Seilschwebende gehalten bleibt, was denn doch hier und da bei andern Mittheilungen der herrlichen Frau wohl das ruhige Genußbehagen beeinträchtigt“.

müdlichen Hilfsbereitschaft sich für Hoffmann von Fallersleben interessirte. Für ihn, der damals seiner Breslauer Professur entsetzt, in Folge einer Taktlosigkeit, die er bei den Brüdern Grimm in Berlin beging, in dortigen Gesellschaftskreisen anrüchig geworden war, bemühte sich Bettine eine Stellung zu erlangen und meinte in dem Großherzog von Weimar einen Beschützer gefunden zu haben, der den verfolgten Gelehrten zu seinem Bibliothekar machen sollte.

Der Frühlingskranz war zur Ehrung des Bruders bestimmt. Neben den Bruder tritt nun zum ersten Mal ein anderes Familienmitglied Bettinens, ihr Sohn. Es ist Friedmund von Arnim, geboren den 9. Februar 1814, gestorben 24. Juli 1883.[1]) Er war Landwirth, vielfach auch als Schriftsteller thätig. In der schon genannten Bauerschen Verlagsbuchhandlung erschienen 1844 hundert von ihm im Gebirge gesammelte Märchen. Indessen nicht diese, sondern eine andere Schrift von ihm ist in diesem Zusammenhang zu besprechen. Sie wird, wenn ich nicht irre, angedeutet, durch den in Goedekes Grundriß stehenden Satz: „Aus voller Ueberzeugung trat er für die unbedingte naturgemäße Entwickelung und Selbstbestimmung des Menschen ein". Die Schrift erschien unter dem Titel: „Die Rechte jedes Menschen". Bern 1844.[2])

Die Vorrede beginnt mit den Worten: „Glücklicherweise mit der Gefahr 100 Thaler Strafe zu bezahlen und mir alle Exemplare genommen zu sehen, brauche ich meinen Namen nur der Polizei zu nennen, die hat doch wenigstens Discretion alles geheim zu

---

[1]) Vergl. Goedekes Grundriß, Band 6, S. 86.

[2]) Nach manchem vergeblichen Suchen in Berlin, Dresden, Bern, Luzern fand ich sie in der Stadtbibliothek zu Zürich. Ich bin Herrn Prof. Stein in Bern, Stern in Zürich und dem Vorstand der Luzerner Stadtbibliothek zu Dank für ihre freundliche Mithilfe verpflichtet.

halten; sonst wäre ich übel dran, denn ich schäme mich eigentlich vor den Weltklugen eine gute Gesinnung zu zeigen und mir das nachsagen zu lassen".

Eine Analyse der sehr wortreichen, im Ganzen unklaren Schrift läßt sich schwer geben. Zur Charakteristik der Tendenz diene Folgendes: Das Buch ist von hoher Sittlichkeit erfüllt. Es eifert gegen die jungen Leute, die unsittlich leben und dadurch sich selbst entehren, andere vergiften und verderben, gegen die in der Unterhaltung herrschende Frivolität, gegen die Reichen, die ihr Geld bloß für Üppigkeit und schlechte Genüsse ausgeben. Es ist dieselbe Auffassung wie in dem Königsbuch der Mutter, wenn es einmal heißt: „Ist denn die Aufgabe des Königs nicht würdig sie zu lösen? Ist es keine Königsarbeit und werth, daß die Minister sich damit abgeben, den Frieden auf der Erde herzustellen unter den Menschen, daß sie sich nicht mehr Schaden zu leisten gedenken, sondern Schutz und Beistand, wie es ihrer würdig, daß sie sich verbinden zu ihrer Sicherheit, zu allem möglichen Großartigen was sie noch ersinnen werden? Ist es nichts werth, die Welt auf den strebsamen Standpunkt zu heben, wo sie hingehört. Die Menschen wirklich zu Menschen zu machen? Doch so etwas auszuführen, es ist zu großartig und selbst eine Königliche Seele zu klein dazu".

Es wird ferner ausgeführt, daß des Menschen eigentliches Wesen in Thätigkeit besteht, daß es daher gerecht sei, jedem in seiner Thätigkeit volle Freiheit zu lassen, daß ferner jedem das zu eigen gehört, was er sich durch seine Bemühungen verschafft. Da heißt es z. B. S. 37: „Den Regierungen, den heutigen, kann man den Vorwurf machen, daß sie alle wahre individuelle Freiheit mißhandeln und nur den Geldsack beschützen, aber nicht den Menschen, das heißt den thätigen, denn der unthätige ist gar nicht da". Ist schon in solchem Satze eine Art Anlehnung an die Gesinnung der Mutter bemerkbar, so wird speciell auf Bettine eingegangen in dem Satz S. 42: „Wenn Du Deinen Namen nicht auf Dein

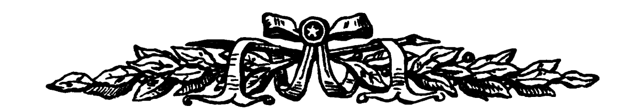
Buch sezest, was über zwanzig Bogen stark ist, so zahlst Du 100 Thaler Strafe, denn hier gilt keine Bescheidenheit, wir setzen Schurkerei voraus".

Von allgemeinen Sätzen verdienen die folgenden eine Hervorhebung: „Gesetz ist nur, was in jedes Menschen Brust als Recht für jeden gleich anerkannt wird". „Jeder Mensch hat nothwendig das Recht auf Ausübung der ihm auf der Erde zugetheilten Kräfte um als Mensch bestehen zu können" (S. 54). „Die Erzeugnisse aller aus dem rohen Erdstoffe des vom Volk behaupteten Erdtheils, die das nothwendig vereinigte Eigenthum, die Wirkung von Kräften der Einzelnen sind, diese sind gemeinsames Eigenthum" (S. 71). „Da das Glück und die Sicherheit aller von dem Einzelnen mitabhängt, so ist jeder bei Behauptung des freien Willens dem ganzen Volke bis zu der Höhe des Schadens verantwortlich und immer zu dem verlangten Ausweis verpflichtet" (S. 83). Zu den speciellen Vorschlägen des jugendlichen Weltverbesserers gehören die folgenden: Speicher zu Verbrauchstoffen für Zeiten des Bedürfnisses einzurichten; Räuber sollen zur Arbeitsverpflichtung verurtheilt werden und zwar durch eine Art Volksgericht; nach der Zahl der Köpfe wird eine Durchschnittsentscheidung getroffen, wenn z. B. drei sagen, er solle 2, 3, 4 Stunden täglich arbeiten, und er will nur eine zugeben, so wird sein Arbeitsquantum auf neun Viertelstunden bemessen.

Die eben durchgenommene Schrift hätte wegen ihrer Unklarheit und Harmlosigkeit unbehelligt bleiben können; auch sie beschäftigte indessen, wie aus dem schon vielfach zu Rathe gezogenen Fascikel des Geheimen Staatsarchivs hervorgeht, die Behörden. Am 18. December 1844 sandte der Oberpräsident der Rheinprovinz unsere Schrift nach Berlin mit der Bemerkung, er habe die Polizeibehörde darauf als auf eine gesetzlich verbotene aufmerksam gemacht, „der Inhalt der Schrift scheint mir mehrfach den Thatbestand eines strafbaren Vergehens zu involviren und

die unter der Vorrede vorkommende Unterschrift Fr. v. A. könnte vielleicht zur Entdeckung des angeblich in Berlin wohnenden Verfassers führen". Der Minister bemerkte am Rand: „Etwa der Sohn der Bettina?" Geheimrath Matthis schrieb darunter: „Allerdings" 30. December.

Etwas Weiteres scheint aber, soweit mir das Material bekannt ist, in der Sache nicht erfolgt zu sein.





IV. Kapitel.

Politische Thätigkeit.

Mit der Veröffentlichung von Clemens Brentanos Frühlingskranz war Bettinens wieder aufgenommene literarische Periode endgiltig vorüber. Die politische begann. Schon in der Angelegenheit Friedmunds waren die politisch socialen Ideen der Zeit gestreift worden. Von nun an sind alle Briefe den politisch socialen Angelegenheiten jener Periode gewidmet. Bis dahin war sie das Orakel der jungen Schriftsteller gewesen; nun galt sie als Vermittlerin der Armen, der Verfolgten beim König; die Hilfeflehenden wandten sich an sie.

Doch kann man bei ihr im Grunde nur von einer unpolitischen Politik, zum mindesten von einer durchaus unzünftigen sprechen. Bettine, die, nach ihrem weiter unten folgenden gewiß wahrheitsgemäßen Bericht keine Zeitung las, treibt keine Realpolitik, sie ist Politikerin nach ihrem Gefühl und ihrem Herzen. Sie steht nicht in der Welt wie sie ist, sondern in einer, die sie gestalten möchte, sie urtheilt nicht nach der Nothwendigkeit, wie sie sich aus den augenblicklichen Zuständen ergibt, sondern nach hohen Grundsätzen, denen sie allgemeine Giltigkeit zu geben wünscht.

Wie von den Dingen, so gestaltet sie sich von den Personen ein Bild nach ihrer Phantasie: in dem König sieht sie eine Idealfigur und in den Personen, für die sie des Monarchen Hilfe erbittet, nur Schutzbedürftige. Nach ihrer Schuld will sie nicht fragen: denn sie interessirt sich zuerst nicht für das was sie thaten, sondern was sie sind. Sie sympathisirt nicht mit dem, was Schlöffel, Mieroslawski, Kinkel verübten; zunächst weiß sie nur, daß der Erste gefangen sitzt und seine Kinder nicht sehen darf, der Zweite der Wohlthat beraubt werden soll, seine Schwester zu begrüßen, der Dritte seiner Frau und seinen Kindern entrissen werden soll. Weder diese Männer noch die ihnen nahestehenden Frauen waren ihr seit langer Zeit bekannt, nur Johanna Kinkel hatte sie früher gesehen; zwei von ihnen erflehten direct, oder wiederum durch Anderer Vermittlung ihre Hilfe; das echt weibliche Bedürfniß, ihren Schwestern dienstbar zu sein, frauenhaftes Mitleid mit Verfolgten und Bedrückten dictirt ihre Intervention.

So erhielt sie aus Breslau einen Brief der Frau Henriette Pelz, die sich über die ungesetzliche Verhaftung und schmachvolle Behandlung ihres Mannes Eduard beklagte.[1]) Der Königsattentäter, der Bürgermeister Tschech erregte ihre Theilnahme. Sie gedachte[2]), nachdem über ihn das Urtheil der ersten Instanz gefällt worden war, an den König zu schreiben um seine Begnadigung und Wegsendung nach Amerika zu erflehen. Nicht minder riefen die hungernden Weber in Schlesien ihr Mitleid wach. Vielleicht sollte die Angelegenheit dieser Verstoßenen in dem oben erwähnten „Armenbuch“ behandelt werden, das wohl ursprünglich als eine Beantwortung der von der Potsdamer Regierung 1842 gestellten Preisfrage über das Zunehmen der Armuth und wie ihr zu steuern sei, geplant war.[3])

---

[1]) 21. August 1844 Tgb. Bd. II, 352.

[2]) 29. September Tgb. Bd. II, 374.

[3]) Bettine S. 361, vgl. oben S. 70.

Solche Thätigkeit, muthige Aussprüche, die von der Camarilla vergröbert und ausgeschmückt wurden, kamen dem König zu Ohren. Varnhagen berichtet 14. December 1844 Tgb. Bd. II:

„Gegen Abend kam Bettine von Arnim, sie hatte den Tag in Schmerz, Thränen, Unwillen hingebracht. ‚Wie konnte sich der König so beflecken', rief sie, und war außer sich. Sie hatte noch eine persönliche Empörung heute erfahren, von der sie heftig ergriffen war. Ihr Schwager Savigny kam aus dem Staatsrath, zu welchem der König aus Potsdam herübergekommen war, und ließ sich bei ihr anmelden, ein ungewöhnlicher auffallender Besuch! Ganz munter und freundlich sagte er ihr, der König habe ihm an sie einen Auftrag gegeben. ‚Nun, so laß hören!' Der König hat mir gesagt: ‚Sagen Sie doch Ihrer Schwägerin Bettine, sie möchte nicht in der Stadt ausbreiten, daß ich die neuliche Oper gemacht habe, mir sei das sehr unangenehm. Das ist mein Auftrag'. — ‚So? Das ist Dein Auftrag? Das ist ja zum Todtlachen!' — ‚Nun, ich finde es ernst genug!' — ‚Ernst genug? und warst doch so lustig dabei? Ich versichere Dich, mir ist es für mich nur Spaß, aber für den König kann es Ernst werden. Ich will ihm schreiben.' — ‚Das thu ja nicht! Schreibe lieber an Humboldt! Und was willst Du denn schreiben? Zeig es mir vorher!' — ‚Nichts da! Was ich dem Könige sagen will, sag ich ihm auf eigne Hand'. Bettine brachte mir den Entwurf ihres Schreibens; keine Rechtfertigung, nur Empörung über die schlechte Anklage, Gekränktheit, die sich über sich selbst erhebt, edle Andeutungen aller Unzufriedenheit, die in ihr gegen den König ist. Ein Meisterstück; ich rieth ihr doch zu einigen Aenderungen, zu mildernden Zusätzen, die sie auch genehmigte. Die Antwort erhebt sich aus dem kleinen Gebiet der Klatscherei zu dem der König herabgestiegen, zu dem höchsten Gebiet des Regierungswesens, und wenn der König den Brief empfängt, wird er sich doch wundern".

Dieses Schreiben Bettinens lautet:

8.

Königliche Majestät!

Allergnädigster König und Herr!

Euer Majestät haben geruht, durch meinen Schwager Savigny mich warnen zu lassen, keine falschen Gerüchte über den König zu verbreiten. Es ziemt mir nicht, im Angesicht von Euer Majestät, mich von Verleumdungen zu reinigen. Es mag nicht die erste sein, welche die Linie passirt. Aber mir ziemt, in Erinnerung zu bringen, daß eine Zeit war, wo es Verrath gewesen sein würde, an des Königs Gnade, mich ohne Beweiße durch muthwilliges Geschwätz vor ihm anzutasten.

Ich aber habe Beweiße, daß die, welche dem König die Hände unter die Füße legen, der Liebe seines Volkes nicht achten und die, welche sollen Gerechtigkeit üben in seinem Nahmen, ungerecht sind, wie dieß mich selbst schwer kränkt in meinen theuersten Pflichten.

Konnte ich nicht auch vor dem König auftreten? und mit Zeugnissen in der Hand? Aber nein! ich will nicht die Zornsader anschwellen auf des Mannes Stirn, von der allein die Großmuth soll strahlen, da er unter allen allein das Recht hat, Gnade für Recht ergehen zu lassen.

Das Volk glaubt an meine Liebe zum König und glaubt, daß er mir gnädig gesinnt sei. Mag es auch nur Gerücht sein, so hat es doch des Volkes Vertrauen zum wenigsten nie erschüttert.

Es war des Königs guter Genius, der den Keim der Liebe zu ihm in mich legte und diesen Keim hab ich nicht erstickt, sondern gepflegt. Der König aber beleidigt seinen Genius, daß falsche Gerüchte über mich ihm nahen durften.

Berlin den 14. December 1844.

Euer Königlichen Majestät
unterthänige
Bettine Arnim.

Zur Erklärung der in dem Berichte Varnhagens erwähnten „neulichen Oper" sei bemerkt, daß nur gemeint sein kann „ein Feldlager in Schlesien, Oper in drei Akten. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrich des Großen von L. Rellstab, Musik von Meyerbeer", deren erste Aufführung am 7. December 1844 zur Eröffnung des Opernhauses nach dem Brande stattgefunden hatte.

An demselben Tage, von dem der letzte Brief datirt ist, war Tschech hingerichtet worden, worauf sich die erste Bemerkung in Varnhagens Bericht bezieht.

Die Spannung zwischen dem Könige und Bettine, wie sie in den letzterwähnten Stücken zum Ausdruck kommt, kann nicht lange gedauert haben. Am 9. Mai 1845 schrieb Bettine an Varnhagen[1]: „Ja mit dem König habe ich schriftlich über alles gesprochen, wovon ich Ihnen erzählt habe; und seine Antwort hat mich unendlich gerührt". Aber weder Brief noch Antwort ist bekannt.

In dem zunächst mitzutheilenden Schreiben wird keine der bisher behandelten Angelegenheiten, sondern die Sache von Schlöffel beredet.

Bevor jedoch dieser Brief abgeschickt wurde, fand, wie aus dem Schluß des Schriftstückes hervorgeht, die erste persönliche Begegnung Bettinens mit dem König statt. Varnhagen berichtet darüber nach Bettinens Erzählung 9. Mai 1845:[2]) Die Unterredung — der König hätte sie zu einer heimlichen Zusammenkunft einladen lassen — habe drei Stunden gedauert, sie habe ihm alles gesagt, er habe sich ihr Beichtkind genannt und erklärt, sie ferner heimlich sehen zu wollen[3]).

---

[1]) Bettine S. 382.

[2]) Tgb. Bd. III, 71.

[3]) Daß Bettine wirklich erst 1845 den König zum ersten Mal sprach, ist sicher. Doch finden sich bei ihrer lebhaften und nicht immer klaren Art des Ausdruckes mannigfache Widersprüche. Der Satz „ich habe mich nie vor ihm sehen lassen" (Bettine 361), den sie am 2. Juni 1845 brauchte,

Noch eine andere Bettine betreffende Angelegenheit wird in dem Briefe berührt: ihr angeblicher Briefwechsel mit George Sand. Den einzigen von der berühmten Französin erhaltenen Brief schickte sie, freilich nicht im Original, sondern in einer Abschrift an Varnhagen, in dessen Sammlung er noch heute zu finden ist[1].

Der Brief nun, in dem auch diese Angelegenheit besprochen wird, lautet so:

9.

Allergnädigster König!

Ich könnte nicht mit gutem Gewissen vor dem König bestehen, für den das Gute zu wollen ein jeder berufen ist, wollte ich unerwähnt lassen, was ihm Nutzen oder Schaden bringt. In diesem Sinne wage ich Euer Majestät beiliegende Papiere vorzulegen. Ich muß voraussetzen, daß nur bezichtigende und keine rechtfertigende Indicien über den Gegenstand derselben bis zu dem Könige gedrungen seien, es würde daher Feigheit sein, wollte man nicht mit Vertrauen auch das vorbringen, was zu Gunsten desselben spricht.

Die schöne überzeugende Klugheit, mit welcher hier die junge Tochter ihren Vater vertheidigt, spricht dafür, daß dieser Pfleger ihrer sittlichen Bildung nicht der unwürdige Mann

---

steht dem anderen gegenüber am 29. Juni 1842: „spreche ich den König, so thue ich es mit der Besinnung und der Kraft" (Bettine S. 351). Wahrscheinlich ist auch bei dieser Begegnung von einem Prozeß der Bettine am Kammergericht gesprochen worden. Die Akten darüber haben sich, wie mich Herr Kammergerichtsrath Holze belehrt, nicht erhalten; nach Varnhagen Tgb., Bd. 3. 84. 305 sollte sie genöthigt werden, einen Eid zu leisten, der König habe sie aber ermächtigt, dessen Ableistung zu verweigern.

[1]) Er handelt hauptsächlich über Goethes Wilhelm Meister und soll in Bd. 24 des Goethe-Jahrbuches commentirt werden. Ich theile ihn im 2. Anhange mit. Die Schrift des „Sohnes", die am Beginn erwähnt wird, ist die Friedmunds, von der oben S. 71 die Rede war.

sein könne, wie er vor Euer Majestät geschildert sein mag; sondern wie sich troß seiner Verdächtigung hoffentlich im Lichte der Wahrheit noch wird herausstellen, ist er ein wohldenkender und getreuer Unterthan, der nur verläumdet ist worden von solchen, welche häufig durch seine Rechtschaffenheit in Verlegenheiten kamen — warum findet aber alles so leicht Gehör, was diesen Verläumdungen Gewicht gibt und nicht das was sie entkräften könnte?

Liegt es dem Richter nicht ob, die Schuldlosigkeit vorauszusetzen und, wie es dem moralischen und politischen Interesse des Staates angemessen ist, die Untersuchung im Sinne der Rechtfertigung und aufklärenden Genugthuung des Beschuldigten zu leiten? Warum hat man dem Angeklagten seinen natürlichen Richter entzogen? Warum hat man versucht, ihm seinen Vertheidiger, den allgemein so hochgeachteten Rechtsgelehrten Gräff zu verweigern? — der aber den Edelmuth hatte, sich diese Vertheidigung zu erkämpfen, indem er erklärte, er werde alle Processe des Fiscus, deren mehrere Hunderte ihm übertragen sind, niederlegen, wenn man ihm Schlöffels Sache entziehe. — Spricht dies nicht für den Angeklagten? — Und hätte die Regierung nicht ehrenvoller aus eignem Antrieb diesen würdigen Advokaten, dem sie ihre eignen Intressen vertraut, die Vertheidigung des so schwer Beschuldigten übergeben, da sie überzeugt war er werde die Sache zur Steuer der Wahrheit durchführen, statt daß er sie erkämpfen mußte. Und nun spricht man, es geschehe der Regierung wohl ein schlechter Gefallen, wenn die Schuldlosigkeit des nunmehr vier Monate in der Haft schmachtenden Bürgers Schlöffel bewiesen werde, weil es ihr eine zu sehr beschämende Mißbilligung ihres Irrthums zuziehen würde.

Sollten so schlimme Verdächtigungen eines ganz Schuldlosen unglaublich erscheinen, so überlege man doch, wie dieses

Ungeheuer Verläumdung in jedem Zeitungswinkel einen Giftzahn hat, der die Wahrheit, ja selbst den großmüthigen reinen Willen des Königs übel zernagt. Wie sollte sie mit dem Schlesier langen Proceß machen, der allen Wucherern und Unterdrückern ein Dorn im Auge war! Meine eigne Lebenserfahrung belehrt mich ja hierüber. Wer kann allen jesuitischen Krümmungen nachspüren? Z. B. hat man in dieser letzten Zeit in einer Reihe öffentlicher Blätter einen Briefwechsel über Communismus und Socialism zwischen mir und der George Sand besprochen, dieser Briefwechsel hat nie existirt, denn ein einziger Brief, den ich von ihr empfangen und in eine Sammlung berühmter Handschriften schenkte kann nicht als Briefwechsel aufgeführt werden, der mein Intresse am Armenwesen verdächtigte, was man durch diese Zeitungsnachrichten doch zu bewirken meint. — Kann also mir dies widerfahren, kann man mich verkleinern wollen vor dem König, für welchen im Denken und Handeln ich immer das Höchste einsetzte, warum nicht auch diesen Mann im Lande der Hungerleider, der so vielfachen Aerger erregte dadurch, daß er der moralisch und physisch versinkenden Menschheit sich vielfach annahm gegen ihre Unterdrücker (s. Beilage II), was er auch nicht einmal vermeiden konnte, denn in dem Lande der Verarmung, wo unter Tausenden Keiner ist, der mit Rath und That beizustehn den Willen hat, und die Noth umdrängt nun den einzigen Willfährigen, — wie kann er sich ihr versagen?

Es sei mir erlaubt, nur einen Beleg dafür aus eignem Erlebniß zu geben, obwohl sans comparaison, denn es ist hier nicht von Menschen die Rede, sondern von Schafen. Es war anno 1808 in einem Mißjahr, wo die Weide für das Vieh sehr knapp war, und ich auf einer Reise durch die Wetterau an einem kahlen Bergabhang eine Heerde eingepfergt erblickte; ich war mit einem großen Brod aus dem Gasthaus zu den

Schafen gegangen und theilte es unter sie aus; als ich aber zurückgehen wollte, umdrängten sie mich, rißen Pferg und Schäfer um und stürzten den ganzen Berg hinab mir nach bis ins Wirthshaus, wohin sie gar nicht gehörten; ich konnte mich kaum retten, der Schäfer raffte sich auf und lief samt dem Schäferhund hinter den Schafen drein. Es war dem Schäfer freilich mißlich, daß er den Pferg wieder flicken mußte, der Hund war freilich böse, daß die Schafe seinem Bellen nicht gehorchten, aber ich wurde dennoch nicht des Hochverraths an dem Herrn der Heerde beschuldigt, ich wurde doch nicht der Mißvergnügenerregung der armen Schafe gegen den schwarzen zornigen bellfernden Schäferhund angeklagt, wie hier Schlöffel des Hochverraths an seinem König und der Mißvergnügenerregung gegen die Regierung beschuldigt wird; es wurden dennoch nicht fünf bis sechs ausgehungerte räudige Schafe, welche gewaltsam den Pferg durchbrochen hatten, als meine Mitschuldigen eingefangen und als Schmiede eines Complotes mit mir confrontirt, wie man fünf bis sechs elende krüppelhafte Hungerleider in Schlesien einfing und sie mit Schlöffel zusammen vier Monat eingesperrt hielt. — Diese verzweifelte Armuth, die von sich nichts weiß, weil sie nie einen sorglosen Augenblick hatte, wo sie sich selbst konnte gewahr werden, sondern ewig am Strang der Bedürfnisse zog, — diese brodlosen ihrer Kräfte von ihren Unterdrückern beraubten Schlesier, die nicht einmal deutsch verstehen, sondern wie die eintönigen Schafe auf jede Inquisitionsfrage immer nur Ja Ja antworten und in der Furcht vor ihrem Geschick gar nicht wissen, daß sie Nein sagen dürften! — Diese confrontirt man mit Schlöffel und thut ihnen die Ehre an, sie als Hochverräther am Staat der Intelligenz ins Zuchthaus einzusperren, noch ehe das Urtheil gefällt ist! — Natürlich konnte man aus der Vernehmung von Blödsinnigen keine Resultate ziehen. — Ach hätten die

Herrn von der Regierung es mit diesen Leuten doch auch lieber gemacht, wie der schwarze Schäferhund, der die Schafe ein paar mal in die Hinterbacken biß, wo sie denn Hals über Kopf wieder hinliefen, woher sie entsprungen waren, und wollte man es doch so vernünftig mit Schlöffel machen, wie der Schäfer mit mir, der mich warnte und meinte, die Schafe seien zu gierig, und wenn erst die Schafböcke das Salz und Brod geschmeckt hätten, so ließen sie sich nicht halten und ich könnte Schaden nehmen, ich solle mich daher nie mit einem Stück Brod unter eine hungrige Heerde wagen.

Der König hat öffentlich ausgesprochen, er vertraue seinem Volk, jedem sein Haupt in den Schoos zu legen; diese Worte sind allen ein erfrischender Quell der Begeistrung für den König. Und ich glaube, der verhaftete Schlöffel würde einem solchen Vertrauen des Königs jedes Opfer freudig bringen und daß er seine äußersten Kräfte dran setzen würde, ein solches Vertrauen zu rechtfertigen.

Könnte ich im Namen des Königs seinen Kerker öffnen, seine Seele vom Mißmuth reinigen, ihn zurückführen in den Schoos der Seinigen und dort in Schlesien das Evangelium des Vertrauens und der Liebe predigen, wie gut würde mir das gelingen! besser wie jede Polizeimaßregel und welche Lehre wäre es für die Beamtenschaft im Sinne des Königs zu handlen! (aber ich fürchte, daß dies Verständniß schwerlich etwas sei, worauf ihr Begriff paßt.) und der so hart gefangene Schlöffel würde ohne Haft mit gutem Gewissen jeder Frage sich stellen.

Eigensüchtige Menschen, deren Hochmuth oder Eigennutz durch diesen Mann bekämpft wurden, haben in blindem Mißwollen Dinge behauptet (vielleicht selbst geglaubt), durch welche Behauptungen die Regierung sich zu Maaßregeln verleiten ließ, welche zu rechtfertigen sie sowohl vor dem Richter ihres eignen

Gewissens sich zu verantworten hat, wie auch von jedem Einzelnen dazu aufgefordert ist, indem sie leichtsinnig eines bisher unbescholtnen Mannes Beschuldigung aufnahm; diese von einem die Würdelosigkeit an der Stirn tragenden Subjekt heimlich ausspioniren ließ und auf dessen zweideutige unerwiesene Indicien hin diesen unbescholtnen Mann als einen des schändlichsten Frevels Ueberwiesnen behandelte und sogar gegen alles Recht den von ihm gewählten gerichtlichen Beistand weigerte, der zur Steuer der Wahrheit Licht hierüber verbreiten konnte.

Ich glaube, daß es der größte Genuß sei des Herrschers, sich der Liebe und des Vertrauens seines Volkes überzeugt halten zu können ich glaube auch, daß es des Königs Würde nicht be[nach]theilige, wenn er dem Volke in seinen gerechten Ansprüchen entgegenkomme, und daß es die Basis einer genievollen Regierung sei, lieber dem Unrecht nachzusehen, als auch nur im geringsten die Verheißungen der Gerechtigkeit, des Schutzes und der Heilighaltung des Vertrauens seiner Unterthanen verletzen, den Uebereilungen preißgeben.

Einmal hat des Königs Hand die meine berührt, ich habe seine Hand festgehalten und in dieser Minute Gelübde für ihn gethan. Glauben Euer Majestät an die Aufrichtigkeit meiner Gefühle, so ist jene Minute ein glückbringender Talisman, aus dem kluge und energische Handlungen entspringen.

Berlin am 18. Juli 1845.

Euer Majestät

unterthänige

Bettine Arnim.

[Die erwähnten Beilagen sind nicht da.]

Ueber die Schlöffelsche Sache, der der vorstehende Brief gewidmet ist, würde man wenig wissen, wenn man auf Bettine S. 388 fg. und Tgb. Bd. 3. S. 65. 103. 149. 204 angewiesen wäre.

Hauptsächlich ist zu bemerken, daß nach diesen Notizen Bettine eine Antwort des Königs empfing, in der es hieß, „die Schuld des Mannes sei erwiesen, derselbe habe ihn und die Königin ermorden wollen. Bettine sei durch falsche Angaben hintergangen, aber das Gericht werde demselben doch nichts thun, sie solle nur ruhig sein".[1]) Daß der König in diesen Bemerkungen, wenn sie wirklich von ihm gebraucht wurden, durch den berüchtigten Witt-Dörring und andere Denuncianten irregeführt wurde, mag die folgende Darstellung lehren.[2])

Friedrich Wilhelm Schlöffel wurde am 24. Juli 1800 in Brieg geboren, wo sein Vater Hutmachermeister war. Er besuchte bis zum 15. Jahre das Gymnasium und wandte sich dann dem Apothekergewerbe zu. Er wurde 1819 Gehülfe, diente sein Militärjahr ab, studirte ein Jahr in Berlin und erlangte die Approbation als Apotheker in einer großen Stadt. 1823 kaufte er eine der Apotheken in Landeshut und leistete 1824 den Bürger-

---

[1]) Wie sehr der König auch noch später in Schlöffel einen Robespierre en herbes sah, Mitglied oder Haupt einer großen Demagogengruppe, geht aus der Notiz in dem Briefe Friedr. Wilh. IV. an Bunsen 8. Dez. 1847 bei Ranke, Briefwechsel Leipzig 1823 S. 169 hervor.

[2]) Als Quelle für das Folgende dient: 1. Denkschrift als Unterlage für die Petition dem Achten Hohen Schlesischen Provinziallandtage überreicht von F. W. Schlöffel, Fabrikbesitzer. Leipzig, Otto Wigand, 1845. 40 S. 8°. 2. Mein Proceß wegen Anklage auf Hochverrath. Von Friedrich Wilhelm Schlöffel. Heidelberg, Jul. Groos, 1846. 332 S. 16°.

Zur Sache selbst Treitschke 5. 520 fg. Unter den von ihm angeführten Actenstücken ist das Schreiben Schlöffels an Merkel und Merkels Antwort 19. März in der zweiten Schlöffelschen Schrift S. 153 ff. mitgetheilt. Die übrigen Actenstücke beziehen sich wohl mehr auf Merkels Entlassung als auf Schlöffels Sache. Ueber Schlöffels Leben seit 1848 gab mir Herr Fabrikdirector O. Krieg in Eichberg, durch Vermittlung des Herrn Prof. Rosenberg in Hirschberg wichtige Nachrichten.

eid. Seitdem widmete er sich neben seiner geschäftlichen Thätigkeit mit Eifer den städtischen Angelegenheiten im Sinne der Städteordnung von 1808, wurde Stadtverordneter und später Vorsteher der Versammlung. In den dreißiger Jahren verkaufte er seine Apotheke und erwarb gemeinschaftlich mit einem Bekannten eine Maschinenpapiermanufactur in Eichberg bei Hirschberg. Da er nun seinen Wohnsitz auf dem Lande hatte, wandte er auch den bäuerlichen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zu und schrieb, als er das Fehlen einer Dorf-Communal-Ordnung beklagte, eine Schrift „Erfahrungen und Bedenken eines schlesischen Freistellenbesitzers“ (Leipzig 1843).

Durch das Aussprechen solcher Forderungen und seine freisinnigen politischen Ansichten überhaupt, kam er mit dem Gerichtsherrn in Eichberg, dem Premierleutnant von Rosen in Conflict, der sich dadurch verschärfte, daß der Fabrikant jenen zur Wiedererrichtung einer von ihm abgebrochenen Boberbrücke zwischen Eichberg und Hirschberg nöthigte und ihn durch gerichtliche Entscheidung zwang, die von ihm beliebte Absperrung von Communalwegen aufzuheben. Auch in manchen anderen Angelegenheiten gab er den Armen, die sich in ihren Rechten bedroht glaubten, Rath, der der Regierung nicht gefiel. Seine Vertheidigung der Wassertriebwerksbesitzer 1843/44 hatte keinen Erfolg, die erbetene Audienz beim König erlangte er nicht, auch seine Petition wurde von dem Provinziallandtag zurückgewiesen.

Anfang März 1844 erhielt er von Bettine einen Brief „sich über die Verhältnisse der schlesischen Weber und Spinner und ihren in jener Zeit so viel besprochenen Nothstand zu äußern“. Er kam diesem Auftrag nach, indem er 93 Depositionen armer Leute, die sich zu ihm drängten, aufschrieb, wurde deswegen zur Verantwortung gezogen und unter besondere polizeiliche Aufsicht des schon genannten Herrn von Rosen gestellt. Anfang 1845 trat er in den Bürgerverein zu Hirschberg ein und hielt dort

mehrere Vorträge. Sie handelten über den zunehmenden Pauperismus und die Städteordnung und über die Steuer-Verfassung des preußischen Staates, zunächst der Mark Brandenburg. Alle drei waren nach seiner und seines Vertheidigers Schilderung Auseinandersetzungen, die wohl freisinnige Forderungen enthielten, besonders aber die Pflicht des Einzelnen zur Arbeit darthaten, auch den König als Gewährer der Städte-Ordnung priesen; trotzdem wurden Denunciationen seitens des Stadtsyndicus Crusius an die Regierung geschickt, welche den revolutionären Charakter dieser Vorträge darthun und Schlöffels Gesinnung und Leben verdächtigen sollten. Sie fanden in jener Zeit reactionärer Maßnahmen Beachtung und wurden bestärkt dadurch, daß Schlöffel eine Denkschrift an den schlesischen Provinzial-Landtag richtete, in welcher er erstens Wiederherstellung der richterlichen Unabhängigkeit forderte, zweitens Sicherheit der Staatsbürger gegen unnöthige Verhaftung und Haussuchung und drittens Einführung von Geschworenengerichten. Die Schrift wurde gleich nach Erscheinen beschlagnahmt. Anfang März 1845 reiste Schlöffel zu seinem Schwiegersohn, dem Leutnant von Dieczelsky nach Breslau. Dort wurden in seiner Abwesenheit seine Papiere durchsucht und theilweise beschlagnahmt. Er selbst erhielt Hausarrest. Den hauptsächlichen Anlaß zu dem strengen Verfahren wider ihn, gab außer den bereits angeführten Denunciationen und Verdachtsmomenten eine Aeußerung des Tischlers Wurm in Hirschberg, die zwar nicht direct gegen ihn gerichtet, aber auf ihn bezogen wurde, des Inhalts, Schlöffel stände an der Spitze einer communistischen Bewegung, die den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsverfassung, wenn nöthig, mit Beseitigung der Person des Königs bezwecke. Zu gleicher Zeit wie in Breslau fanden in Schlöffels Wohnung in Eichberg durch den Polizeicommissar Stieber, der als selbständiger Commissarius des Ministers von Arnim nach Schlesien geschickt wurde, eine Haussuchung statt. Am 17. März wurde Schlöffel verhaftet,

wenige Tage später durch den Oberpräsidenten Merkel befreit. Nach einer kurzen Reise zu seinem alten und über die zu ihm gedrungenen Gerüchte sehr aufgeregten Vater, der in Brieg wohnte, nach Breslau zurückgekehrt, wurde Schlöffel durch Stieber aufs Neue verhaftet und in Begleitung eines Polizeiraths und eines Gensdarmen per Extrapost nach Liegnitz gebracht und dort wegen des Verdachts der Theilnahme an einer communistischen hochverrätherischen Verbindung verhört. Unterdessen wurde sein Gepäck durchsucht, das Geld, das er bei sich trug, mit Beschlag belegt, er selbst körperlich visitirt. An demselben Tage mußte er, ohne daß es ihm gestattet ward, von seinen herbeigeeilten Kindern Abschied zu nehmen, seine Weiterreise in Begleitung eines Gensdarmen antreten und traf am 24. März in Berlin ein. Er wurde in die Hausvogtei in ein sogenanntes Blechzimmergefängniß gebracht, erlangte aber, da er in diesem schwere Gefahren für seine Gesundheit zu erleiden glaubte, ärztliche Behandlung und erhielt ein anderes Zimmer und die Erlaubniß täglicher Bewegung. [1])

Trotz mehrerer Versuche, eine baldige Aburtheilung zu erlangen, mußte er viele Wochen in Untersuchungshaft verbleiben; die ersten Verhöre fanden vom 28. April bis zum 2. Mai statt. Auf sein Drängen wurde als Anwalt Justizrath Gräff als sein Vertheidiger zugelassen und unter der Assistenz dieses Mannes, der schon vorher für seinen Clienten mannigfach thätig gewesen war, fanden wenigstens einige der am 5. Juli begonnenen Verhandlungen statt, die auf Hochverrath und Erregung des Mißvergnügens gegen die Staatsregierung lauteten. Hauptanklagepunkte waren die beiden

---

[1]) Ueber diese ungesunden Gefängnißräume muß damals die Mannheimer Zeitung lebhafte Klagen erhoben haben; Stieber suchte sie zu entkräften in „Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der praktischen Polizei", 1845 No. 25, 19. Juni S. 193 ff., speciell auf Schlöffel S. 197. Darauf reagirte die Kölnische Zeitung; Stieber antwortete a. a. O. No. 27, S. 214 fg.

schon erwähnten Schriften von 1843 und 45 und der in Hirschberg gehaltene dritte Vortrag. Am 24. Juli wurde Schlöffels Freilassung aus dem Gefängniß verfügt. Wenige Monate später erfolgte seine völlige Freisprechung. Die Bemühungen des also glänzend Rehabilitirten jedoch, durch seinen Vertheidiger gegen seine Inquirenten Anklage zu erheben, wurden am 15. Januar 1846 abgewiesen. Die Freisprechung mußte erfolgen, weil es an eigentlichem Belastungsmaterial vollständig fehlte, denn selbst jener Denunciant Wurm hatte nicht einmal Schlöffels Name genannt und weil das Gericht sich überzeugen mußte, wie unlogisch es sei, einen vermögenden Fabrikanten communistischer Tendenzen zu zeihen.

Zur Theilnahme an der Angelegenheit fühlte sich Bettine wohl zunächst berufen dadurch, daß sie mit dem Inhaftirten bereits früher in Verbindung gestanden hatte. Die schon erwähnte verheirathete Tochter des Angeklagten hatte sich hilfeflehend an Bettine gewandt. Doch gestand sie, wie aus einer der oben angeführten Stellen in Varnhagens Tagebüchern hervorgeht, zu, daß nicht ihrem Briefe, sondern Gräffs Bemühungen die Freilassung zu danken sei.

Damit war Schlöffels politische Rolle noch nicht ausgespielt. In jenen ernsten Zeiten mußte ein Mann, der aus einer so schweren Anklage siegreich hervorgegangen war, als Märtyrer gefeiert werden. Gleich so vielen anderen politisch Verfolgten erhielt er, nachdem er seinen Antheil an der Fabrik verkauft und seinen Wohnsitz in Halbendorf bei Oppeln genommen hatte, 1848 durch die Wahl zum deutschen Reichstag die einzig mögliche Anerkennung seines politischen Wirkens. Dort nahm er keine hervorragende Stellung ein; immerhin bedeutend genug — ganz Unwichtigen wurde diese Ehre nicht zu Theil — um in den Boddienschen Carricaturen vorzukommen; er erschien dort als Parlamentshyäne.[1]) Laube, „Das erste deutsche Parlament“ Bd. I. 1849. S. 144 bis 149 schildert ihn so:

[1]) Aehnlich dieser Charakteristik wird in Fr. Pechts „Aetzbildern“ 1849 Schlöffel in der Serie „Ministerium der Zukunft“ als Minister „des

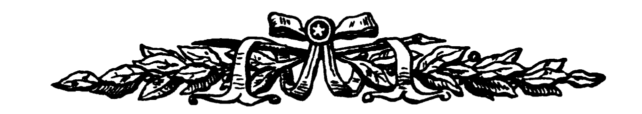
„Was Ganzes wollten sie (die Schlesier) sein; ganze Demokraten wenigstens wie Schlöffel und Graf Reichenbach, beide hingen am bedenklichen Zipfel der Demokratie. — Bei weitem wichtiger war und ist die Sorte Schlöffel, das Gesicht aus lauter Haar und ein paar Katzenaugen bestehend. — Er ist der verbildete Bauer als Politikus, der den Bauer nicht mehr versteht und die Politik nie verstanden hat. Zorn gegen die widerwärtige Regierung war die Ursache von Schlöffels Laufbahn und zu dieser Ursache hat er wahrscheinlich Fug und Recht gehabt und jedenfalls in übermäßiger Verfolgung von Seiten der Regierung Fug und Recht gefunden, wohin hat ihn das aber geführt? Zu dem Feldzuge gegen den Staat überhaupt, wozu er kein weiteres Mittel hat, als eben den Zorn. Truppen und Kriegsmaterial sind ihm versagt, mit ein paar kurzen Gedanken aus sogenannter bureaukratischer Erfahrung abgeleitet und unterstützt durch das Elend schlesischer Weber hat er einen Guerillakrieg, zu dem er berechtigt war, in einen großen Feldzug verwandeln wollen. Als ein Punkt der Opposition, der als Punkt streng und scharf und unendliche Geltung verlangen dürfte, war Schlöffel von Wichtigkeit und wäre er zeitlebens von Wichtigkeit geblieben. In englischer Weise, also wie ein Cobden, Tag für Tag dasselbe eine Wort sagend konnte er wohlthätig wirksam werden. Wie bäuerisch er sich anstellt, ist er übrigens doch nicht ganz ohne Schulbildung. Die Elemente der Bildung haben sich nur nicht zu einer Bildung vereinigt; der höhere Ernst hat immer gefehlt und vielleicht mit Bewußtsein dieses Mangels hat er sich desto leidenschaftlicher auf das einseitige Hämmern einer ernsten Sache geworfen. Das ist schlesisch —

Aeußersten" genannt und porträtirt. — In Moritz Hartmanns Reimchronik des Pfaffen Mauritius (Werke II, 55) heißt es bei Schilderung der goldenen Zeit:

Und Schlöffel wird dem Radowitz
Sein müdes Haupt am Busen schmiegen.

nicht schlesisch aber an Schlöffel ist der dauernde Grimm, welchen er athmet".

Schlöffel wurde dann (das Folgende nach der Mittheilung des Herrn Krieg) bei der revolutionären Regierung in Baden Reichsfinanzminister und floh nachdem er in Deutschland wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt worden war, schließlich nach Amerika. Er blieb dort acht Jahre in Philadelphia mit seiner Familie und kehrte nach Verkündigung der Amnestie nach Deutschland zurück, wo er bis zu seinem Tode in Goldberg in Schlesien wohnte. Dort liegt er auch begraben.





V. Kapitel.

Polen. Vor der Revolution.

War die Theilnahme, von der zuletzt die Rede war, einem freisinnigen Manne zugewendet, der erst durch die Verfolgungen, die gegen ihn ins Werk gesetzt wurden, verbittert, zum Revolutionär wurde, so wandte sich nun Bettinens Interesse einem wirklichen Aufrührer zu. Doch war es, wie schon bemerkt wurde, bei jenem ebenso wie bei diesem zunächst gar nicht Uebereinstimmung mit der politischen Doctrin, sondern menschliches Interesse, das Bettine zum Einschreiten veranlaßte; zudem ist es beide Male eine Frau, die die Geschlechtsgenossin zur Intervention anruft. Von der ersten, der Tochter Schlöffels, war nicht viel zu reden, von der zweiten, die auf den Polen Mieroslawski hinwies, ist mehr bekannt. Bettine nämlich fügte in ihrer Anmerkung zu dem nachfolgenden Briefe hinzu: „die Verfasserin des Briefes, eines französischen nicht unterzeichneten, dessen Schreiberin erbittet, daß M. nicht nach Rußland ausgeliefert werde, ist mir nicht persönlich, nur durch die Uebersetzung meiner Briefe ins französische bekannt, sie nimmt in Frankreich dieselbe Stellung der berühmten Mdm. Austin in England ein". Aus dieser Andeutung[1]) können wir schließen, daß die Frau, die Bettinens Thätigkeit anrief,

[1]) Vergl. auch Varnhagen Tgb. III, 335 ff., der auch berichtet, daß der Brief durch Humboldts Vermittelung an den König gesendet wurde.

Hortense Cornu geborene Lacroix war (1812—1875). Fanny Lewald hat in einem interessanten Buch[1]) über die Genannte nach deren eigener Erzählung berichtet, wie in Folge ihrer 1843 erschienenen Uebersetzung des Bettine-Goetheschen Briefwechsels sie in Frankreich als Freundin der muthigen Berliner Frau galt, und wie deshalb eine Verwandte Mieroslawskis mit Mdme. Geoffroy de St. Hilaire zu ihr kam, um ihre Verwendung bei Bettine zu erbitten. Sie that dies, nachdem George Sand, deren Stimme sie für mächtiger gehalten, abgelehnt hatte. Bettine soll Frau Cornu geantwortet haben, „daß eine Auslieferung nicht zu fürchten sei, wenn schon der Angeklagte und Verhaftete nach den Gesetzen des Landes bestraft werden müsse".

Der Brief Bettinens lautet:

10.

Allergnädigster König!

Beiliegendes Schreiben, dessen lange Buchstabenreihen wie schwankende Geister auftreten, lege ich in einer weniger imponirenden aber leserlicheren Handschrift Euer Majestät dar. Die Meinung der Franzosen, daß Anliegen von meiner Hand dem König zu Füßen gelegt, einer größeren Rücksicht gewürdigt werden, theile ich nicht und Euer Majestät wissen, daß ich dazu nicht verwöhnt bin. Aber den Ruhm, der mir aus diesem Irrglauben ersprießt, mit Füßen treten, bloß um die Wahrheit zu berichtigen, wäre ein zu großes Opfer, ja selbst ein strafbares eigenmächtiges Verfahren in einer wichtigen Sache, die mich nicht allein belangt. Denn nicht minder als mir gilt diese Voraussetzung der Franzosen auch dem Ruhme Euerer Majestät, in deren Händen allein es liegt, diesen Wahn in Wahrheit zu verwandlen oder zu vernichten.

[1]) 12 Bilder nach dem Leben. 1888 S. 164 ff., vergl. auch S. 168.

Was ich diesem Gesuch des Vertrauens auch noch hinzufügen wollte, es wäre nur Mißtrauen in die Geniuskräfte der Königlichen Gnade. Auch war von jeher in den Anliegen, die ich vorzubringen wagte, die Freimüthigkeit meine einzige Steuer, den Erfolg habe ich auf sich beruhen lassen, ohne daß mein Vertrauen durch ihn betheiligt wäre, hiervon geb ich Zeugniß, indem ich aus eignem Erlebniß hinzufüge, was Euer Majestät über meine eigne Emfindung hierbei mag Erläuterung geben. Seitdem ich einen Sohn[1]) verloren habe, so edel und rein von Fehlern am Leib und voll großer Eigenschaften der Seele und des Geistes, wie es dem Andencken des Vaters meiner Kinder Ehre bringt, seitdem durchfährt michs, so oft ein schweres Leid Andre betrift und ich fühle herzzerreißend mit ihnen und um dieses traurige Erlebniß zu sühnen möchte ich alles thun, um Andre zu retten; und wenn Euer Majestät je im Leben so tiefes Weh emfunden haben, so werden Sie es auch erfahren haben, daß diese Mitleidsquelle naturgemäß da entspringt, wo unnennbares Weh den Boden dazu tief aufgerissen hat. — Und Euer Majestät werden daher natürlich finden, daß meine Thränen dieses Schreiben begleiten.

Berlin am 14. April 1846.

Euer Majestät
unterthänigste
Bettine Arnim.

Der vorstehende Brief wurde vom König freundlich aufgenommen. Er sagte Humboldt:[2]) „Lassen Sie doch der Bettine

[1]) Der verstorbene Sohn, der in diesem Brief erwähnt wird, ist wohl Kühnemund, geboren 1817, gestorben 1835, in Folge eines unglücklichen Sturzes beim Baden.

[2]) Vergl. Humboldt S. 215 ff.

wissen, daß sie wegen der Hauptperson sich sehr beruhigen kann; es ist nicht daran gedacht worden, ihn den Russen auszuliefern". Auf Humboldts Aufforderung erklärte der König sich bereit, Bettine zu antworten. Dies geschah denn auch, aber spät. Varnhagen berichtet davon [1]), jedoch nichts vom eigentlichen Inhalt, sondern nur: „er entschuldige sich, daß er so spät antworte, sein Spatzengehirn sei sehr vergeßlich".

Jedenfalls war der Erfolg, den sie davongetragen hatte, ermuthigend genug, die Bittstellerin den Verwandten des Gefangenen als eine mächtige Fürsprecherin erscheinen zu lassen, sodaß jene Anstrengungen machten, sie zu einem neuen Schritt bei dem König zu veranlassen.

Die Schwester Mieroslawskis, Frau Mazurkiewicz schrieb, sie solle Berlin verlassen, vorher eine halbe Stunde vor Zeugen ihren Bruder sehen und frug an, ob sie den König um eine Audienz bitten solle. — Darauf schrieb Bettine an den König: [2])

11.

Allergnädigster König!

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Bitten der Schwester des Mieroslawski sollten zu Ew. Majestät gedrungen sein, da sie unausgesetzt den Mißhandlungen der unteren Polizei-Behörde Preis gegeben ist, die ohne Schonung, wenn der Tag kaum graut, keiner Abwehr sich fügend, bis zu ihrem Bette dringt, ihr Befehle vorzeigt, den Bruder zu sehen und dann augenblicklich die Preußischen Staaten zu verlassen. Aus Schreck ist sie krank geworden. Am letzten Sonntag, während

[1]) 9. Mai Tgb. III, 346.

[2]) Die Schriftstücke 26. December, Antwort des Königs, Bittschreiben der Mazurkiewicz sind Abschriften, im J. 1884 durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm dem Archiv übergeben.

sie in der Kirche war, drang die Polizei in ihre Wohnung, bedrohte die Frau, bei der sie ein Unterkommen hat, daß sie staatsgefährliche Subjekte herberge. Ich habe auch anderweit erfahren, daß man diese arme Schwester des auf den Tod gefangnen Bruders staatsgefährlicher Anschläge verdächtigt. Wie kann man solchen Behauptungen eine decente Wahrscheinlichkeit geben? Während anderen Fremden, die den Bruder zu sehen Gelegenheit gehabt haben, nie ein solcher Verdacht zur Last gelegt wurde! Wie kann man sichs vor Gott aufbürden, daß man die Menschheit so schwer beleidige in diesen beiden Geschwistern? Welche Beschämung vor aller Welt, den Preußischen Staat gefährdet zu sehen durch den Besuch einer jungen Schwester durch den auf den Tod gefangnen Bruder, der dem Leben entsagt und die Hinrichtung achtet als den Heldentod, der ihn befreie von der Einkerkerung! Fürchtet man, sie könne ihn anweisen, daß er dem Leben wieder nachtrachte und einen Versuch wage um Gnade? Oder warum will man ihm das Einzige versagen, was seine Sehnsucht noch reizen könnte mit dem einzigen Wesen, was ihm treu ist, dem er seine Sorge noch zuwendet? Ach! wer könnte ihm verdenken, daß ihm die Lebenslust vergangen ist. Der Tag ist so trostlos wieder vorbei für den Geächteten! Diese Verletzungen, die ins Tiefste gehen und eine Lebensfaser nach der andern zerreißen, wer vermag ohne Gewissensbisse sie an dem Unglücklichen auszuüben? Wer kann sie vernichten? wer sie dulden? wer kann abwägen die erlittene Unbilde? des Menschen Freiheit, das Element des Geistes und der Seele solchen Händen überlassen, die einen argen Mißbrauch machen ihrer angemaßten Gewalt: Polizeicommissäre und Sergeanten!

Der Preußische Staat sei gefährdet durch den Besuch der Schwester bei dem Bruder! Man habe die triftigsten

Gründe des Verdachts, weil sie aus Versailles komme, wo eine Centralisation sei; wo die Flüchtlinge zusammenkommen, ihre Geschicke besprechen, einander beistehen, mit einander trauern, Hoffnungsgründe wieder auffrischen.

Ist es dies, was dem Preußischen Staate gefährlich scheint in dieser armen jungen Frau?

Ist es, weil sie ohne Paß herkam? Da der Pariser Arnim die Pässe schon anderwärts versagte, so fürchtete sie, er könne ihn ihr auch versagen und dann würden ihr doppelte Schwierigkeiten hier gemacht werden. — Was es auch sei, die Ansicht und Absicht, die hier gewaltsam durch alle den Menschen gesicherten Rechte greift, ist nicht ehrenhaft, ist keine Sicherheitsmaßregel, sondern gefährdet die höchsten Interessen des Staats, nämlich seine Ehre und öffnet dem unheilvollen Verderben den Weg durch kleinlichen Unverstand solcher Menschen, die kein weiteres Feld haben, ihren Verdiensten den Acker zu bauen, als in feiger Fürsorge um den Staat wehrlose und hülflose Naturen zu verfolgen und dadurch ein Feld voll wuchernden Unkrauts hervorzubringen, das sich nicht ausrotten läßt.

Ew. Majestät haben keinen Glauben, auch nicht an mich. Ich auch bin ein Spiel kleinlicher Verfolgungen. Aber wo kann Gerechtigkeit walten unter einer Heerde Krähen? Eine hackt der andern die Augen nicht aus. Man kann nur flüchten vor dieser Heerde, denn auf die hellen muthigen Augen des Gewissens ist sie verpicht. Ich aber bin eine Dornhecke, die an ihren schwarzen Federn zerrt, das brauchen sie ja nicht zu leiden. Also wird sich der arme Dornbusch, der heute noch das Lamm zu schützen sucht, nächstens außer Landes verpflanzen müssen. Aber Ew. Majestät mögen dem Dornbusch beistehn, in diesem letzten Versuch das Lamm zu schützen gegen die Krähen und Raben, die in weiten Kreisen ihr

Opfer suchen. Der Dornbusch trägt keine Blüthen, die ihn würdigten, sich zu den Füßen eines geliebten Königs zu bekennen; er zählt unbedingt auf die huldvolle Nachsicht Ew. Majestät.

gez. Bettine Arnim.

am 2. Weihnachtstag 1847.

Der König entgegnete:

Ich wünsche um Ihretwillen, gnädige Frau, daß dies Blatt von Niemand gesehen werde; darum schreibe ich meine Antwort auf dasselbe. Dies Blatt und ein anderes beweisen mir, daß Sie, wie es dem Weibe wohl ansteht, sich fern von der Tragödie des großen Prozesses gehalten haben, ja von demselben gar nichts wissen und daß nur der edle Drang Leiden zu mildern Sie in Bewegung setzt. Das lob' ich beides aufrichtig. Mein Amt verurtheilt mich, der wirren Untreue dieser Zeit nahe zu treten. Erfahren Sie denn von mir, daß von Mieroslawski aus Versailles entsendet worden, um der frevelnden Thorheit einer allgemeinen Polnischen Rebellion vorzustehen, sie zu dirigiren, anzufeuern, aus Versailles, von wo aus 5 mal Mörder gegen Kaiser Nicolaus entsendet worden!! Er hat viele 100 um Freiheit, Gut, Ehre und viele andere an die Stufen des Blutgerüstes gebracht! und was für Menschen? Hat einer gesagt: „Ja, nach meiner Ueberzeugung geht das Vaterland, auch das gestorbene über Alles. Ists ein Irrthum, so bekenne ich ihn hiermit. Ich wollte seiner Wiedererweckung Blut, Leib und Gut opfern. Der Irrthum ist, das weiß ich, ein schöner, kein edles Herz wird mich Lüge strafen. Euren Gesetzen ist mein Haupt verfallen; ich weiß es, aber mein letzter Ruf wird mein Vaterland sein?" Keiner! nicht Einer!! — Alle haben gelogen, Meineide bezahlt, sich so als Feiglinge erwiesen. Sie sind Alle überführt, durch den

Mord Preußischer Offiziere, Soldaten und Beamten einen Triumph weniger Tage, weniger Stunden erringen gewollt zu haben. Polnische Sieger — Großmuth predigen, Ihnen, gnädige Frau? Die verstümmelten Leichen in den Straßen Warschaus am 29. Nov. 1830, die feigen Ermordungen von Weibern sogar, welche diese Großmuth in den Räumen dieser alten Königsburg aufgespeichert gegen jedes Völkerrecht und auf die der Pöbel als Henkersknechte gehetzt worden am 15. August 1831. Sie wissen natürlich nicht, daß auch in den Straßen Posens Blut geflossen und daß nur die ungeheure Feigheit der Rebellen ein Mehreres hintertrieben hat. Gott weiß, daß ich Ihnen diese Unwissenheit nicht zum Verbrechen mache. Im Gegentheil, sie thut mir wohl. Daß ein intrigantes Weib Sie bezaubert, weil sie sehr unglücklich ist, begreife ich ganz und tadle es nicht, daß Sie aber meine pflichttreuen Diener, hohe und niedre, beschimpfen, daß Sie die Frau des Vorstehers der Polnischen Revolutionärs (der Kaisermörderischen Brut von Versailles) daß Sie den Mann, der an dem Unglück so vieler 100 Familien schuld ist, Lämmer nennen, die aber, welchen die Wacht über Ordnung und Recht anvertraut ist, Krähen schelten, das, meine gnädige Frau, ist Ihrer nicht würdig. Es ist Ihrer unwürdig! Sie lieben und fordern Offenheit und Wahrhaftigkeit! Da haben Sie Beides. Es hört Offenheit und Wahrhaftigkeit nicht auf, Offenheit und Wahrhaftigkeit zu sein, auch wenn sie aus dem Munde eines Königs kommt. Wehe aber dem Könige, der treue Pflichterfüllung der Lästerung Preis gibt. Dies thue ich nicht, ja nicht einmal Frauen gegenüber, aber allerdings nur dann, wenn sie edel und gut sind und ich sie lieben und achten darf. Rathen Sie Frau von Mazurkiewicz, sich der Ordnung zu fügen, kein Aufsehen zu machen oder zu veranlassen. Dies ist ein echt weiblicher Rath in so unweiblicher Zeit als

die Jetztzeit; der Rath paßt nicht zur Zeit; er ist ganz originell und ungehört. Darum kommt er Ihnen, gnädige Frau, ich möchte fast sagen von Rechtswegen zu. Sie lieben das Gemeine und Alltägliche sowenig als ich. Ich bleibe der Polen Sache fern und fremd, bis mir die Sentenzen vorgelegt werden. Ich weiß aber, daß der Minister v. Bodelschwingh in den beregten Dingen thut und thun wird, was seine Pflicht befiehlt und zuläßt. Er hält zwar intendirtes Blutvergießen und Rebellion und überführten Landesverrath 1. Klasse sowenig für lobenswerth und belohnungswürdig als ich selbst. Aber die gestattete Erlaubniß, daß die Schwester den Bruder sehe, sollte Ihnen schon beweisen, daß er kein steinernes Herz hat, denn die Gründe dagegen waren sehr stark.

Wie traurig übrigens, gnädige Frau!, daß ich in der Christzeit mir an Ihren Dornen die Schwingen schädigend als Krähe blute, da ich im Sommer und Herbst Ihnen und Ihrer Lammsgestalt so treulich zur Seite stand im Geist! Hier ist wahrlich Ursach zu klagen: ich Unglücksvogel. Der Brief von der Frau Mazurkiewitsch liegt bei.

Charl. am Tage des h. Evangel. Johannis [27. Dez.]

(ohne Unterschrift).

Darauf erfolgte nachstehendes neue Schreiben der Bettine:

12.

Allergnädigster König!

Die von Euer Majestät mir zugekommene Zeilen bezeichnen eine so große Nachsicht in der herablassenden Warnung und Rüge meiner Versündigungen, daß ich der Hoffnung auf Verzeihung nicht entsagen würde, selbst wenn mein eignes Gewissen mich anklagte.

Die edlen und einfachen Wahrheiten, welche Euer Majestät über die Polensache aussprechen und in dem Munde der Verurtheilten aber vermissen, lassen mich schließen, daß die Dornen, welche durch den Lorbeer der Heldenkronen sich winden, leicht auch die Stirne von Euer Majestät wund drücken könnten und daß in einem Charackter wie der unseres Königs als in einem reichhaltigen Schacht, das Helden-Erz der Vaterlandsbegeisterung ohne Schlacken zwar, aber vom Berggeist gereizt, leicht in Flammen ausschlagen und siegreich sich den Weltereignissen entgegenstelle. Aber es ist siegverherrlichend, in die Lage des verstörten, verwilderten, sieguntertdrückten Volkes sich denken und von diesem Standpunkt aus erst die ermildernden und sühnenden Gründe im eignen Gewissen geltend zu machen. Gott erhalte Euer Majestät und lenke die Hand des Königs und der Seegen, den Sie über verschuldetes und unverschuldetes Martyrthum ergießt, ströme zurück auf sein eignes Haupt.

Und welcher Vergehen ich mich auch schuldig gemacht habe, so war es doch gewiß keines an meiner Wahrhaftigkeit. Denn alles was in der Blüthezeit meiner idealen Begriffe in mir erwachsen ist, das lebt noch ungestört fort in mir, ich bin nicht besser und nicht schlechter als in dem ersten Augenblick meines erwachenden Bewußtseins. Und wie man einem Mohren auch nicht zumuthet, daß er sich erst weiß zu waschen versuche, so werden Euer Majestät auch mir nicht zu strenge anrechnen, wozu diese eingeborne Natur mich bewegt. — Wie[1]) eben auch dazu, daß ich hier den Brouillon von Mieroslawskis Vertheidigungsrede beilege; sie entspricht dem Sinn und den Ausdrücken, welche Euer Majestät als Beweggrund zur Milderung ihrer Strafwürdigkeit in den Verurtheilten vermissen.

---

[1]) Von hier an sind mehrere Stellen des Briefes, oft ganze Seiten mit Bleistift angestrichen.

Also dieser Strafwürdigste von allen hätte den Anspruch an die mildernde Gnade von Euer Majestät in den öffentlichen Bekenntnissen seiner Vergehen und Beweggründe bethätigt. Mein Gewissen würde mir keine Ruhe lassen, würde ich zagen, diese einem verschuldet Unglücklichen zu Gunsten sprechenden Beweiße Euer Majestät darzulegen. Was dürfte ich sonst noch sagen? — Die Geschicke tragen ihre Bausteine zusammen und fügen sich in einander ohne Zauberspruch und die Zukunft wird durch die Ereignisse selbst in ihren heiligsten Angelegenheiten sich einst mit Euer Majestät glorreich verständigen.

Es war eine Dichterlehre der alten Griechen, in ihrem poetischen Verkehr mit Göttern nicht die Klage zu berühren, noch die bittern Täuschungen und dunkeln Schicksalsloose. So hab' ich auch den Abgrund von Vergehen und Untergang mit Schweigen übergehen wollen, bei einer Nation, für die ich wagte, in den sturmbewegten, wider einander arbeitenden Intressen Euer Majestät anzuflehen.

Wenn Unglück Menschen läutert, so wollen wir bedenken, welche Leiden auf diese gehäuft sind und wie mancher Wahn schon dadurch geschwunden.

[Weitere Bitte um Verzeihung u. Aehnl.]

Allergnädigster König! Gleich nach Emfang der an mich gerichteten Zeilen hab' ich die Aufforderung von Euer Majestät der Schwester des Mieroslawski mitgetheilt. Sie war von mir aufgefordert gewesen, den Bescheid von Euer Majestät abzuwarten, um sich zu versichern, daß sie selber nichts versäumt habe, was diesem heißen Wunsch der beiden Geschwister Gewährung geben könne. Die abschlägliche Erwiderung von Euer Majestät versicherte sie hierüber. Der Wahrheit zur Steuer muß ich hier darlegen — mich übrigens jedes Urtheils enthaltend, — daß der Verdacht, der auf ihr lastet, als habe sie den

Faden einer Intrigue in Händen, sie tief erschütterte. Aber in einem Herzen, wo alles Betrübniß ist, geht es in einem hin! Ihre Thränen flossen reichlich dem Andencken des Bruders, von dem ihr nicht erlaubt wurde, ein Daguerrotyp nehmen zu lassen. — Es bedurfte keines Zuredens meinerseits; sie war gleich entschlossen abzureisen, nur einen kurzen Augenblick war sie schwankend und sagte: „Ach! wenn ich mir einst sagen müßte, daß ich ihn noch sehen konnte vor seinem Tod". — Und die Bläßen, die über ihr Antlitz flogen und das Zittern ihrer Glieder zeugten von dem Kampf, der in ihr vorging! — Dennoch blieb sie bei ihrem gefaßten Entschluß. Wir packten ihren Koffer und ich wagte meine Trostgründe soweit auszudehnen, als nur sanguinische Hoffnung vermag. In dem Augenblick, wo Euer Majestät vielleicht dies Schreiben zu lesen würdigen, wird sie schon in Frankreich sein!

Noch darf ich vielleicht auf ein paar Punkte von Euer Majestät Schreiben zurückkommen! — Daß Euer Majestät mir einen Sommer und Herbst hindurch so treu zur Seite gestanden haben, überrascht mich höchlichst, aber aufs erfreulichste! — ich habe nichts davon geahnt! — außer am 29. Nov. sagte man mir, ob ich wisse, daß der König sich eifrigst nach meinem Proceß erkundigt habe? — ich erwiderte, da habe er mehr gethan als ich. Man sagte mir auch früher, Euer Majestät habe die Meinung geäußert, ich könne die Sache ganz gut beenden, wenn ich öffentlich vor dem Magistrat erscheine und vor ihm ausspreche, ich habe es nicht böse gemeint. — Hierüber lachte ich, aber heimlich dachte ich, wie doch der König seine Freundin preiß geben könne! — Aber natürlich galten diese Vorwürfe meinem innern Gedankenleben mit ihm, für welches nur Ich und der innere Doppelgänger von Euer Majestät verantwortlich sind und nicht der König selbst, der heute zum ersten Male vielleicht in diesen Blättern den flüchtigen Purpur

einer untergehenden Liebessonne dahinschwinden sieht! — Um so bewundrungswürdiger, um so aufregender wirkten diese Andeutungen von Euer Majestät auf mich, denn warlich ich muß glauben, daß eine magnetische Rückwirkung meiner eignen Emfindungen diese Ausdauer in Euer Majestät für mich erzeugte. Und nun erkläre ich mir: warum diese Verfolgungen bis auf den heutigen Tag noch fortwähren.

Ferner: Was in dem Schreiben von Euer Majestät mir über die Krähen zur Last gelegt ist! — Die Behörden, die ich damit meine, sind eben jene Polizeibehörden, welche mich verfolgen und wirklich so kräftig und gesichert auf mich loshacken, daß ein Plutarch oder Tacitus in seinem Heroum mich aufführen würde als ein kühner und redlicher Held, der aber dem Geschwärm von stechenden Insecten entweder unterliegen oder landesflüchtig werden müßte.

Was den Minister Bodelschwing anbelangt, so gestehe ich Ew. Majestät hier, was vielleicht keinen Glauben finden wird, aber doch wahr ist, daß ich nehmlich nichts von diesem Manne gewußt habe, selbst nicht, daß er Minister sei und weder seine Verdienste je preißen hörte, noch sonst ein mißbilligendes Urtheil über ihn erfahren habe! Dies läßt sich, so räthselhaft es klingen mag, leicht erklären, da ich nie eine Zeitung lese, da ich gar keine Relationen habe, welche im Fach des Regierungswesens mir etwas mittheilen, da ich gar keine Bekanntschaften habe. Dies alles ist buchstäblich wahr! Gar keine Verbindungen! kein Haus in der Stadt, dessen Schwelle ich betrete! Auch in den Gesellschaftskreisen von Savigny werde ich nicht erwartet und nicht vermißt! Ich bin also gänzlich isolirt, habe weder schriftlichen noch mündlichen Austausch; wo sollte ich politisches Urtheil oder politische Erbitterung hernehmen? Ich habe keine Erbitterung; solchen kindischen wirkungslosen Anfällen bin ich nicht unterworfen

und mein Wille für das Große und Rechte ist keine Folge von politischen Abwägungen, er geht aus der Mitte meiner Sinne hervor.

Auch werden Euer Majestät mir gestatten, daß ich vor einem so heiligen Richter wie der König mich über einen zufälligen Punkt hier verständigend ausspreche: ich habe nemlich unter dem Schutz des Dornbuschs nur ein Lamm zu wahren gemeint, nicht zwei Lämmer! — Dies Lamm war die Schwester des Mieroslawski! — Durfte ich nicht, ohne Euer Majestät zu beleidigen, diese mit so großer Ungebühr eine junge Frau verfolgenden Sergeanten und Commissäre einem Schwarm Krähen vergleichen?

Was nun den bezweifelten Charackter der Weiblichkeit verlangt, so weiß ich nichts davon zu sagen! ich weiß nichts über sie! Rasch hebt mich der Athemzug geistiger Anregung empor und geht eben so rasch über in die Metapher des Sinckens um aufs Neue aufzusteigen. Ich weiß nicht, ist dies ein böser Fehl?

Ich weiß nichts von mir! Bin ich weiblich oder nicht? Stolz bin ich, aber in mich gekehrt, nicht der Welt zugewendet! — Mein Stolz hat noch Niemand beleidigt.

Euer Majestät stehen zu hoch als daß Sie durch den stolzen Wahn, daß meine Liebe einen Werth haben sollte für den König beleidigt seien!

Streuen Euer Majestät milde ein wenig Staub auf diesen verwehenden Stolz, damit der König nichts mehr zu verzeihen habe einer tiefbeschämten Frau, die in schüchterner Flucht sich unterzeichnet

Euer Majestät
unterthänige
Bettine Arnim.[1])

am 31sten December 1847.

[1]) Folgen 14 Blätter 3. August 1847 unterzeichnet: Louis Mieroslawski, französisch, die Rede M.'s am Schlusse der Sitzung vom 5. August.

Der Polenproceß[1]), der im Obigen angedeutet ist, kann und soll natürlich hier nicht erzählt werden, um so weniger, als es sich gar nicht um den Proceß, sondern nur um die Schwester des Hauptangeklagten handelt, die den Bruder besuchen wollte. Nur kurz mag daran erinnert werden, um dem historisch Ununterrichteten wenigstens die Persönlichkeit zu erklären, daß Ludwig Mieroslawski, geboren 1814, gestorben 1878, schon 1830 am polnischen Aufstand theilnahm, 1846 in Gnesen verhaftet wurde.[2])

Die Verhandlung gegen M. und seine zahlreichen Genossen, die in Berlin geführt wurde, dauerte vom 3. August bis 2. December. Die Vertheidigungsrede des Hauptangeklagten, die an einem der ersten Verhandlungstage gehalten wurde, ist von außerordentlicher Lebhaftigkeit und Wucht, sucht die idealen Ziele, das Freisein von jedem persönlichen Ehrgeiz darzuthun und geht hauptsächlich darauf aus, die Thätigkeit des Angeklagten als eine im Interesse der polnischen Nation unternommene, nicht speciell gegen Preußen sondern wesentlich gegen Oesterreich und Rußland gerichtete zu erweisen. Die Anklage gegen M. richtete sich auf Hochverrath durch Betheiligung am polnisch-demokratischen Verein, der die Absicht gehabt habe, durch eine Revolution alle ehemaligen polnischen Landestheile zu einem selbständigen Polenreiche in seinen alten Grenzen zu vereinigen. Trotz seiner Vertheidigungsrede wurde M. verurtheilt und zwar zu Verlust des Adels, Confiscation seines Vermögens und Enthauptung durch das Beil. Doch wurde diese Strafe nicht vollzogen; M. vielmehr zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. Er blieb indessen nur wenige Monate in dem Gefängniß; am 20. März 1848 wurde er durch ein Decret des Königs in Freiheit gesetzt, hatte am 23. mit anderen Polen eine Audienz beim

[1]) Vergl. Treitschke deutsche Geschichte Band 5 S. 562 ff.

[2]) Für das Folgende ist G. Julius der Polenproceß, Berlin 1848 benutzt. Die Vertheidigungsrede des wegen Hochverraths angeklagten M. in französischer Sprache 5. August ist dort abgedruckt Spalte 91—100.

Monarchen, bei der er zwar von diesem sehr ungnädig behandelt wurde, durch die er jedoch einen seinen Wünschen entsprechenden Erlaß erwirkte, durch den eine nationale Reorganisation des Großherzogthums Posen versucht werden sollte. Sein ferneres Leben, seine Betheiligung an dem badischen Aufstand und den späteren Revolutionskriegen bis 1863 steht dieser Betrachtung fern. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß nach einer Andeutung Varnhagens[1]) Bettine später mit M. in Verbindung stand: Sie las Jenem Briefe des Polen und andere, die Sache der Polen betreffenden Schriftstücke vor, die schwere Anschuldigungen gegen Preußen enthielten.

In dem letzten Schreiben Bettinens ist auch ihr eigner Proceß angedeutet und so mag darüber eine kurze Bemerkung folgen. Gemeint ist eine Streitsache mit dem Berliner Magistrat, an welcher der König gleichfalls betheiligt war.[2]) Es handelte sich darum, daß Bettine wegen ihres Verlagsgeschäfts (Arnimscher Verlag, Arnimsche Expedition u. ä.), das die neuen durch sie veranstalteten Ausgaben der Werke ihres Gatten und ihrer eigenen bezweckte, zur Gewerbesteuer herangezogen werden sollte. Auf die erste ihr zugegangene Aufforderung antwortete sie (21. Februar 1847) „ungeziemend, witzig, nicht geeignet, gute Wirkung zu thun". Unter anderem hatte sie eine Stelle mit rother Tinte geschrieben um die Schamröthe des Magistrats abzuspiegeln. Darauf wollte dieser Frau Bettine verklagen; und der König

[1]) Tgb. 17. Juni 1848.

[2]) Die hier behandelte Streitfrage aus dem J. 1847 ist natürlich eine andere als die von dem Kammergericht 1845 durchgefochtene. Für das Folgende bin ich ausschließlich auf Varnhagens Tagebücher angewiesen. Anfragen beim Berliner Magistratsarchiv hatten nur negativen Erfolg, erwirkten nämlich die Mittheilung, daß Actenstücke über die Angelegenheit nicht vorhanden seien. — Ueber einen andern Proceß B.'s, mit dem der König nichts zu thun hatte, vgl. Tgb. Bd. IX, 372 (Buchbinderinnung); über einen dritten (1854), in dem Justizrath Casper ihr Vertreter war, mit dem Drucker, vgl. Tgb. Bd. XI passim; wegen dieses Processes dachte Bettine daran, nach derselben Quelle, nach Weimar zu ziehen.

aber, der, wie später, 3. September, berichtet wird, über die Haltung des Stadtoberhauptes sehr entrüstet gewesen sein soll, wollte zwar den Proceß seinen Fortgang nehmen lassen, die Angeklagte jedoch begnadigen, wenn sie mit Gefängniß bestraft würde, 26. März. Auf die erste Anzeige von dem drohenden Proceß erwiderte sie, 9. Mai, „wenn der Magistrat keinen Spaß verstünde, so wolle sie ernst mit ihm reden", worauf sie eine nichtssagende Antwort bekam. Folgende Notiz in einem Brief Varnhagens von Ense an Adolf Stahr, geschrieben Berlin 16. October 1847, bezieht sich möglicherweise auf dieselbe Sache; dann würde Leipzig nur das Reiseziel heißen, nicht etwa den Ort der zweiten Instanz bedeuten. Varnhagen schreibt: „Bettine von Arnim ist in Leipzig. Ihr Gerichtshandel ist in zweiter Instanz noch nicht entschieden, man glaubt, sie werde freigesprochen werden. Sie grollt mit mir, wahrscheinlich, weil ich ihr vorausgesagt, sie werde Verdruß von der Sache haben; sie meinte selbst vom Verdruß nur Spaß zu haben und findet es doch nun anders". Dann soll die Familie Schritte gethan haben, um die Sache beizulegen; Savigny erhielt von dem König den Auftrag, Bettine zu einem versöhnlichen Brief zu bestimmen, Bettine weigerte sich und schrieb an den Monarchen, um die Gründe ihrer Weigerung darzulegen. Alle diese Briefe sind unbekannt, an der Sache selbst ist schwerlich zu zweifeln. Sicher ist, daß Bettine später den Verlag nach Weimar verlegte, daß sie aber auch mit dem Weimarer Geschäftsträger, Kühne oder Kühn, mancherlei Differenzen hatte.

Im Anschluß an diese beiden Briefe sei noch ein dritter mitgetheilt, der undatirt und schwer unterzubringen ist. Der Umstand, daß er bei den Schriftstücken des Jahres 1848 lag, könnte dafür sprechen, daß er dem Revolutionsjahre angehört, an dieser Vermuthung macht jedoch die Thatsache zweifeln, daß von den Wirren jenes Jahres mit keinem Worte die Rede ist. Die am Anfang stehende Phrase, daß die Schreiberin lange nichts von

sich habe hören lassen, würde auf den Frühling 1847 ebenso gut passen, wie auf den von 1848; dagegen möchten die einleitenden Sätze, die wie eine Art Schuldbekenntniß klingen, eher eine Zurechtweisung seitens des Königs voraussetzen lassen, wie sie in dem Briefe von 1847 (vergleiche oben S. 99—101) wirklich erfolgte. Sodann führt die Erwähnung des neuen Papstes und des ihm zu Theil gewordenen Jubels auf die Zeit von 1846. Am 5. Juni 1846 nämlich wurde Mastai Ferretti unter dem Namen Pius IX. zum Papst gewählt, am 16. Juli von ihm eine allgemeine Amnestie erlassen und einleitende Schritte zur Einführung einer Laien-Regierung gethan; Maßregeln, über die in Rom außerordentlicher Jubel herrschte.

Was bedeutet aber die am Ende des gleich mitzutheilenden Schreibens stehende Bezeichnung „am Tage des Religionsedicts"? In der preußischen Gesetzsammlung von 1847 und 48 habe ich nichts dergleichen finden können; das sogenannte Judengesetz vom 21. Juli 1847 kann unmöglich gemeint sein, theils weil es nur eine Confession angeht, theils weil es keine so beglückende Maßregel war, um das Entzücken der Bettine zu rechtfertigen. Gemeint muß also das Toleranzedict sein vom 30. März 1847, das den Austritt aus der Landeskirche nur von der Erklärung vor dem Richter abhängig machte und keinen Verlust der bürgerlichen Rechte nach sich zog.[1]) Daß dies wirklich gemeint ist, geht aus folgenden Notizen Varnhagens Tgb. 9. Mai 1847 hervor: „Nachmittags kam Bettine von Arnim voll von Mittheilungen. Sie hat über das Toleranzedict einen Lobgesang an den König geschrieben und ihm durch Humboldt eingesandt. Da Humboldt Neugier gezeigt, zu wissen, was sie denn dem Könige geschrieben, so hat sie eine Abschrift überschickt. Der König soll geäußert

[1]) Vergleiche die Notizen in Th. Flathe, Zeitalter der Restauration und Revolution. Berlin 1883, S. 431. E. Berner, Geschichte des Preußischen Staates. München 1891. S. 653.

haben, „er halte Bettinens Lob für Ironie, sei es aber ernst, so freue es ihn sehr". Aus dieser Notiz läßt sich kein ganz bestimmtes Datum folgern. Vermuthungsweise habe ich Anfang Mai darauf gesetzt, da im allgemeinen zwischen der Absendung der Schriftstücke und der Erzählung an Varnhagen keine lange Zeit zu vergehen pflegte.

13.

Allergnädigster König! [Anfang Mai 1847.]

Soll ich wagen zu was in diesen ereignißvollen Tagen ich mich angeregt fühle? — Nemlich Euer Majestät an mich zu erinnern! — Warum sollt ich nicht? — Zwar hatt' ich eine Zeitlang es mir versagt, denn es war, als sammelten sich Wolken über mir, die mich vor Euer Majestät verdunkeln, zum wenigsten erfaßte mich diese traurige Ahnung oft, wenn ich wünschte, ich möchte zu dem König reden dürfen!

Und als in öffentlichen Blättern die Rede war von dem Jubel des römischen Volkes, wie es dem heiligen Vater zujauchzt, es soll Vertrauen zu ihm hegen, da war ich eifersüchtig, denn ich hatte auch einmal zu dem König gesagt: Alles werde Er mit dem Vertrauen des Volkes allein ausrichten und darum war ich viel angefeindet worden.

In dieser Einsamkeit meiner Gesinnung, gleichwie in einer Wüste ganz allein, war es die unablässige Berathung meiner Gedanken, über jeden Einwurf bösen Leumunds hinweg, mein Vertrauen immer aufs Neue zu Euer Majestät hinzulenken. Aber zu stolz und auch zu eifersüchtig um diese Gesinnung zu vertreten, vor solchen die mich mißverstehen wollten und auch wohl mußten, habe ich der Anfeindungen nicht geachtet, hinter der Nebelwand böser Auslegung.

Wenn ich solche Menschen in Schuz nahm, die mehr Nachsicht als Demüthigung verdienten, wenn ich die vertheidigte,

von denen ich überzeugt war, sie könnten sich rechtfertigen, wenigstens ihrer Gesinnung nach, wenn auch der Anschein Verdacht gab, oder wenn auch gegen die Form gefehlt war, diesen Hauptgötzen einer despotischen Abgötterei, deren Priester die Hof- und Staatsleute, die Fürsten selbst zu diesen Götzen in den Tempel sperren, während sie ihr Wesen ohne Scheu mit der Gemeine treiben — so war es ja mein eignes Selbst, was ich vertrat und verfocht! So war es ja die Echtheit der Majestät, der es angeboren ist, durch die Milde den Sieg zu erringen über die Klugheit des Verfolgunggeistes, die ich vertheidigte und der ich eine Inspiration lenkender Gewalt zutraute, die allem zuvorkomme, was die Schicksalsfäden verwirrt. Ja diese Inspiration dachte ich Euer Majestät zu und hoffte auch sie in gerechter Sache in Anspruch zu nehmen.

Das wars, was in einsamen Stunden mich beschäftigte, aber schmeichlen und lobpreißen der Dinge die nicht das Maaß erfüllen, welche eine bedeutungsvolle Zeit Euer Majestät darbietet; das konnte ich nicht, die über alles hinaus die höchste Stufe zu erreichen Ihnen zutraut. Und was ist König sein, wenn nicht: ein Heros der Geschicke? — Denn die Großmuth verliert nicht, da sie ein glorreiches Auferstehen wird sein des Großen in der Geschichte, — ja, von dem es einst heißen wird: seht, der dort vom Licht umgeben, unser Herrscher! Der hat die Finsternisse gebrochen und die Schatten sind geflohen vor ihm!

Das wars, was ich dem König hätte zurufen mögen, aber das klang nicht zusammen mit dem Egoismus der Schmeichelei. Aber heute wage ichs, heute, nach so langem Verzagen! Denn heute hat der König seinem Volke sich vermählt, das ihm freudig zuruft wie jene in Rom: Vertraue Deinem Volk! Und wenn meine Stimme da auch nicht

vorlautet, so klingt sie doch mit ein. So nehme Euer Majestät in ihr den Gesammtausdruck derer, denen es selten gelingt ihren vollen Klang im Unisono bis zum König bringen zu lassen.

In tiefster Ehrfurcht Euer Majestät zu Füßen
Bettine Arnim.

Geschrieben am Tag des Religionsedickt.

Nach einer Notiz Varnhagens von demselben Tage (9. Mai) dachte Bettine damals auch daran, den König wegen des von ihr ersonnenen, von Steinhäuser ausgeführten großen Goethemonuments zu interpelliren; wollte er dem von ihr erdachten Brunnen den Platz auf dem Museumsvorraum geben, so war sie bereit, das Denkmal nach Berlin zu schenken, wenn nicht, so dünkte ihr Weimar der passende Ort.[1])

In die Zeit vor der Revolution gehört jedenfalls noch ein dritter Annäherungsversuch Bettinens an den König. Sie hatte die Absicht, die 1848 erschienene Schrift: Ilius Pamphilius, ihren Briefwechsel mit Philipp Nathusius als eine Schrift für Hoffmann von Fallersleben herauszugeben; Varnhagen hatte als Titel vorgeschlagen: „Briefe an zwei Demagogen". Sie wollte[2]) den Druck möglichst schnell fördern: täglich sollte ein Druckbogen geliefert werden. Sie drückt sich darüber nicht ganz klar aus; der Vollständigkeit halber sei die Stelle hier mitgetheilt: „Nun ist mir nur daran gelegen, daß nicht allenfalls nichts daraus werde, indem die Bemerkung von Humboldt dem König vielleicht einleuchten dürfte. Ich habe zwar als nothwendig und meiner alten Treue für den König angemessen erachtet, ihm in dieser Sache einen

---

[1]) Näheres über dieses Monument vgl. unten 8. Capitel.

[2]) Brief an Varnhagen 12. December 1846, Bettine S. 399.

8

Fingerzeig zu geben, aber ich habe zugleich gefürchtet, es könnte möglich sein, daß er darauf eingehe und das wäre mir ein Großes".[1])

Das Buch erschien indessen erst im November 1847. Varnhagen berichtete 13. November: es sei von der Polizei vor der Ausgabe weggenommen, bestätigte, 28. Juli 1848, daß es nicht freigegeben sei, der Form wegen, „sie habe den Druck hier geschehen lassen und das Gedruckte dann nach Leipzig gesendet oder vielmehr die dortige Firma hier beidrucken lassen, was ein Umgehen der gesetzlichen Vorschriften ist".[2])

Endlich muß noch ein Actenstück hier mitgetheilt werden, das bei den Briefen der letzten Jahre liegend mich lange irreführte. Es gehört jedenfalls in die Zeit vor 1848: es beweist eine Enttäuschung, aber keinen Bruch. Man muß aus den Ausführungen schließen, daß eine Revolution noch nicht stattgefunden, eine Entfremdung zwischen Fürst und Volk sich nicht vollzogen hatte. Sonst sind die Darlegungen einigermaßen zeitlos, so daß man sie in ein beliebiges Jahr des fünften Jahrzehnts einreihen könnte. Nur eine Stelle am Anfang gibt einen zeitlichen Anhalt. Sie lautet:

> „Euer Majestät Schreiben hat aus der beglückenden Betrachtung jener Augenblicke mich geweckt, die mir in Gegenwart Eurer Majestät gegönnt waren und wie auf grünendem Teppig voll sanft bewegter Blumen und Sonnenglanz mir die Erinnrung fesselten.
>
> Was ich erlebte, ist kein Traum und doch ists wie ein Traum, für den ich die Wirklichkeit gerne hingäbe, könnte ich weiter so träumen. Des Königs Geist bejaht mir, was andre mir läugnen und seine Seele fühlt eben wie ich. —

[1]) Im Varnhagen-Humboldtschen Briefwechsel ist über die Angelegenheit nichts zu finden.

[2]) Dem widerspricht die Angabe, Tgb. 10. Februar 1848, die Polizei wolle den Titel „Arnimsche Verlags-Expedition" nicht gestatten.

So muß ich immer denken! — Sein Antlitz spricht den Wohllaut des Adels und der Liebe. Ich versteh diese Sprache, Andre aber nicht, ist es da nicht mein Recht in diesem Antlitz zu lesen? Und könnten solche, die ich nichts achte, mich von ihm getrennt halten und Vorurtheile Ihn von mir abwenden, die nicht an mich reichen?"

Aus dieser Stelle muß man schließen, daß der Brief unmittelbar oder nicht zu lange nach dem oben S. 79 behandelten Besuch Bettinens bei dem König geschrieben wurde.[1]) Die auf diesen Anfang folgende lange eine Familienangelegenheit behandelnde Auseinandersetzung lasse ich bei Seite, gebe auch absichtlich, um berechtigte oder unberechtigte Familieninteressen nicht zu verletzen, nicht einmal eine Andeutung von dem speciellen Inhalt des Schreibens. Erwähnt mag nur sein, daß das hier angedeutete Schreiben nicht das erste in dieser Sache gewesen sein kann, sondern, daß ein Brief des Königs vorausgegangen sein muß, aus welchem letzteren die Schreiberin einzelne Worte mehrmals anführte, vielleicht eben eine Zusammenfassung des bei der ersten Begegnung geführten Gesprächs. Aus der ganzen Auseinandersetzung sei nur eine schöne Stelle hervorgehoben, die dem Andenken Achims von Arnim gewidmet ist. Sie lautet:

„Einen Mann der so früh in seiner Ruhmerblühenden Zeit ihnen[2]) entrissen ward und der Welt, welche noch heute ihn anerkennt im Adel seiner Gesinnungen und Handlungen, die von uneigennütziger Menschenliebe und von erhabenem Geist zeugen. Einen Mann, dessen Genie ihn weit über die

[1]) Freilich muß darauf hingewiesen werden, daß es in demselben Briefe, unten S. 120 heißt: „ich sahe ihn ja nicht", woraus man schließen könnte, daß ein Zusammentreffen bisher nicht stattgefunden hätte. Aber diese letztere Stelle soll weniger Thatsächliches berichten, als das Gerede der Leute andeuten.

[2]) Nämlich Bettinens Kindern, von denen vorher und nachher die Rede ist.

Denkweise seiner Widersacher emportrug; einen von Gott ausgezeichneten Mann, dessen Antlitz das Gepräg reinster Idealität ausdrückte, dem jeder gut werden mußte, der ihn sah und hörte. Der mit dem süßen Bewußtsein entschlafen ist, nie seinen Vortheil dem eines Andern vorgezogen zu haben. Der Allgemeinheit zum Nutzen und seiner Ehre entsprechend hat er die Bedrängniß damaliger Zeiten überwunden und den Bedrückten seine Lebensthätigkeit gewidmet".

Wohl aber darf an dieser Stelle der beredte Appell nicht fehlen, den Bettine der Auseinandersetzung ihrer persönlichen Angelegenheit folgen läßt: Die Darlegung ihres Wesens, daß sie keinen Einfluß erstrebe und ihr heftiges Auftreten gegen die Minister, die statt Vermittler zwischen König und Volk zu sein, sich zwischen den Monarchen und seine Unterthanen als unübersteigbare Scheidewand stellen. Auch hier findet sich manches kühne Wort; selbst die Andeutung, daß die Minister sie etwa des Hochverraths wegen anklagen und der König sie des Landes verweisen könnte, wird nicht gespart.

14. Brief Bettinens.

Möge Euer Majestät mir Glauben schenken, denn Alles ist wahr, was ich vor dem König ausspreche und wenn ich eines Mangels an Respectsformen vielleicht mich schuldig gemacht könnte haben in meinen Reden vor dem König, so war es weil meine Seele darauf gerichtet ist, sich lebendig auszudrücken und nicht durch Formen sich einzuengen vor ihm; und so ist die wahre Ehrfurcht vor dem König die, keiner Lüge Raum zu geben, und diese Ehrfurcht ist in meiner Brust eingewurzelt. — Der König kann mir nichts geben, — gar nichts — als sein Vertrauen. Und dies Vertrauen kann ich zu nichts benützen, zu gar nichts als zu des Königs eignem Besten.

Einfluß haben ist mir nichts. Obschon ich Talente der Einwirkung habe nach jeder Seite hin, so hab ich sie nie auf

die Gesellschaft geübt. Nur wenn mein guter Dämon mich trieb, mich des Höheren und Besseren anzunehmen, hab ich mich oft in Stellungen versezt, die andre gewagt nennen, aber nie, daß ich hätte eine Rolle spielen wollen. Meinem geistigen Trieb nach würde ich vorziehn, in der Einsamkeit dem Genuß und der Uebung der Kunst mich zu widmen; dies würde meine Welt ausmachen. Nur das Erhabne befriedigt mich; nur dann fühl ich mich Sündenlos, wenn ich von einem Geist bewegt bin, der mich belebt; die Griechen nennen ihn Genius, und was ich wohl früher dem König sagte, es war dieser Geist, der es mir auftrug. Und ich hätte wohl fortgefahren in diesen Mittheilungen, aber man sagte mir, der König halte dies alles für ungeeignete Schwärmerei und achte dessen nicht. Und er war auch so in seinem Verhalten, daß ich wohl sagen konnte mit David: „Herr, warum hast Du mich verlassen?" ich verlor den Glauben, daß meine Liebe und Begeistrung in ihm einen Anklang fände. Doch ist diese Begeistrung mir alles, ich steh dem König näher in ihr wie jedes andre Wesen, in dieser Begeistrung begründet sich die Entwicklung seiner höhern Natur, die keiner kennt, die jeder mißversteht und er selber. — Wer wird ihn erzeugen in sein eignes Selbst, wenn es nicht der Begriff ist dieses Selbstes, und der liegt in mir. Es ist nicht Schweres, es ist *etwas leichtes*, den König in liebender Umarmung zu verschwistern mit seiner Zeit, aber es ist die höchste Zeit, denn ein edler Keim, dem sein gedeihender Boden lange entzogen ist, der welkt. Ich muß es dem König sagen und ihn anflehen, er wolle das Ungewöhnliche darin nicht verdammen! — ich muß ihn bitten, jezt, wo die Bahn gebrochen ist, daß er mich auf dieser fortschreiten lasse, daß ich an seiner Seite darf bleiben und alle Kräfte für ihn verwenden. Ich allein kann es ihm erleichtern, daß er seinem Volk in sich gerecht werde, das heist, daß er aller Ungerechtigkeit entgegen-

wirke und nimmer sie in politische Verzweigungen auslaufen lasse, so sehr auch die falschen Politiker darum schreien. — Was sollen diese höchst trübseeligen genielosen nur der Sünde verschwisterten Gründe der Politik, dem Gesalbten des Herrn? der nur die eine Verantwortung hat, daß sein Geist gehoben werde durch die innere Befriedigung des Gewissens, daß er keinerlei Gründen, keinerlei Zwecken die Gewalt dieser Stimme unterwerfe. Dies Eine nur ist es, was die Energie der Selbstheit in ihm erweckt, um wirklich König zu sein seinem Volke. — Dieser König ist dem Volke geboren und kein anderer. Er war der Erste in seiner Mutter Schoos, und er soll vor allen seinen Geist und Charakter seinem Volke vermählen; und die Zeit soll seinen Einfluß in sich aufnehmen! — Zu was wäre Er doch König, wenn nicht seinem Volke? — doch wahrhaftig nicht seinen Ministern? die seines Volkes Peiniger sind und ihres Königs Betrüger und Verläumder, ich kann Zeugniß davon geben: was gelingt, damit brüsten sie sich; es mag gerecht sein dem Volke oder nicht; was ihnen mißlingt oder böse Folgen hat, das schieben sie auf den König; dann sagen sie, der König hats gewollt, es war sein ausdrücklicher Befehl oder: der König hat keinen festen Charakter; das ist das Unglück, daß er immer auf der einen Seite etwas verspricht, auf der andern das Gegentheil. Oder aber: der König ist eigensinnig! — man denke nur, daß seine Minister ihm etwas vorlegen und er ist so eigenwillig seine Unterschrift zu versagen. Oder aber in die Ferne witternd, denn im Gefühl ihrer Versündigung gegen das Volk wittern sie Revolutionen, das sind Kunstgebilde ihrer Intrigue um rechtfertigende Gründe für ihre unerhörte Ungerechtigkeiten zu finden. Alle Tirannen sind feige und Feigheit ruft die Gefahr selbst hervor. Ungerecht grausam aber sind sie in allem, was ihnen Zweifel erregt, ob sie darin oder in was

auch sie Gefahr fürchten für den Staat. Staat aber nennen sie ihre eigne Position, der Besitz ihres Portefeuilles, ihr Ansehen, die ihnen verliehene Machtvollkommenheit, das ist der Staat, der Gefahr läuft und dem sie jedes ungerechte Opfer schlachten. (Ich kann die entschiedensten Beweise geben.) Und weil sie weder den Geist haben, noch den Seelenadel den rechten Weg einzuschlagen, so erregt ihnen in der Angst um ihre Stellung alles Argwohn und alles, was ihnen Argwohn erregt, das opfern sie ihrer Sicherheit und diese Sicherheit glauben sie dadurch am ersten zu gewinnen, wenn sie eine rücksichtslose Strenge, ja eine unbarmherzige Grausamkeit ergehen lassen über Einzelne, die ihrem Hochmuth ein Dorn sind und die sie als Exempel statuiren, um die Masse einzuschüchtern, allein die Masse fühlt sich beleidigt im einzelnen Mißhandelten; Und es sammelt sich eine Bitterkeit im Herzen des Volkes. Und über wen ergießt sie sich? — Ich will es nicht aussprechen, denn es würde dem zu weh thun, den es trifft. — Wenn Einer aber seinem Herrn Lieb und Treue schwört und geisselt hinter dem Rücken des Herrn dessen Kinder bis aufs Blut, um sich zwischen sie (die nächsten dem Vater) und den Herrn zu drängen; ist das Lieb und Treue oder ist es Verrath? — Ist aber Dein Volk nicht Dein Kind? — Und wen verfolgt, wen mißhandelt man denn ärger im geschlagnen Kinde, das Kind oder den liebenden Vater? — O Weh über Weh! Sie machen den liebenden Vater dem Kinde verhaßt und bilden aus dem Kinde dem liebenden Vater einen Feind!

Weil ein Herrscher nicht alles vermag, so braucht er Minister; zum Rathen zum Helfen und zum Vollziehen. Wenn diese aber ihre Leidenschaften regieren lassen statt ihrer Ergebenheit, wenn sie sich als Mitregenten betrachten, so werden sie auch bald kein Maß mehr halten. Und endlich werden sie es für Uebel befinden wenn der Herrscher auch in der

geringsten Sache nur einen Willen haben will. Euer Majestät stehen unbewußt auf diesem Standpunkt, die Minister sind empört wenn der König eine andre Willensmeinung als die ihrige äußert; sie bilden eine Phalanx um zu verhindern daß er irgend gegen ihren Willen etwas durchsetze, statt daß sie mit der Begeistrung des wahren und treuen Dieners dem Willen ihres Herrn als ein Forum sollten respectiren fühlen sie sich compromitirt durch seine Befehle; sie haben keinen Begriff daß der König ein Gottgegebner Charakter sei, der den Ereignißen und Entwicklung der Zeit angemessen ist, und daß ihr Beruf der ist, diesen Charakter in seiner schönsten Würde geltend zu machen. — Gott wie sollten diese nur eine solche Idee fassen können? —

O mein König! ich bin weit von meinen eignen Intressen abgekommen! Was läge mir auch an diesen, wenn sie nicht die ersten Belege mir an die Hand gäben des Ungerechten und intriganten Verfahrens, selbst in so unwichtigen Dingen? — Wenn es mich nicht am sichersten leitete in der genauen Abwägung, des Mangels an Welterfahrung, der Beschränktheit des Geistes, und des gränzenlosen Hochmuthes, der auf jahrelang über Glück oder Unglück von Milionen entscheiden kann; der bald die Gerechtigkeit zum Deckmantel der Ungerechtigkeit braucht, bald zum Schattenspiel für den Herrscher, um ihm jede Ahnung damit auszulöschen.

Verweise mich der König des Landes, und heiße mich umherirren in der Ferne. Ich kenne den König nicht, ich sahe ihn ja nicht, er weiß nichts von mir,[1]) und was er über mich erfährt ist falsch. Und doch wenn es heißt „der König geht fort“ so zähle ich die Tage bis zu seiner Wiederkehr, und die Straßen sind mir verwaist, weil er nicht da ist. — Ja

[1]) Ueber diese Stelle vergl. oben S. 115 Anm.

er verweise mich wo der Wind nicht mehr den beflügelten Saamenstaub seiner Länder hinträgt, weil ich einen kleinen Theil der Wahrheit ihm gesagt habe, das heißt: der schrecklichen Lügen die ihn umstricken. Verurtheile mich der König weil ich Dinge gesagt habe die ein reines und gütiges Herz unvermögend ist zu beglaubigen.

Vielleicht auch weil der König nicht weiß wie es zu ändern sein würde! — ich weiß es wohl! — Wie es so leicht ginge daß das Volk zum wenigsten Zutrauen zu ihm fasse.

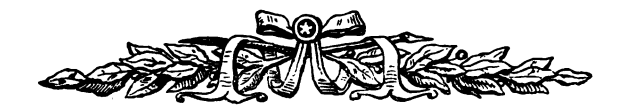
Ich weiß es wie Er heute noch dem Volk den Beweiß seines ächten Herzens könnte mit goldnem Griffel in die Brust schreiben; und wie dieser von den Ministern gebildete Phalanx mit dem er seine Beschlüsse durchzusetzen droht mit oder ohne Willen des Königs sich beugen würde sich beugen müßte vor diesem genialen einfachen naturgemäßen Willen und wie sie nichts mehr wagen würden dagegen! — Alle Tage bietet der Baum der Geschichte Blüthen des Ruhmes, jeden Tag bietet er süße reifende Früchte eines beglückenden Selbstbewußtseins.

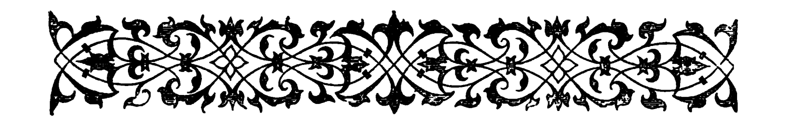
Wenn diese Minister manchmal meinen, man braucht ihn nur hinzuhalten ein Weilchen, so wird er schon nachgeben; da ward mirs oft grün und blau vor den Augen. Denn Beschlüsse die das blühende Deutschland in Haft nahmen, das eben auf seinem glänzenden Wendepunkt steht, der seinen Herrschern die reichste Erndte des Glückes und des Ruhmes bringen sollte; solche Beschlüsse von ganz unwürdigen mechanisch beschränkten Köpfen gefaßt, die weder die Höhe der Entwicklung begreifen, noch ihre Richtung respectiren eben weil sie selbst sich nicht verstehen und keinen Muth haben, noch Selbstverläugnung, um sich dem Intresse des Königs im Volke selbst zu widmen, und also diese hohen Zeichen der Zeit diesen Elenden zum Spott würde das erschüttert den besten Muth.

O hätten mich diese Minister in ihrer Gewalt, sie würden des Hochverrathes mich schuldig befinden; und möchten sie doch mich den Weg des Hochverräthers gehen heißen, es wär ein schönes Zeugniß für meine Liebe, aus reiner von einem höheren Genius gepflegten Liebe, desselben Geschickes Theilhaftig werden, daß dem Verräther zusteht.

Ich erinnere mich hier eines Helden aus den Niebelungen, er war so stark, daß die Verräther die seinen Tod geschworen hatten, sich seiner nicht bemächtigen konnten, denn er zerriß die stärksten Bande; als man aber ein Haar brachte von seiner Geliebten, um ihn zu binden, da hielt er willig die Hände hin, und litt daß man ihn zum Richtplatz führte, denn er konnte aus Liebe dies schwache Haar nicht zerreißen. O möchte doch auch meine Treue so stark und so rein sich bewähren, daß ich dem leisesten Berühren von dem Willen des Königs gern mich hingebe so bald es mit der Wahrheit sich verträgt; die mein erstes Gelübde für ihn ist.

(Ohne Unterschrift und ohne Datum.)





VI. Kapitel.

Die Revolution von 1848.

Aus den sturmbewegten Märztagen, die den Einen als Tage froher Verheißung, den Anderen als eine Zeit schlimmster Demüthigung erschien, hat sich keine Aeußerung Bettinens erhalten. Bei diesem Mangel an Zeugnissen und bei der schon mehrfach erwähnten Thatsache, daß es sich bei Bettinen selten um politische Anschauungen und Ansichten über einzelne Vorgänge handelt, ist eine Untersuchung über ihr Verhalten in der eigentlichen Revolutionszeit nicht anzustellen. Sicher ist, daß sie, wie schon oben erwähnt, im Juni 1848 mit Mieroslawski in Verbindung stand, an demselben Tage berichtete Varnhagen, daß auch Bakunin einen Tag bei Bettine gewesen sei. Doch bald fand sie in den politischen Verhältnissen einen Anlaß zum Schreiben.

Friedrich Wilhelm IV. hatte unter dem Einfluß der Märzereignisse ein freisinniges Ministerium um sich versammelt, unter Camphausens Leitung, dem Graf Schwerin, Bornemann, Patow angehörten. Diesem war am 25. Juni ein mäßig liberales Cabinet gefolgt unter Auerswalds Vorsitz, mit dem Hansemann, Milde, Märker, Schreckenstein vereint waren. In dem erregten Sommer des Jahres 1848 hatte sich die conservative Partei gestärkt, ein Preßorgan in der Neuen Preußischen Zeitung geschaffen, sich in den Preußenvereinen organisirt. Gerade die

Hofpartei, die den König umgab, suchte ihn zu reactionären Maßregeln zu bestimmen. Selten erklangen Worte wie die Bunsens [1]), die dazu bestimmt waren ihn vor aller Reaction zu warnen. Anfang August hatten sich die Dinge zugespitzt. In Folge eines Schweidnitzer Vorkommnisses (31. Juli) hatte die Berliner Nationalversammlung (9. August) beschlossen, vom Kriegsminister eine Weisung an das Officiercorps zu verlangen „den reactionären Bestrebungen fern zu bleiben, durch die Annäherung an die Bürger zu zeigen, daß sie aufrichtig an der Verwirklichung eines constitutionellen Rechtszustandes mitarbeiten wollten“. Am 7. September hatte dieselbe Versammlung mit großer Majorität den Beschluß gefaßt, das Ministerium zu ermahnen, diesen Erlaß ergehen zu lassen. In Folge dessen trat das Ministerium Auerswald zurück. Bei der Wahl eines neuen Ministeriums schwankte der König sehr, sicher wandte er sich an Hermann von Beckerath, mit dem sich die Verhandlungen nur in Folge der sehr freisinnigen von ihm gestellten Forderungen zerschlugen.[2])

Aus Varnhagens Tagebüchern ist nun das Folgende zu entnehmen: Am 8. September war die Rede davon, daß Prof. Rosenkranz, der bekannte Literarhistoriker und Philosoph, ein Ministerium bilden solle. Er wollte Varnhagen zum Beitritt bewegen, der indeß ablehnte. In dieser Ablehnung wurde er durch Bettine bestärkt, „sie wolle an den König schreiben und ihm Rath geben und guten Zuspruch“. Am 10. September erzählte sie dem Vertrauten den Inhalt des von ihr verfaßten Briefes. „Ueber seine (des Königs) Lage zur Empfehlung Schöns, der Linken, der Volkssache“. Am 12. September heißt es: „Bettine hat mir ihren Brief an den König mitgetheilt, vortrefflichen In-

[1]) 11. August, vgl. Ranke Briefwechsel Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen S. 192.

[2]) Vergl. Flathe a. a. O. S. 696. Ranke S. 222.

halts". 15. September „Bettine las mir ihren zweiten Brief an den König, mit dem Vorschlag eines Ministeriums Schön-Waldeck; ich gab ihr manche Verbesserung und ganze Einsatzstücke dazu". Am 20. September „Bettine las mir ein neues (das wäre dann ein drittes) Schreiben an den König vor. Ich theilte ihr den Brief von Schön mit". Daraus ergiebt sich, daß die nun folgenden Briefe Varnhagen wohl bekannt waren, aber mehr enthielten, als uns überliefert ist. Der zweite Brief ist unvollständig. Die Empfehlung Waldecks kann im fehlenden Theile enthalten gewesen sein. Es ergiebt sich ferner, daß ein dritter Brief Bettinens geschrieben war, der im Hausarchiv nicht vorhanden ist. Das von Bettine mit dem zweiten Schriftstück übersendete gedruckte Blatt hat sich bei den Acten nicht vorgefunden; das dem ihrigen eingefügte Schreiben wird von keinem anderen als Varnhagen selbst sein — es sind die „ganzen Einsatzstücke", von denen er meldet; damit ist dann die glänzendste Bestätigung der Zuverlässigkeit seiner Angaben geboten.

Ueber die von Bettine behandelten Persönlichkeiten braucht nicht viel gesagt zu werden. Benedikt Franz Leo Waldeck, geboren am 31. Juli 1802 — die Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag ist in diesen Tagen in Berlin festlich begangen — gestorben am 12. Mai 1870 war seit 1846 Obertribunalsrath in Berlin und betheiligte sich seit 1848 an den politischen Bewegungen. Gerade an den Berathungen des oben angeführten Antrages vom 9. August nahm er mit großer Lebhaftigkeit Theil. Im Jahre 1849 wurde er einer der populärsten Politiker, ja gewiß der populärste, als er am 3. December 1849 aus dem wider ihn angestellten Hochverrathsproceß als völlig unschuldig hervorging.

Während Waldecks große politische Bedeutung erst nach dem Briefe beginnt, der zu dieser kurzen Erwähnung Veranlassung giebt, war Heinrich Theodor von Schön, von dem schon

oben kurz die Rede war, damals ein abgelebter Mann. Er war am 20. Januar 1773 geboren, zur Zeit unseres Briefes also schon 75 Jahre alt. Seine langjährige Thätigkeit als Oberpräsident der Provinz Preußen hatte ihn als ausgezeichneten Verwaltungsbeamten, aufgeklärten Denker, selbständigen Charakter gezeigt; 1840 galt er als Staatsmann der Zukunft. Nachdem er seine Entlassung als Oberpräsident genommen (vergl. oben S. 43) lebte er auf seinen Gütern, vielfach mit historischen seine eigenen früheren Leistungen glorificirenden Arbeiten beschäftigt. 1848 kam er nach Berlin und führte als Alterspräsident in den ersten Sitzungen der Nationalversammlung den Vorsitz. Eine besondere Neigung noch einmal thätig in die großen Landesangelegenheiten einzugreifen, dürfte bei ihm schwerlich bestanden haben, und wäre auch bei dem gespannten Verhältniß, in dem er seit 1848 mit dem König stand[1]) von geringem Erfolg gewesen. Gerade aus den Tagebüchern Varnhagens, der mit dem Alten viele Besprechungen politischen Inhalts hatte, ergiebt sich, daß von einer Ministercombination Schön in manchen Kreisen gesprochen wurde, zugleich jedoch, daß Schön, der seit Anfang September 1848 in Königsberg weilte, die Anschauungen aufgab, auf die die liberalen Parteigänger bisher gerechnet hatten.[2])

Die Briefe Bettinens lauten:

15.

Allergnädigster König [10. Sept. 1848.]

Es war im Beginn dieses Jahres,[3]) wo ein leztes Schreiben von mir an Euer Majestät gerichtet war, in dem ich mein Leidwesen aussprach, das Vertrauen, welches ich stets in die

---

[1]) Vergl. dazu Varnhagen Tgb. V, S. 76.

[2]) Tgb. V. 196, 218.

[3]) Nicht ganz richtig, am Schluß des vorhergehenden, vgl. oben S. 96 ff.

Gnade von Euer Majestät haben durfte, aufgeben zu müssen. Damals gab ich dem König Unrecht, den Glauben an ihn, der mit jedem Staatswirken, mit jedem Regierungsbeschluß unterminirt wurde, nicht durch ein freisinniges und großmüthiges Handlen in der Polensache wieder in seinen Wurzeln zu befestigen. Ich gab es damals auf, dem König, dem diese meine Aeußerungen mißfielen, noch ferner durch Annähren störend zu sein, aber ich war bekümmert darüber und wünschte sehnlich ein ähnliches Gefühl der Anhänglichkeit möge Euer Majestät wieder zu meinen Gunsten bewegen. Während nun die Wahrheit meiner Ansichten im Sturm der Ereignisse bald klar und deutlich hervortraten, hoffte ich das Vertrauen des Königs, für den ich des reinsten Intresse mir bewußt bin, wieder zu gewinnen. Was ich wollen mußte für ihn, war, daß er sich selber und dem großen Zweck seiner Zeit nicht verloren gehe. Verloren gehen seinem Volk, muß das nicht den Herrscher mit Trauer erfüllen? Verloren gehen den Aufgaben der Zeit, die sich immer schroffer um Ihn aufstellen, aber auch um so glorreicher zu erledigen sein werden, weil sie dem sittlichen Genie die freie Bahn heroischer Beschlüsse vorzeichnen und die Wiedergeburt der Königswürde durch die Macht des freien Vereins zwischen Fürst und Volk bedingen. Es bedarf keines höheren Ansehens, als daß Fürst und Volk eins seien und die Welt ist Ihm gewonnen!

Jezt leuchtet ein einziger Stern und um so heller, da er allein steht am Firmament. — Jezt, wo keiner noch die Räthsel der Zeit zu fassen verstand, wo zahllose Blicke nach Rettung umherschweifen, jezt würde der Stern des Königs nicht auf einer Irrbahn sich befinden, wollte er dem Vertrauen genügen und den Anforderungen der Menge sich hingeben.

Absolut sei der König, sagten die Minister der damaligen Zeit und *sie* waren es doch, die mit dem Teufel einen Bund

machten aus seiner Absolutheit wider ihn und die wahre Gestaltung der Dinge ihm verbarg und ihre Lügen, ihr Unvermögen, das Wahrhaftige zu bestehen, wurde zum Raub an seiner Sympathie mit seinem Volk, an seinem offnen Vertraun, in das sein gespenstiges Ministerum sich gedrängt hatte und alles was seinen eignen Illusionen widersprach, für Verbrechen am Staat, an der Majestät erklärten. Der König hat kein Mißtrauen in ihre Ansichten und Darlegungen gesezt und mußte so sich einer gespenstischen Gewalt gefangen geben, denn wie hätte er können die in ihm niedergelegte Gewalt auf Chimären und Lügen anwenden? Er konnte kein Mann des Volks sein, diese hypochondrischen Visionsmänner hezten und stießen aus dem Weg alles was zunächst lag, um ein Intresse zwischen Volk und Fürst zu erzeugen und griffen nach ihren eignen Erfundenheiten, um ihre Absurdheit zu fristen. Denn die Wahrheit faßt Jeder richtig, aber die Lüge ist ein Phänomen, was immer noch eine Weile dem Urtheil des scharfsehenden, scharffühlenden und scharfentscheidenden Volkes entgeht. Die einfachen, natürlichen Angelegenheiten der Menschheit, die des Volkes Sympathieen erregen, die wollte man ihm verläugnen, da sie doch die Schule seiner Bildung sind, aber in der Schule der Unterdrückung wollte man es immerbar festhalten durch Unverständlichkeit und sein natürlicher Scharfsinn entdeckte gleich, wie klein und widersinnig alles sei, wozu man es mißbrauchte, während [man] doch mit ihm die größten moralischen Zwecke zu erreichen hatte, ja mit gutem Erfolg der Friede, das Vertrauen und alle Talente und Aufopferungen zu entwicklen waren.

Das ist an sich einerlei, ob Preußen in Deutschland aufgehe; aber ob ein König in seinem Volk aufgehe, das ist nicht einerlei, es ist die einzige Lösung unsrer heutigen Krise, daß durch dieses genievolle Aufgehen des Herrschers im Volk

auch jede andre Gewalt in ihm aufgehe. Das ist nicht einerlei, es ist ein schöner umfassender Weg, den alle Welten als den höchsten begrüßen.

Absolut sei der König, sagten die Minister und banden durch ihre absoluten Maaßregeln ihm jeden freien Willen. Eine Regierung, die einen künstlichen Boden hat, wird durch jede natürliche Begeistrung erschüttert. Daß aber Euer Majestät ein Opfer dieses Regierungsprinzips geworden, so gut wie das Volk, das himmelweit weggeschleudert wurde von der Liebe zu seinem König, das ist nicht zu läugnen.

Absolutheit, das Räthsel unsrer gefahrvollen Lage, es ging von Hand zu Hand wie ein Portefeuille und jedes Ministergespenst proclamirte seine traurigen unverantwortlichen Beschlüsse darin und der König war das verantwortliche Gewicht derselben, er war sich selber entfrembet durch dieses Hexenwesen! O wie oft hat dieses gespenstische Ministerium öffentlich und in mannigfacher Weise den merkwürdigen Spruch des Zauberlehrlings auf seine Mißlichkeiten angewendet: Besen, Besen seis gewesen. Ja, so oft ihnen das Wasser an den Kragen ging, da wußten sie ihre Unverantwortlichkeit auf den Besen zu übertragen. — Und welche sonderbare Phänomene noch in der Absolutheit des Königs spukten, die alle dem Wirken der Geisteskräfte, des Muthes und der Aufopferung in den Weg traten, das ist nicht zu ermessen. Sollte aber eine Absolutheit bestehn als nur in unsterblichem Wirken, im Vertrauen zwischen Fürst und Volk? — Ein absoluter König kann nur sein als reines Willensorgan des Volkes, das in ihm seine Kraft, sein Gut, seine Größe und moralische Würde geborgen findet.

Unbedeutend zwar ist mein Schreiben, was ich hier an Euer Majestät wage, ich habe oft gekämpft in mir, ob in dieser lezten Zeit ich mich in Erinnerung bei Euer Majestät

bringen solle, allein ich kam mir zu unbedeutend vor gegenüber von so großen Ereignissen und hatte nicht die Ueberzeugung, meine Ansichten und Zukunftstheorien in ein günstiges Licht zu setzen. Ich schreibe hier nicht, weil ich dem Gesagten einen Werth beilege, ich schreibe auf die Mahnung eines edlen treuen Freundes des Königs, der sich vielseitig über ihn aussprach über vergangne Zeiten und köstlich mit ihm verlebte Stunden und der mir schmeichelte, alles, was ich meine, sei gut und wahr und wichtig und würde des Königs Blüthe über alle Regierung und Gewalt hinausbringen und es würde heilsam gewesen sein, hätte ich in innigerem Verkehr mit Euer Majestät gestanden. — Obschon ich meine Schwäche zu wohl erkenne, um solchen freundlichen Aeußerungen eines edlen und allgemein gewürdigten Staatsmannes und bewährten Freundes des Königs Glauben beizumessen, so haben sie doch einen Feuerbrand in meine Seele geworfen und mir Vorwürfe gemacht, daß ich meinen früheren heißen Antrieb zu Euer Majestät nicht auch in diesen Zeiten gefolgt war und ich in diesem Schreiben nichts andres will, als die Pietät meiner Seele offen vor Euer Majestät darlegen, so begeistert mich doch auch das, was dieser Freund des Königs, der Minister Schön, zu mir prophetisch aussprach: Die Regierung Euer Majestät allein sei berufen, Deutschland unter seinem Scepter zu vereinigen; so oft die Gelegenheit ihm geboten worden, so oft sie versäumt worden sei, stelle sich diese große Aufgabe ihm immer aufs neue. Ein solcher wichtiger Moment sei wiederum jetzt im Begriff einzutreten, die nationalen Hoffnungen auf das Frankfurter Parlament und Reichsverweser seien gescheitert, großes sei zu thun, nur von Preußen könne es gethan werden. Dazu gehöre aber, daß Preußen alle Erwartungen übertreffe, daß es an die Spitze der nun einmal zur unvermeidlichen Bewegung zur Selbstregierung des deutschen Volkes trete. Der

König müsse mit vollen Händen geben und alles werde ihm zufallen, sein Leben, das bestimmt sei, die siegesreichsten Thaten zu vollziehen, könne nicht in kleinlichem Feilschen um Prärogative verkommen, deren Besitz doch nie genossen werde und deren Erstreitung das Volk verbittere und verwildere. Die Volkspartei werde dem König zufallen, der ihm erlaube Deutschlands Einheit seinem Scepter zu erobern; die Wahl könne nicht zweifelhaft sein, wo es gälte, sich zu entscheiden, ob man in Harmonie mit dem Volk Kaiser von Deutschland oder — im günstigsten Fall — souveräner Markgraf von Brandenburg sein wolle.

Ja Majestät, dies sei die Rechtfertigung meines Schreibens. Jezt in diesem Augenblick glaubte ich in der Stille alle diese Bemerkungen mittheilen zu müssen, denn jezt gilt es alle deutsche Herzen wie mit einem Magnet nach Berlin zu ziehen durch ein großherziges Handlen. Stelle der König einen bewährten Freund, einen Mann an die Spitze, der allgemeine Ehrfurcht genießt, der, in Steins Grundsätzen aufgewachsen das seltne Glück hat, noch heute dasselbe erstreben zu dürfen, was er als das politische Ideal seiner Jugend erfaßt hatte, einen Mann dessen unbefleckter Name die Verwaltung adlen und über die enge Tacktick der Partheikämpfe erheben würde und der vielleicht mit denselben einfachen Principien, die vor 33 Jahren Preußen groß in Deutschland gemacht haben, dasselbe Ziel erreichen würde. Damals wie jezt strebten alle deutschen Patrioten danach ihren Mittelpunkt in Berlin zu finden und erst als eine reaktionäre Politik in Preußen das freie Wort zu verfolgen und dem Militärwesen das Uebergewicht zu geben begann, erst dann entfrembeten sich ihm die Herzen; das war nach Steins und Schöns Regiment. Schön ist alt genug, um ohne Ehrgeiz und Eigensucht zu sein; alt genug um die Wahrheit keck sagen zu dürfen, aber noch jugendlich

genug, um die Bedürfnisse der Zeit zu erfassen und sich einer patriotischen Idee warm hinzugeben; vor allem aber würdigt er Euer Majestät und emfindet den Schmerz aller Kalamitäten, welche die Zeiten auf Euer Majestät häufen. Das heißt, er ist wahrhaft treu, ich glaube nicht, daß noch ein Andrer mit dieser Befähigung dieselbe unbefangne Treue an den König vereint.

Unter Schöns Präsidium (ohne Portefeuille) würden sich manche widerstrebende Elemente, die dem Volke lieb sind und die des Königs Vertrauen genießen, durch seine Autorität vereinigen lassen und ein so gestaltetes entschieden liberales Ministerium allein wäre im Stande, die isolirte Kraft der Nationalen Versammlung zu brechen, um dieselbe den organisirenden Gewalten der Regierung wieder unterzuordnen. Der Widerstreit zwischen Krone und Volk wäre dann viel natürlicher gelöst, als durch die mesquinen Reibungen, an welchen die in wenig Tagen durch ihre Gedankenlosigkeit und Characterschwäche abgenuzten Minister, den Eintagsfliegen einer halben Staatsklugheit, das Maaß ihrer Größe nachgewiesen haben. Ob ein Ministerium etwas mehr nach Links oder nach Rechts sitze, was kömmt darauf an? Aber unendlich viel kömmt darauf an, daß es von organisirten Gedanken erfüllt sey und zwar von solchen, die Preußen groß machen werden. —

Die brennende Eile, die mich auf einmal überfiel, mich Euer Majestät mitzutheilen möge Alles entschuldigen, was in diesen Darlegungen dem großen Moment, der in diesem Augenblick auf dem Spiele steht, nicht gewachsen ist; es ist eine unwillkührliche Inspiration, die mich dazu bewogen; ich gehöre allein mir selbst an in allem, was ich hier sagte und vorschlug, allein ich weiß, daß meine hier aus Liebe zum König gegebenen Vorschläge einen großen Anklang im Volke finden werden. Vieles was mir noch schwer auf dem Herzen liegt, durfte ich

nicht berühren! Wir wollen unsern König behalten, sein Haupt entfalte die nach allen Seiten geforderten Geisteskräfte und durch ihn gestalte und verwirkliche sich alles mächtig aber ruhig und die Herzen werden ihm nicht verkalten. Das wollen die bessern, die wahrhaft Verständigen und das will auch ich aus wahrhafter Zuneigung zu meinem König, was Andre aus dem Begriff der Zeit wollen und aus Ehrfurcht.

Sonntag 10. Sept.
(mit Bleistift dazu geschrieben 1848).

Euer Majestät
unterthänige
Bettina Arnim.

16.

Königliche Majestät

[13. (?) Sept.]

Am 10. Sept. habe ich einen Theil meiner Ansichten vor Euer Maj. ausgesprochen. Wenn diese Aeußerungen Mangel an politischer Fassung und practischem Sinn verrathen, so nehme ich doch an, daß meine Aufrichtigkeit kein Mißfallen erregen werde und versage mir nicht alles Wichtige, wie ich es verstehe, hier darzulegen.

Ich bekenne zuförderst meinen Glauben, daß, wenn man fortfährt mit einer die Wahrheit verläugnenden Politik gegen die mächtigen Wendungen der nächsten Zukunft sich aufzulehnen, gerade die darunter versinken, deren Macht sie hätte begründen sollen.

Es giebt eine freie Gunst und Güte, aber auch eine aus der Reife des Geistes erspriеßende Milde und Seelengröße, die alle Verschuldung wieder gut macht; diese Seelengröße der Nachsicht der Versöhnung mit dem Volke erwartet die Geschichte unserer Tage von dem König.

Großes von sich fordern und ohne Zagen es ausführen, das hab' ich ja immer von Euer Majestät erhofft! Oder

solten jene recht behalten, die ihren verwegnen Maximen das Verderben aller zum Opfer bringen und sich einbilden, den Weltengenius wie ein wildes Füllen in die Reitschule zu nehmen? Wie in Prag — in Neapel! — Das Gewissen des Königs wird nicht gestatten, daß die Sünden einer früheren Politick an dem Volk gerächt werden.

Und diese **camera obscura** eines einigen Deutschlands, in der alles sich wiedergiebt, nur nicht das lebendige Princip der Bewegung, in der alles sich verkleinert und zusammenzieht, aber nicht die Narrheit derer die in diesem politischen Puppenspiel sich herumschlagen; denn diese dehnt sich weit aus in ihren Verhandlungen und in ihren Beschlüssen zeigt sie sich groß. Sollte der König sich da hineinfügen? — Da doch der wahrhaft Begeisterte mit Voremfindung dessen, was kommen wird, das wogende Meer der Menge durch eigne Sympathie zur Einheit bildet! Warum sollte Euer Majestät nicht gelingen, was die Klugen, die Guten alle wollen und stützen werden.

„Was will das Volk" sagen die Großen, die mit ihren Ansprüchen umlagern. „Wir sind es, die für den König uns aufopfern werden; es wäre ein schlechter Dank dafür, wollte Er nun zum Volk übergehen!"

Da sie nun dem König alles geloben hinzugeben, warum opfern sie nicht zuförderst ihre Selbstsucht? Das Volk ist des Königs bedürftig zu großen sündenlosen Zwecken des Allguten, Allwohlthätigen. Aber diese in ihrer Aufopferungswuth wollen ihn vom Weg des Heils Aller den Weg des Verderbens hinabreißen.

Als das Volk seines Herrschers Verheißungen emfing und ihm wieder Treue verhieß, da vertraute es in seine Aufrichtigkeit. Was bedeutet die Treue jener, die schon auf ihre blose Betheuerung hin übermüthige Ansprüche gründet, gegen

den Volkswillen zu seinem Fürsten, der Eins mit Ihm zu sein verheißet? — Das Volk erwartet, was es für seine Zukunft vermag, es entbehrt nachsichtig was man nicht vermag und verlangt wenig und weniger, so lange es an der Aufrichtigkeit seines Herrschers nicht zweifelt. Es läßt sich zu den größten Opfern bewegen, nur dem Unsinn, der es mit Gewalt unterdrückt, widerstrebt die Macht seiner Natur; nur dieser kann es zum Ausbruch verleiten. Dann aber treten seine lang verhaltenen Ansprüche mächtiger auf als Kanonen und grausame Gewaltthaten, denn es hat die Ausdauer auf seiner Seite; mit der eisernen Consequenz seines Selbstgefühls tritt es in die Schranken. Es läßt sich ankämpfen, vernichten, aber es reißt seine Besieger mit in seinen Sturz.

Die andern aber, die aus lauter Aufopferung und Majestätstreue zu bestehen sich verschwören, — was sind denn diese? Man ziehe ihre in geheimen Intressen verpfändeten Bestrebungen von ihnen ab, was bleibt dann übrig als folgendes: „Wenn der König nicht will, wie wir wollen, wenn er einen andern Weg einschlägt, so wählen auch wir einen andern Weg, der wird uns schon zum Ziel führen und wird unsern Berechnungen den Charackter schon herleihen müssen!“

Ja sie können das wohl meinen, mit solchem Frevel einen Riegel vor die Weltereignisse zu schieben, denn sie wissen nur von sich, sie kennen nicht die organischen Volkskräfte, die weder zu bändigen noch zu umgehen sind. Das Volk hält aus, bis es seinem Würger unterliegt; was würden aber diese selbstsüchtigen Volksfeinde dem König für einen Ersatz gewähren für die Liebe des Volkes, das von seiner Großmuth überwältigt, alles Erlittne vergißt und seine frühere Verbittrung als schwere Verschuldung wieder ausgleichen möchte durch seine Treue!

Jene, ein Geschlecht der Eingebildetheit, ein Geschlecht des Leererhabnen, wo das Herz nichts mehr fühlt weil die Seele nichts mehr faßt, was also die moralischen eignen Uebel nicht fühlt, noch auch von den Plagen des Volkes eine Vorstellung sich macht. Wer kann ihnen vertrauen? wer kann sie ertragen?

Lege der König es darauf an, den Kampf mit diesen Wesen zu bestehen und ihm nicht auszuweichen. Wer in einer solchen Lage Charackter zeigt, der verdient als Fürst das Vertrauen seines Volkes. Und möge daher der König seinem Volke sich versöhnen, was jezt mit Argwohn gegen ihn genährt wird. Es gibt nichts Gefährlicheres und was der herrlichen Aufgabe Euer Majestät mehr Eintrag thue als wenn das Volk in allem Verrath ahnt. Volkswuth ist nicht durch blanke Waffen, durch Geschütze zu bändigen; daraus würde nur Vernichtung alles Großen hervorgehn; nur Elend der Seele, Verwirrung des Geistes und der Leib könnte sich auch dabei nicht wohl befinden.

Die Thaten aber, die Euer Majestät anheimgegeben sind, durch die Sie vor Gott bestehen werden, die sind reif und gut und der edelsten Art; ihre Vollführung ist zugleich schon in sich und ohne Verwirrung vorgebildet. Es sind souveraine Handlungen, wie sie nicht von überlegtem Rath, sondern nur von genialen Inspirationen abhängen; sie sind Welt eingreifend, sie sind Ruhe und Trost verbreitend und mächtig überwiegend in ihrer Wirkung; sie werden als Quellen des Siegs über böse Leidenschaften sich ergießen, sie werden das Menschengeschlecht fessellos machen und adlen, so starck, so groß, so mild und weich; die Blume der Humanität wird aus ihm erblühen und fühlen wird es allüberall den Seegen, den es Euer Majestät verdanckt. — Diese Thaten aber liegen zuförderst in der Erfüllung der von Euer Majestät gegebenen

Zusagen, an denen die Minister und Behörden immer bisher Abbruch versucht haben und noch versuchen und dadurch nicht nur das von Euer Majestät eingeleitete Werck hemmen und zerstören, sondern auch die Gesinnung verdächtigen, aus welcher es hervorgehen soll.

Ich war so kühn vor Euer Majestät vom Minister Schön zu sprechen. Vielleicht war dies eine Voreiligkeit von mir, die ich mit dem verdrießlichen Emfinden meiner Unüberlegtheit büssen muß. Allein ich habe so berechnet: Entweder meine Darlegungen haben keinen Einfluß und mein ganzes Betragen gegen den König hat immer nur sein Mißfallen und jezt wohl gar Mißtrauen erregt, oder meine Angaben und Mittheilungen haben Anklang, dann wird auch dieß Wagniß sich durch den Erfolg ausgleichen, dann wird mein Vorschlag durch die dringenden, hin und wieder streitenden, so nahe stehenden Ereignisse und durch das, was ich hier noch hinzufüge, motiviert werden:

Schön ist vielleicht nach dem Urtheil Anderer ein alter Mann, ein an verbrauchten Systemen hängender eigensinniger Kopf, der auf Ansichten beharrt, die seiner Phantasie schmeicheln. Mehr wird man wohl nicht gegen ihn aufbringen können — und dieß sind keine Capitalsünden. Im Gegentheil sind diese Eigenheiten, die aus seinen Erlebnissen hervorgehen, eine Verbürgung für das, was er am Ende seines Lebens noch zu erstreben haben mag. — Er ist edel, das werden Euer Majestät selbst anerkennen; sein politisches Wircken hat sich nicht mit zweideutigem und mißlichem Handlen befleckt. — Er ist ein Eiferer, das ist nicht zu verdencken einem, der auf der höheren Stufe der Erkenntniß steht und rund umher nur solche sieht, die es nicht so ehrlich meinen mit dem heiligen Ruhm des Königs, der tadellos sein soll durch ein freies Gewissen vor Gott.

Die Staatsbehörden waren bisher nur von solchen besezt, die noch andern Maximen huldigten als blos ihrem Rechts- und Ehrgefühl; die Conflickte, die aus ihren Beschlüssen hervorgingen, zerstörten ihre eigenen Systeme, denen sie unklug und ohne Scheu Opfer zuwiesen und nicht ahneten, wen sie noch außer sich dadurch gefährdeten.

Man ist der unglücklichen Wahlen unter den Ministern gewohnt, die nur Verkehrtes und Widerspruch erzeugten; da nun aber einem freien Manne (der den Charackter des Königs und das was unter seinem Scepter gegeben ist, in voller Würde auf die Gesamtheit und auf die Nachwelt übertragen möchte), die einfachen Zwecke und nothwendigen Bewegungen viel klarer vor Augen liegen, wie Jenen, die im Traum zum Minister sich umgewandelt sehen, ohne dazu weder durch Wissenschaft und Idee, noch durch milde Gesinnung, noch weniger durch bewährte Anhänglichkeit und Liebe für den König dazu vorbereitet zu sein, welche Eigenschaften alle im alten Schön sich vereinen, — so glaube ich immer, dieses sein Alter werde nur eine Phantasmagorie in dem Haupte solcher Alter sein, die selber nichts Gesinnungstüchtiges durchzusetzen sich zutrauen

Für ein Orackel halten
Sollst Du die Meinung eines weisen Alten —

sagt Mohammed. Was mich aber am meisten auf Schön hinweißt, ist die Ueberzeugung, daß von allen diesen wesentlichsten Eigenschaften der Achtung, der Liebe und ehrewahrender Grundsätze keine in den Subjecten sich finde, deren Namen man nennt; und fast nur abgenützte, unglückliche und grundverderbliche Namen nennt man; — keiner kann mit Schön in Vergleich treten. Er ist es, aus dem die Harmonie des Gesammtministeriums hervorgehen wird, er wird die Rechte führen und die Linke wird mit ihm gehen.

Und am Ende ist er der allein geeignete, um mit Euer Majestät zu verhandlen, damit nicht so viele unvorbereitete ungeziemende vertrauliche Verhältnisse sich anknüpfen, wo der Begriff nicht ausgebildet ist für alles was wahrzunehmen ist vor dem König, wo, wenn es den Erwartungen nicht entspricht, gleich geachselzuckt wird, wo man alles auf den König schiebt.

Es ist nichts mehr zu verlieren, aber zu gewinnen ist durch Vereinung mit dem Volk die Macht der höchsten moralischen Stufe. Es sind lauter edle einfache Schritte, die den Weg des Heils bezeichnen für Euer Majestät, sie bringen ihren Seegen mit sich, in ihren Spuren erkeimt aufs Neue das Vertrauen des Volkes.

In diesen Tagen erhielt ich ein Schreiben von einem Manne, in dessen reinen politischen Charackter ich vertraue, der Einzige, mit dem ich manche Dinge der jetzigen Zeit bespreche und der es weiß, wie das politische Treiben und Werden gerade in Bezug auf den König mir wichtig ist. Ich erlaube mir hier einen Auszug dieses Schreibens zu geben; er hängt mit dem zusammen, was ich meine, aber nicht so deutlich darlegen kann.

„Merkwürdiges begiebt sich im Innern der Partheien; die Hof-Parthei widerstrebt dem Intresse des Königs; die Demokraten dagegen hegen Sympathien und Wünsche für seine Person, eine Verwirrung oder vielmehr tiefverzweigte Verschwörung scheint jede friedliche Lösung der Frage unmöglich zu machen. Das alte so unheilvolle Spiel widerholt sich; man schildert dem König die Opposition, als ob sie aus lauter Verbrechern, aus lauter persönlichen Feinden des Königs und Staates bestünde, eine Verschiedenheit der Ansichten wird nicht zugegeben, der Gegner soll kein ehrenhafter Mann sein können. Hansemann und Auerswald machen, wie man es früher gegen sie

getrieben hatte, da wird natürlich der Bruch unheilbar. — Und dennoch: von wem ging die Kriegserklärung aus? — Von der Hof- und Kriegspartei! — Die Volkspartei ist argwöhnisch, das ist wahr; sie glaubt seit 33 Jahren so oft getäuscht worden zu sein, daß sie auf ihrer Hut sein müsse; — sie verlangte eine Versöhnung des Heeres mit der Bürgerschaft, sie verlangte als die mildeste Sühne für blutige Uebergriffe, für Ueberschreitungen, denen nicht einmal die gelockerte Disciplin zum Vorwand dienen konnte; — daß Schritte ähnlicher Art nothwendig seien, hatte der König selbst kurz nach den großen Erschütterungen dieses Jahres durch seine Anrede an die Offiziere in Potsdam direckt anerkannt. Dergleichen wird in jedem Militärstaate zu Zeiten erforderlich sein. Man hat versprochen, die Truppen auf die Verfassung zu vereidigen, aber sie ist noch nicht da und unterdessen ergeben sich Conflikte der traurigsten Art. Selbst wenn die Truppen nicht immer der schuldige Theil wären, müßte nicht den Offizieren im Namen des Königs verkündigt werden, was durch Kühlwetter und Hansemann den Civilbeamten verkündigt ward — die warlich nicht treuloser und pflichtvergessner sind als die Militärbeamten!

„Das Kriegsministerium hat seine Pflicht versäumt, es hat den König wiederum in den Augen des mißtrauisch gewordenen Volkes bloßgestellt, und die Volksvertreter haben es an seine Pflicht erinnert. Aber die Minister sträuben sich und um ihrer Widerspenstigkeit Nachdruck zu geben, schieben sie noch einmal den König vor, ziehen ihn in das Getreibe der Partheien herab und verstecken ihre Unfähigkeit hinter der Person des Fürsten, den sie doch mit ihrer Verantwortlichkeit zu decken gelobt hatten. Ist das etwa konstitutionell? — Nein, es ist das alte, seit 8 Jahren oft und stets nur von den reacktionairen Beamten wiederholte

Spiel, das den König sicher noch zu Grunde richten wird (vielleicht soll). Was hilfts, daß sie schreien: ‚Herr, wir sind Deine einzigen Freunde!', wenn sie das nur durch Verrath beweisen.

„Dann entgegnen sie, die Kammer habe ihre Befugnisse überschritten; wo sind ihr aber die Grenzen dieser Befugnisse vorgezeichnet? und wer entscheidet darüber? Unvorsichtig wäre es, wenn man nachträglich wollte diese Versammlung mit solchen Auslegungen beeinträchtigen, wie es fast den Anschein hat! — laßt sie doch gewähren, sie werden eine Verfassung berathen, in welcher der König hoch emporragen wird und dem deutschen Gesammtvolke, das in Frankfurt nur verwirrt gemacht wird, als das allein richtige Oberhaupt einleuchten — soviel wissen wir schon ganz gewiß! — Aber ihre gerechten Forderungen durch willkührliche Theorieen zu verneinen, das forcirt sie in entgegengesezte Extreme und macht aus dem Kriege der Minister mit den Volksvertretern einen Krieg zwischen der Krone und dem Volk selbst! —

„Malen Sie sich diese Perspective ohne Täuschung aus! Seit Jahren wurde dem König bei jeder Opposition und noch bei dem vereinigten Landtag, ja noch nach den Tagen der großen Erschütterung dieses Jahres vorgeredet, er sei populär, das Land sei mit ihm, das Volk hänge liberalen Theorieen nicht an! — Jawohl kann der König mit seinem Volk gehen, auf dasselbe vertrauen, aber nur soweit er dem Liberalismus beipflichtet. — Läßt der König sich aber verleiten, mit der nationalen Versammlung zu brechen, so macht der König die Republick. — Würde er zum Beispiel die nationale Versammlung auflösen, — in die nächste würden lauter extreme Radikale gewählt, das weiß selbst der Hof und es steht unbezweifelt fest; selbst Pommern und die Marck würden gegen ihn aufstehen. — Aber so tröstet man wieder:

auf seine Truppen könne der König zählen; wie traurig dieser Trost ist, können diese nicht emfinden, die ihn zu geben nicht für unwürdig halten. Er konnte ja auch vor dem 18. März auf sie zählen, er hätte ja auch damals siegen können, Generale finden sich genug, welche den billigen und verabscheuungswürdigen Ruhm eines Windisch-Grätz beneiden und nur auf eine Gelegenheit dazu warten. Aber sein Sie beruhigt darüber, der König würde das nicht wollen, er hat auch seinen guten Engel; wo der Verrath am höchsten ist, da ist der am nächsten; er wird Ihn schützen, daß er einen Vernichtungskrieg führe und das Volk ist nicht zu vernichten! Der König kann sich also nur auf das Volksvertrauen stützen; geht er der öffentlichen Meinung voran, wie alles früher der Hoffnung war, so ist die Opposition ohne Credit und Er ist der Herrscher. Das kann er werden durch ein Ministerium aus der Fortschritts-Parthei, er würde hier mehr persönliche Sympathieen und Anhänger finden, als auf der andern Seite, wo man ihn mißbrauchen will, denn Jene, die Ihn zu Gewaltmaßregeln verführen wollen, die Ihn in Widerspruch mit seinen eignen Verheißungen bringen und gleichsam zu der — von den Demokraten gefürchteten — Abdankung zwingen, Jene, die seinen und Preußens Namen im In- und Auslande schänden und vernichten wollen, die Anstifter der Gräuelthaten in Posen, sie wollen warlich nicht das Wohl des Königs, sie untergraben den Boden des öffentlichen Lebens durch Corruption und Anfeindung. Wenn Armee und Bürgerschaft, wenn Bürgerwehr und Volk einig sind, wenn die National-Versammlung Sympathieen findet, so erschrickt diese Clique, die ich meine, sie wirft etwas dazwischen. Blutige Conflickte möchte sie um alles aus der Welt erkaufen, aus Berlin ein Neapel machen. Bald hezt sie die Proletarier und bald die Soldaten gegen die Bürger, weitverzweigte Verbindungen sollen den oder jenen nahen Verwandten des Königs

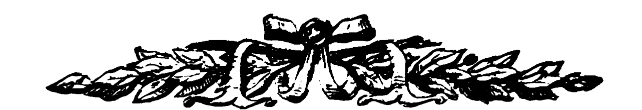
bei den Massen emfehlen, die fruchtbare und dem König so ersprießliche Gegenwart, aus der aller Trost für Vergangnes ihm noch erwachsen kann, die will man einer öden Zukunft opfern, in welcher die Könige wieder absolut herrschen und die Bürger nichts sind. Als wenn man den Weltlauf hemmen könnte. Sie können nichts als Unheil stiften und den König opfern, denn diese falschen Freunde, vor denen Ihn ein einziger energischer Beschluß retten könnte, agieren in seinem Namen, gebrauchen ihn als Deckmantel für Verschwörungen gegen Ihn selbst, ja sie verwickeln ihn selbst hinein, kurz sie treiben genau dieselbe Tacktick, welche mit Ludwig dem XVI. von seinen Brüdern und den Aristokraten des Hofes getrieben wurde".

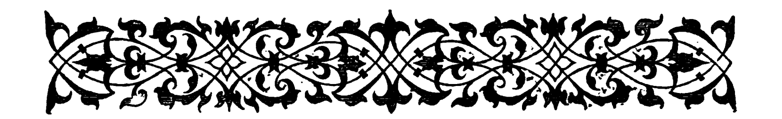
Dieses Schreiben, das vom 12. Sept. datiert, ist vielleicht gar nicht geeignet, vor den König zu kommen, ebensowenig mag es geeignet sein, die gedruckte Beilage an den König zu senden. Aber wie kann ichs vermeiden; meine Zagheit wird durch eine innere Stimme überwunden; sie würde mir keine Ruhe lassen, thät ichs nicht. Kein Mensch weiß davon daß ichs thue — der König verzeihe mir, wenn es unrecht ist. Aber warum soll es unrecht sein? Es ist ja öffentlich gedruckt, warum ihm vorenthalten, was jeder auf der Straße bespricht. — So lasse doch der König den Schön immer um seine Person sein, er ist ein treuer Freund, dann kann er alles bedenken was nöthig ist — es ist so wichtig, einen solchen mit sich zu haben, wenn man so dasteht wie der König. Wenn er auch nicht Minister ist, seine Nähe wird verhüten, daß falsche Menschen sich zum König drängen oder gar Einfluß auf ihn üben. Hätte ich das Gewicht, ich würde nicht von des Königs Seite weichen. Ich hab mich sonst gefürchtet, jezt nicht mehr. — Der König würde gnädig gegen mich sein — man hat mich sonst wohl vor ihm verläumdet, er wirds nicht geglaubt haben, aber

doch hats mich verdüstert vor ihm; wie bald würde dieser Schleier gehoben sein, wär ich einen Augenblick in seiner Gegenwart.

(Ohne Unterschrift.)

Es soll hier nur kurz daran erinnert werden, daß Bettinens eben mitgetheilte ausführliche Reformvorschläge durchaus keinen Erfolg hatten, wie sie auch nicht beantwortet wurden, daß der König sich vielmehr völlig der Reaction zuneigte und am 8. November das Ministerium Brandenburg berief.





VII. Kapitel.

Befreiungsgesuch für Gottfried Kinkel.

Gewiß ist es auch ein Politiker, mit dem sich der folgende Abschnitt zu beschäftigen hat. Was aber Bettine treibt, sich für ihn zu verwenden, ist weniger das politische als das rein menschliche Interesse. Zudem war gar nicht einmal sie, sondern ihre Tochter Gisela von Johanna Kinkel angerufen worden.

Gottfried Kinkel, geboren 11. August 1814, gestorben 12. November 1882, zählt als Lyriker gewiß zu unseren besten. Seine Rhein- und Vaterlandsgesänge haben nicht viel ihres gleichen; von seinen poetischen Erzählungen dürfte der „Grobschmied von Antwerpen“ längeren Bestand verdienen, als der oft aufgelegte und viel gerühmte „Otto der Schütz“. Kinkel vertrat später in England das lautere und tüchtige Element deutscher Flüchtlinge in würdiger Weise, dort und seit 1866 in Zürich lebte er eifrig und verdienstlich seiner Fachwissenschaft, der Kunstgeschichte, und verzweifelte trotz seiner revolutionären Anschauungen und der eigenen trüben Erfahrung nie an Preußens Berufe, gab zu keiner Zeit seine Liebe zu Deutschland auf. Johanna Kinkel geborene Mockel, geb. 8 Juli 1810, gestorben 20. November 1858, gehört zu den Frauen, die um so mehr gewinnen, je mehr man sich mit ihnen beschäftigt

und deren Andenken um so reiner und strahlender wird, je mehr von ihnen bekannt wird.[1]) Sie war eine hervorragende Künstlerin, eine Frau voll Weiblichkeit und Energie, die in Glück und Unglück, im Haus und in der Oeffentlichkeit sich gleich bewährte, die in den schwersten Tagen, die einem Weib beschieden sein können, in jener Zeit, in der sie fürchten mußte, ihren Mann, den Vater ihrer Kinder, lebenslang im Kerker schmachten zu sehen, den größten Heroismus zeigte, die aber auch durch ihren Geist hervorragte und als Verfasserin anmuthiger Erzählungen, stimmungsvoller Erinnerungen aus der schwersten Zeit ihres Lebens, als Schreiberin herzlicher gemüthvoller Briefe große Beachtung verdient.

Kinkel hatte jahrelang als Theologe, später als Kunsthistoriker an der Universität Bonn gewirkt, in Wort und Schrift die Sache der Freiheit vertheidigt, aber an eine rein politische Thätigkeit niemals gedacht. Erst die Revolution machte ihn zum Politiker. Er wurde Führer der demokratischen Partei in Bonn, leitete seit dem 5. August 1848 die Bonner, später die neue Bonner Zeitung, dazu ein Handwerkerblatt, später „Spartakus". Als politischer Schriftsteller diente er den deutschen Einheitsideen, freilich Deutschland als eine große Republik ersehnend, und vertheidigte Preußens Beruf an Deutschlands Spitze zu stehen, bekämpfte dagegen die Anschauung, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse. Er wirkte wo er konnte für die Menschlichkeit, beförderte heilbringende Einrichtungen, verhinderte Gewaltmaßregeln auch seiner eigenen Partei. Er nahm Theil an dem demokratischen Congreß in Berlin October 1848 und sprach sich recht lebhaft gegen die octroyirte preußische Verfassung aus. Wegen seiner politischen durch die Presse verbreiteten Anschauungen hatte er manche Processe zu bestehen: den

[1]) Zu ihrer Würdigung darf ich wohl auf die von mir herausgegebenen Briefe von Johanna Kinkel, Frankfurter Zeitung 3. und 4. August 1900, verweisen.

einen wegen einer Beschuldigung der Mainzer Commandantur, den anderen wegen der Aufforderung die Thore zu besetzen, um die Steuerverweigerer zu unterstützen; im zweiten wurde er freigesprochen, im ersten zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Seit dem 26. Februar 1849 entfaltete er in Berlin als Mitglied der zweiten Kammer eine große Thätigkeit, z. B. in der Debatte über die Thronrede, in der er sehr stark gegen das preußische Heer auftrat, erstattete am 10. April seinen Bonner Wählern Bericht über seine Wirksamkeit, ging aber nach Berlin zurück, wo er einmal Gelegenheit nahm, die Parole socialdemokratische Republik auszusprechen und zu vertheidigen und verließ Berlin nach der Auflösung der zweiten Kammer (27. April). Am 10. Mai 1849 betheiligte er sich ziemlich unwillig bei dem abenteuerlichen Zuge gegen das Zeughaus in Siegburg, wanderte nach diesem gänzlich verunglückten Unternehmen nach der Pfalz und stellte sich dort der provisorischen Regierung zur Verfügung. Eine Zeitlang war er als Secretär thätig, hatte jedoch an dieser subordinirten Schreiberwirksamkeit kein Gefallen, wollte Feldjäger werden, trat, da dieses Corps nicht organisirt wurde, in die Militärcommission ein, ließ sich jedoch am 19. Mai in die Compagnie Besançon einreihen. Er nahm an einzelnen Scharmützeln Theil und wurde am 29. Juni 1849 bei dem Kampf mit den preußischen Truppen zwischen Rothenfels und Muggensturm verwundet und gefangen genommen, sodann in Rastatt vor ein Kriegsgericht gestellt.

Ehe dieses am 4. August zusammentrat, war die Nachricht von seinem Tode in Berlin und anderwärts verbreitet. Johanna war zu dem Gatten gereist, theils um ihn zu sprechen, theils um an Ort und Stelle für den Geliebten thätig zu sein. Da ihr dies nicht gelang, suchte sie schriftlich für ihren Gatten zu wirken und wandte sich zunächst an Gisela von Arnim, der sie früher in Berlin Klavierstunde gegeben hatte, wohl in der Hoffnung, daß Bettine, von deren Beziehungen zu dem König auch sie wußte,

die Sache in die Hand nehmen würde.[1]) Bettine förderte die Sache mit aller Energie, von der zunächst die folgenden fünf Briefe Zeugniß ablegen.

17.

Allergnädigster König

Ich habe nicht gehofft, noch einmal vor Euer Majestät erscheinen zu dürfen, aber aufgefordert durch die Stimme der wehevollsten Noth fühle ich, daß Alles, was mein Zutrauen zu Euer Majestät bisher beengte, nur ein leerer Wahn ist und daß ich mit Zuversicht an die Großmuth von Euer Majestät wenden darf.

Vielen Menschen sind schwere Büßungen für ihre Verirrungen und Vergehen auferlegt, die Guten tragen einen Theil ihrer Leiden, aus Mitgefühl büßen sie mit ihnen.

Alles ist himmlische Buße, was die Weisheit uns auferlegt.

In diesem Sinne legt die eigne Weisheit von Euer Majestät sich selber den Antheil an der Buße verirrter Unglücklichen auf, Gnade für Recht über sie ergehen zu lassen.

Meiner jüngsten Tochter Gisela, die ich der Gnade von Euer Majestät emfehle, schenckte ein schwer betroffenes Mutterherz das Vertrauen, daß sie nicht ohne Erfolg für den Vater ihrer Kinder bitten werde; möge dies sie entschuldigen, daß

[1]) In einer Notiz eines undatirten Briefes Bettinens (4. oder 5. August) wird auf ein Schreiben des Königs vom 4. Juli verwiesen, dem ein solches Bettinens vorausgegangen sein müßte. Ich glaube, daß diese Angabe auf einem Irrthum Bettinens beruht. Es ist kaum denkbar, daß schon am 3. Juli, denn dann müßte Bettine doch geschrieben haben, bei ihr eine Nachricht Johannas über die am 29. Juni in der Nähe von Rastatt erfolgte Gefangennahme Kinkels eingetroffen sein kann. (Allerdings ist zu bemerken, daß die Spenersche Zeitung vom 3. Juli meldet, Kinkel sei unter den Gefangenen vom 29. Juni.) Außerdem macht das Schreiben vom 8. Juli durchaus den Eindruck, daß es das erste in dieser Angelegenheit gewesen sei.

sie es wagt vor Euer Majestät zu treten; der kleine Brief, welcher sie dazu auffordert, ist seinem Inhalte nach geeignet dazu, Euer Majestät Verständniß darüber zu geben und ich bitte, daß es Euer Majestät lesen.

Es sind jezt hundert Jahre, [Goethe 28. August 1749] daß ein unsterblicher Geist geboren ward, um die Welt zu erheben und zu beglücken. Unter seinen großen Eigenschaften war die Milde und der unermüdliche Eifer, allen bösen Geschicken der Menschen kräftig entgegenzuwirken, gewiß diejenige, welche alle andern überwog. Aus dieser vor allen quillt heute noch der Seegen, der sein Angedencken feiert und reichlich mit ewigem Lorbeer krönt.

Möge dem König in jedem Anspruch an die Macht der Güte und Gnade, die Er auszutheilen berufen ist, ein gleicher unsterblicher Gewinn zu Theil werden.

Potsdam, den 8. Juli 1849.

Euer Majestät
unterthänige
Bettine Arnim.

18.

Allergnädigster König!

Ich habe Euer Majestät Schreiben noch nicht in allen seinen Lichtphasen erkannt. Ich bin zu bestürzt, zu geblendet in diesem Augenblick.

Mein feierliches Gelübde zuförderst, daß ich unter den „Millionen“, die in Ihrem Schreiben als Tadel gegen Sie erhebend bezeichnet sind, nicht sein will! Welcher Ereigniße Ursprung auch diese Epoche sein mag, in der wir uns bewegen.

Aber wo die Erziehungselemente der Menschheit, sie so verstümmelt und Machtzerrissen, dem Widerspruch preißgiebt, ja sie bis in den Tod mit ihm hezt, da weiß der höhere

Mensch, selbst das dem blöden Auge der Pharisäer unerhört scheinende zu verzeihen, wenn dieser Widerspruch in dem, der ihn tragen mußte, unter dem seine Anlagen, seine höheren Kräfte, sein Selbstgefühl verweste, sobald er sich seiner bemächtigen kann, zur Waffe in seiner Hand wird. Und ich will es nicht scheuen, das Menschliche, dem Gott sich zur Speise gab und sein Martyrthum auf sich nahm aus seiner Verwesung zu retten, so unrein es auch vor Euer Majestät von hartnäckigen Widersachern[1]) bezeichnet wäre.

Wenn ich vor einem Kaiser, der den 80jährigen Märtyrer den wilden Thieren vorwirft, das Knie beuge, so ist es aus Furcht vor seiner Tiegernatur. Aber vor der Gnade, der Himmelsthau regnenden Gnade, die von Sünden rein wäscht, da beuge ich das Knie und flehe, daß sie auch mich von Fehlen reinige und im eignen Gedächtniß sie verwische!

Der Enthusiasmus und seine Offenbarungen, ungehemmt vom Gesetz, wie richtig zeigt er das Rechte, während die vernünftlende Entscheidung soviel öde Worte verliert, um vorschriftsmäßig und gesetzlich dem patriarchalischen Genius das Recht der Gnade zu entwinden. Der Instinct, diese freischwebende Magnetnadel ist ein sicherer Leiter, aber gehemmt vom Gesetz muß sie falsch zeigen. Boussole affollée bedencken dieß Euer Majestät nachsichtsvoll, wenn ich irrig wähne zum Rechten zu mahnen, aber bedenken Euer Majestät den Compaß der auf Grade zeigt, nicht diesem Gesetz.

Der Brief der verzweifelten Mutter an Gisela ist nicht geschrieben, um ihn vorzuzeigen, wie Euer Majestät erkennen wollen in den Ausdrücken, die wenig geeignet sein mögen, die Richter zu des Mannes Gunsten zu stimmen.

Meine Berührungen mit der Frau sind von einer früheren Zeit her, wo sie als Clavierlehrerin meiner Kinder war. —

[1]) Bettine schreibt: hartneckigen Widersachen.

Genial und voll tiefer Geistesanlagen, aber gehemmt bei jedem Lebensschritt hat ihr Gott ein schweres Schicksal beschecrt. Die von mir unterstrichnen Zeilen in ihrem Brief deuten auf die Berührung, die ich mit ihnen hatte, bei ihrem lezten Hierseyn. Ohne Ahnung was geschehen könne, habe ich mich gegen ihn ausgesprochen über Dinge, die nun wahrgeworden sind und ihnen beweißen was ich so eindringlich sagte, daß ein Zweck durch die Mittel verfinstert das Menschengeschlecht nie zu einem erhabnen Ziel führen und was die Blicke reiner Geister nicht durchdringen, das soll ungeschehen bleiben, weil keine Macht und Herrlichkeit davon ausgehe, was so große Opfer kostet! — Ach, obschon ich dies alles vielfach ihnen sagte, so trift mich das harte Loos dieser Vergehen so schwer, als ob ich selbst Schuld daran hätte, wenn ich nicht alles thäte, um überzeugend auszusprechen, was mein Herz zu ihrer Rettung fordert.

Ja, wenn die Freunde auf gefährlichen Wegen sich befinden, so muß man sich nicht vor ihnen zurückziehen wie fremde und kalte Naturen; und wenn fremde Naturen sich verirren, so muß man ihr Freund werden, um sie zu warnen und womöglich sie zu retten. Und dazu gebe Euer Majestät Ihren Segen.

Euer Majestät
unterthänige
Bettine Arnim.

Berlin am 10. Juli Vormittag.

19.

Allergnädigster König!

Am 9. Juli in der Frühe hat der Dichter und berühmte Maler der blauen Grotte[1]) meine bescheidne Equipage am Fuß von Sanssouci wahrgenommen, neben welcher ich einen Feld-

[1]) Kopisch.

blumenstrauß suchend, gebückt und unbekannt, im bethauten Gras umherstreifte. Sehr auffallend war ihm meine Erscheinung — Da es ihm zweifelhaft schien, was ich für Zauberkräuter da suche und ob ich mit guten oder bösen Hieroglyphen sie bezeichne, blieb er einen Umweg nehmend mir fern. Auf diesem begegnete er der Gisela, die er erkannte, so wie ich jetzt erfahren habe, denn er theilte es Andern mit, welche ich als Ergründungslistige zu meinen Widersachern zähle. Ihren ungenirten Fragen, mit welchem Gnadengesuch ich Gisela beauftragt habe, einen Ausweg zu finden, sagte ich, daß sie mit dem Wunsche von mir Euer Majestät angelegen, Ihnen ein kleines Buch zueignen zu dürfen, was ich zum 28. August herausgeben werde. Auf die Frage, ob mir mein Gesuch gewährt sei, hab ich geschwiegen und der Zufall hat gewollt, daß ich dabei erröthen mußte. Hieraus ersehen Euer Majestät, daß mein richtiger Instinckt mich geleitet hat, über das, was der Huld des Königs zu danken ist, zu schweigen.

Gisela fühlt sich danckbar bewegt von dem glücklichen Eindruck, den sie Euer Majestät hinterlassen; sie nennt es Sympathie; um so weniger ist sie geneigt, darüber reden zu hören, wie Euer Majestät wissen, daß kindliche Naturen über solche Emfindungen schweigen und es für einen Raub ihrer geistigen Schätze halten, wenn sie schonungslos berührt werden.

Also auch von ihr können Euer Majestät versichert sein, daß ihr Verhalten Ihren Befehlen entsprechen werde, und gern will ich der Schadenfreude das beschämende Opfer gebracht haben, mit meinem nach ihrer Auslegung unverschämten Gesuch abgewiesen zu sein, wenn ich dadurch soviel Vertrauen vom König gewinne, daß ich nie in Versuchung gerathen werde darüber zu sprechen.

Euer Majestät zu Füßen
Bettine Arnim.

am 11. Juli 1849.

20.

Allergnädigster König!

Wenns ich sagen könnte, was mich durchgreift, in diesem Augenblick, da ich Euer Majestät Schreiben lese! Es ist nicht der Tod, der über dem Verurtheilten schwebt! — Es ist nicht grade der! — Denn es haben tausende in dieser Revolutionscrisis daran verblutet! — Und nicht die Rettung dieses Mannes dort! — Die erste, von mir berührte, für die ich nach Hülfe schreie, wie die Stimme eines Kindes ungehört im Walde verhallt. Es ist die ahnende Beklemmung, die mir keine Besinnung läßt. Es ist, als wollte mir Einer die Augen ausstechen, da wehrt man sich auch bis zum lezten Moment und weiß doch: man wird dem Elend nicht entfliehen. — Diese Augen, die alles sehen, alles erkennen, was Du in Deinem König liebst, gleich wird man sie Dir ausstechen!

Ich bin vor Euer Majestät verläumdet, ich weiß dies, nicht weil ich danach forschte, denn wenn die Grundzüge eines Characters in seinen Gefühlen und Handlungen deutlich sich ausprägen, so ist es einerlei, auf welchem Hintergrund sie hervorleuchten, und wenn er noch so schwarz ist, ein erleuchtetes Auge wird schon des Vergleichs halber die Wahrheit erkennen, es sei denn, daß der Unwille ihm den Blick verdunckle, das kann und will ich hier nicht voraussetzen!

Als ich vor einigen Jahren vor Euer Majestät gestanden habe, da sagte ich, man müsse einen Scheffel Salz mit jemand gegessen haben, um frei und unbefangen und Geistdurchdrungen sich vor ihm auszusprechen. Es war Ehrfurcht vor der Königswürde, vor dem Loos, das golden über dem Haupt der Könige schwebt, die mich erkennen ließ, daß beengte Emfindungen und Worte hier nicht genügten. Mir schien nichts groß und edel genug, um dem Begriff des Göttlichen im Menschen zu genügen.

Wenn auch der König mich anderer Dinge schuldig hält, was ich nach dem eben emfangenen Schreiben voraussetzen muß, das mich bezeiht, ich könne hinter der lautersten Wahrheit alle feigen Intriguen von Herodes bis Richelieu und Talleyrand vermuthen, so werfe ich mir vielmehr vor, daß ich mit aller Aufregung meines bessern Willens nicht der Möglichkeit gewachsen war, dem König auf eine würdigere Weise zu dienen.

Von dem, was der König der Gisela geantwortet, hat sie niemand Mittheilungen gemacht. Und doch sahen schon am andern Tag die Leute sie darauf an, als habe sie ein Verbrechen begangen. In der neuen preußischen Zeitung ward augenblicklich dessen Erwähnung gethan und als gelte es, jeden guten Eindruck zu verwischen, brachte sie gleich nachher die Notiz, Kinkel sei von der Zahl derer hier in der Kammer gewesen, die, so oft das Wort Gott ausgesprochen, still vor sich hingelacht hätten. Als ob dies jezt auf Urtheil oder Begnadigung Einfluß haben könne.

An Allem, was Berlin sich erzählt, auch daran, daß Euer Majestät die Gisel heftig angefahren und ähnliches, ist sie in keiner Weise schuldig! — ich würde dies nicht einmal erwähnen, da ich voraussetzen kann, daß es nicht von Euer Majestät geglaubt wird, wenn es nicht auf die ausdrückliche Bitte der Gisela geschähe! — sie hat beharrlich jede Beschuldigung ertragen, ohne das Geheimniß, was der König ihr auferlegte, zu verletzen.

Nach diesem Bekenntniß fühle ich mich gewissensfrei; mögen die Zeitungen mich und Gisela kreuzigen in dem Willen der Gnade von dem Euer Majestät sagen, sie ruhe nicht mehr in den gesalbten Händen des Königs! — ich darf nicht fragen warum? Aber das Schwerdt gibt der Held nicht aus Händen, er hält es fest in der Faust geschlossen bis in

den Tod. Die Gnade ist das Machtschwerdt des Königs, mit dem er sein göttliches Vorrecht bewacht. Die Gnade ist der reine Spiegel, in dem der böse Wille seine Ohnmacht vor dem guten Genius erkennt.

Euer Majestät
unterthänige
Bettine Arnim.

Berlin, am 17. Juli 1849.

21.

Euer Majestät

halte ich mich verpflichtet anzuzeigen, daß die Gerüchte, welche hier sowohl in öffentlichen Blättern als auch im Munde der Gesellschaft über Gisela und mich in Umlauf sind, von uns **nicht** veranlaßt wurden. Im Gegentheil habe ich den lügenhaften und verfänglichen Behauptungen, mit denen man bis zu mir drang, daß man es aus dem Munde des Königs selbst wisse als einer entschiednen Unwahrheit widersprochen und ich bitte Euer Majestät diesen Gerüchten keinen mich bezeihenden Glauben zu gewähren, denn wenn man solche Dinge gegen mich aus der Luft greifen mag, so müssen sie einen Grund haben und dieser kann doch gewiß nicht zu meinem besten dienen sollen.

Euer Majestät
unterthänige
Bettine Arnim.

Zelten 20. Juli 1849.

Daß der König auf den ersten und zweiten Brief antwortete, geht aus dem zweiten und vierten Brief Bettinens (oben S. 149—51 und 153—55) hervor. Ueber die beiden Antworten selbst belehrt ausführlich folgende Einzeichnung Varnhagens:[1])

„Gleich nach dem Essen stürmt Bettine von Arnim herein. Ein Brief von drei enggeschriebenen Seiten an sie, vom König!

[1]) 11. Juli 1849. Tgb. VI, 260 ff.

Aus Sanssouci vom 9. (Er setzt bei dem Ortsnamen sieben Ausrufungszeichen in Parenthese.) Dieser Brief ist das Anmuthigste, Geistreichste, Herzbewegendste, was man sich denken kann, aus seinem Innern heraus geschrieben. Er freut sich bitter, daß sie doch noch auf den Mann vertraue, den sie verachte! Er wolle gern alles thun, aber er könne wenig, er sagt, was der König sei, was die Minister, er finde keinen, der ihm die Begnadigung Kinkels unterzeichne. Auch habe er seinem Bruder und den Generalen alle Vollmacht ertheilt, die Gesetze zu vollziehen; doch wolle er an den General Grafen von der Gröben schreiben und dem seine Begnadigung ans Herz legen. Eiskalt habe es ihn überlaufen, als er im „Staatsanzeiger" gelesen, daß Kinkel schon erschossen sei, indeß habe er sich bald besonnen, daß die Nachricht nicht richtig sein könne. Er brauche den Brief der Frau Kinkel. Er lobt Gisela. Und mehr dergleichen; alles in bewegter treffender Sprache".

Ueber den zweiten Brief heißt es an derselben Stelle: „Heute kam ein zweiter Brief, er werde schreiben, aber er könne den Erfolg nicht verbürgen, verlangt aber unverbrüchliches Stillschweigen über die ganze Sache. Nun jammert Bettine, daß außer mir — dessen sie sicher sei — auch Hr. v. D. es wisse; daß sie es an die Frau Kinkel, ich an Hrn. von Kleudchen geschrieben habe — was zwar dringende Nothwendigkeit war — ; daß aber auch hier der Prof. von Henning (der!!) darum wisse, weil der ebenfalls angeregt worden durch Frau Kinkel, etwas für die Sache zu thun; daß Friedrich Förster sich rühme, unterrichtet zu sein;[1]) daß Kopisch und Lauer[2]) die Frln. Gisela in Sanssouci gesehen!

---

[1]) Das sind also die „Ergründungslistigen", die sie zu ihren Widersachern zählte. Henning ist der bekannte Philosoph, mit Goethe befreundet, Vertheidiger seiner Farbenlehre, Friedrich Förster der oft erwähnte preußische Historiker.

[2]) G. v. Lauer, Militärarzt gestorben 1889, seit 1844 Leibarzt des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers.

Ja da ist nun nichts zu machen, als alle zu bitten, sie möchten schweigen, was sie gewiß nicht thun werden. — Beide Briefe machen dem Könige große Ehre als Schriftstücke, zeigen aber auch seinen inneren Grimm gegen das konstitutionelle Wesen, und er meint, ein konstitutioneller König zu sein!“

Die Zeitungsnachricht, die von Bettine erwähnt und von Varnhagen[1]) angedeutet worden, lautet so: Neue preußische Zeitung 13. Juli 1849: „Seine Majestät der König wurde in diesen Tagen in Sanssouci von einer jungen Dame angesprochen, welche eine Bittschrift in der Hand sich in der Reihe der übrigen Bittsteller befand. Der König nahm die Bittschrift und fragte nach dem Namen der Dame. Die Antwort lautete: G. v. A. und die Bittschrift, zu deren Trägerin sie sich gemacht, flehte um Gnade, Gnade für — Kinkel“. In der Nummer vom 19. Juli 1849 hieß es in derselben Zeitung: „Eine hiesige Zeitung erklärt die Nachricht von G. v. A. aus guter Quelle für unwahr; dagegen behaupten wir unsere Nachricht aus bester Quelle zu haben“. Wie sehr gerade diese Zeitung gegen Kinkel Stimmung machte und dadurch des Königs Ansicht beeinflußte, geht aus einem gleichfalls von Bettine angedeuteten Artikelchen derselben Zeitung vom 14. Juli hervor, in dem Kinkels Gottlosigkeit betont wurde. Er habe „in der preußischen Nationalversammlung mit anderen stets aus Herzensgrunde gelacht, sobald ein Redner das Wort Gott brauchte und sich auf das Christenthum berief“.

Von einem dritten Brief des Königs vom 16. Juli giebt Varnhagen Band VI, 272 ff. 18. Juli 1849 folgenden Bericht:

„Mein theurer Gröben[2]) hat mir den Brief der von Gott abgewichenen Frau geschickt“ — in der weiteren Wendung wird

[1]) Seite 263 13. Juli.

[2]) Der schon oben erwähnte K. von Gröben war damals Generalleutnant und commandirender General des zweiten Corps der Rheinarmee.

sie als die „Verzweifelnde“ [1]) bezeichnet, und dann heißt es weiter: „Was ich nicht ahndete, ist, daß Graf Gröben gar nicht die Strafgewalt hat; wer sie aber hat, sagt er nicht, und weiß ich nicht. Das ist die reine Wahrheit, wenn Sie, gnädige Frau, dahinter auch eine feige Intrigue von Herodes bis Richelieu und Talleyrand vermuthen mögen. Ob ich mich noch einmal rege, da wo ich die Regung mir wohlüberlegt abgeschnitten habe, werd' ich überlegen. Ich verspreche nichts. Ehe ich versprach, konnte ich vieles halten, seit ich aber (seit sechszehn Monaten!!!!) [2]) versprechen muß, wird es mit dem Halten schwer. Vi bacio la mano. Fr. W.“

Auch nach Bettinens vierten Brief lief eine Antwort datirt 22. Juli ein, über die Varnhagen VI, 281 23. Juli berichtet:

„Der König sagt darin, er habe ihr schon früher antworten wollen, sei aber durch Unabweisliches gehindert worden; da er ihr Versprechen habe und den ehrlichen, lieblichen Blick Gisela's, so sei er sicher und das Gerede scheere ihn nicht; seitdem aber habe er aus erster Hand von einem früheren Jugendfreund Kinkel's eine mit demselben gehabte Unterredung zu lesen bekommen, bei der sich ihm das Haar gesträubt; der Unglückliche bekenne darin seinen Abfall von Christum (sic) „ach! was sage ich! seinen Abfall von dem Begriffe Gottes“, und beweise die Unmöglichkeit der Rückkehr aus dem Ebräerbriefe, Kap. 6. V. 4—6. Das Mark in den Gebeinen erfriere ihm vor solchen Aeußerungen (in dem Briefe steht noch, Bettine lächle vielleicht nur dabei!); man müsse den Unglücklichen — hier sind mir die Ausdrücke entfallen — den Eingebungen der Seele derer überlassen, die über ihn zu richten haben, oder der „unbarmherzigen Schwäche schwerttragender Männer“.

[1]) Mit den beiden Ausdrücken ist natürlich nicht Bettine, sondern Johanna Kinkel gemeint.

[2]) Hinweis auf die Märztage 1848.

Zur Erwiderung auf die letzte Epistel des Königs sammelte Bettine Material, wofür Varnhagen ihr behülflich war.[1]) Zum Dank dafür erhielt er Kenntniß von dem durch Bettine abgesandten Schreiben. Dieses lautet so:

22.

Allergnädigster König

Ich weiß nicht, ob es darauf ankomme, den Lutherischen Glauben und Luthers Gesinnung auf die mögliche Begnadigung eines Verurtheilten anzuwenden; daß aber Euer Majestät Gewicht darauf legen, bezeichnet mir das zuletzt emfangene Schreiben, es wird daher nicht unschicklich sein, hier anzuführen, was in dieser Beziehung den Willen der Begnadigung in Euer Majestät unterstützen kann.

Das Ruhmwürdigste im Preußischen Lande, besonders unter Euer Majestät Regierung, ist die vollkommene Religionstoleranz; in diesem Lande begleitete Kinkel kein Amt, was ihn an irgend ein Symbol, irgend ein Verstandesjoch fesselte. Mit Luther einstimmig über das Recht, mit eignen Augen auch in Religionssachen zu sehen, verließ er eine Laufbahn, in welcher Einförmigkeit des Glaubens und seiner Auslegungen Gesetz sind, er genießt folglich wie jeder Andersglaubende das Recht, auch über Gegenstände der Religion zu denken, wie er kann und öffentlich zu sagen, was er denkt, — wieviel mehr in einer Privaterklärung an seinen Freund! — Erlauben Ew. Majestät hier Stellen aus Luthers Schriften anzuführen, in denen ich nicht unbewandert bin und die das Obige unterstützen.

„Da ich jung war, gewöhnete ich mich zur Biblia; danach erst las ich die theologischen Scribenten, aber ich mußte sie

[1]) Tgb. VI, S. 282, 292.

zuletzt alle von mir thun und mußte mich mit der Bibel würgen; denn es ist viel besser mit eignen Augen sehen als mit fremden".

„Es wird niemals ein Concilium, da die Leute zusammenstimmen sollten, das lässet Gott nicht zu, weil er selbst will Richter sein und will nicht, daß Menschen richten, noch entscheiden, noch einander Rüge geben sollen!"

„Es muß zuletzt noch dahin kommen, daß man einen jeglichen lasse glauben, wies er in seinem Gewissen weiß zu verantworten vor Gott".

Von einem Prediger Witzel sagt Luther: „Er hält hinterm Berg, darum sind seine Reden kälter wie Eis. Wie es einem ums Herz ist, so soll ers sagen".

„Denn wer Gott fürchtet in allerlei Meinung und Volk und seiner sich annimmt, der ist Gott angenehm".

Klopstock in seinem Greisenalter. „In dem, was dem Menschen am theuersten ist, in seiner Verbindung mit seinem Erzeuger, darin erkühnest Du Dich, mir meine Freiheit zu nehmen". — Die Worte aus der Bergpredigt Matth. 5: „Seelig sind die Barmherzigen" ꝛc. und „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet", sollten im christlichen Sinne das ganze Thema erledigen, auch hat die katholische Kirche, die doch sonst nicht blöde ist und viele Menschen selig gesprochen hat, der ewigen Gnade nie so weit vorgreifen wollen, einen bestimmten Menschen verdammt zu sprechen und Christus hat selber gesagt, daß viele, die seinen Namen anrufen, von ihm nicht erkannt werden, woher aus von selbst erfolgt, daß viele, die seinen Namen verläugnen (eben weil es nur der Name ist) von ihm aufgenommen werden.

Könnte ich die sämtlichen Evangelien und Episteln des Neuen Testaments zusammenschmelzen zur wahren Feuertaufe der Begnadigung in Euer Majestät für alle Bedürftigen,

dann hätte ich die Ueberzeugung, auf die christliche Gesinnung in Euer Majestät in rechter Weise gewirkt zu haben. Ich vermag es nicht und muß abwarten, ob Gott die Gluth der Barmherzigkeit in Ihnen anfache! — Was mich bewegt, dies Alles zu berühren, ist das Bewußtsein, daß höhere Naturen sich nie herablassen, dessen, was ihnen stöhrend sein kann, durch Verfolgung und Vernichtung sich zu entledigen. Auch weiß ich, daß Todesurtheile denen, die sie zulassen oder von denen sie ausgehen, eine Härte und Ueberreiß zurücklassen, der die Seele ängstigt und endlich zum Blutdurst reißt, aber wer sie abwehrt, der gewinnt an Kraft, seiner Leidenschaften Meister zu bleiben und die Seelenruhe und die Milde sind seine steten Schutzengel, die jeder Ueberwältigung des Bösen wehren.

Was ich hier zu Gunsten des Mannes anführe, den ich weder persönlich näher kenne, noch seinen Prinzipien anhange oder seinen Talenten huldige, ist aus menschlichem Intresse geschehen, denn ich möchte alle Menschen gerettet sehn und aus geistigem Intresse für den König! — Zweimal nur hab ich jenen Mann gesehn, von seinem Verhalten in den Kammern weiß ich wenig, da ich keine Zeitungen lese! von seinen revolutionairen Bewegungen weiß ich nur, was ich jezt im möglichen Rettungsversuch zu erfragen suchte, nemlich, daß er im Mai steckbrieflich verfolgt wurde wegen revolutionairer Umtriebe im Siegkreis, daß er um diesen Steckbriefen auszuweichen, nach Baden gerieth, wo er in den unglücklichen Aufstand sich verwicklen ließ. Andere wissen ihm noch mehr Böses nachzusagen, die sind aber nicht mit dem Gott der Gnade, der diese in des Königs Hände legt und ihm Gelegenheit giebt, der Reaction die Stirne zu bieten, die hinter die Königsliebe sich verschanzt, um den König in seiner höchsten Würde der Begnadigung zu überwältigen. — Diese sind nicht mit Gott, so sehr sie sich an seinen Richterstuhl anlehnen. Schergen sind sie, die

Gott verachtet! Ich aber erkühne mich in seinem Namen diese Begnadigung von Euer Majestät zu fordern. Kein Menschenblut soll mehr der rächenden Strafe geopfert werden! Auf wen fällt denn das Unseelige dieser schrecklichen Ueberwältigung moralischer Anforderungen? — Wenn ich Euer Majestät recht verstehe, so fällt sie schwer auf das Herz des Königs — in die Wagschaale seines Gewissens. Wer wagt diesem entgegenzutreten? Dem Königsgewissen etwas aufbürden wollen, wer wagt das? Ja im Namen Gottes fordere ich Euer Majestät auf, die Schwierigkeiten allseitiger Begnadigung zu beseitigen, dieser reactionairen Königsliebe zum Trotz, die des Königs Gewissen antasten will, und ihm Schwierigkeiten machet, das Herrscheramt, die Königswürde, wie es seiner Aufgabe entspricht, zu behaupten! Heute wo ein heiligster Act, ein Uebertritt in die glänzendste Zukunft von Euer Majestät gefordert wird, von Gott und soviel durstenden Herzen! — Versagen Euer Majestät es nicht um irgend eines irdischen Grundes willen! — Den himmlischen Grund, den hier Gott als Strahlenkranz um Ihr Haupt flechten will, um frühere Leiden zu vertilgen, den wollen Euer Majestät nicht mit Füßen treten! —

Lasse doch jene verstockten reaktionairen Königsliebenden die den König aus großem Aberwitz selbst zermartern, indem sie seine Feinde verfolgen, sich verwundern, daß man endlich das Unmenschliche, Unsinnige verwerfe und der Weisheit, der Menschlichkeit huldige! — Alles, ja Alles könnte durch die Hand des Königs geschehen, was das Schicksal jetzt mit furchtbarer Gewalt in einer Sündfluth des Blutes erringen muß! — Ja heute! — nach dem Sieg könnte der erste Morgenstrahl einer ersehnten Zukunft aufgehen! — geweckt durch die Macht der Gnade, die im König ruht! — Was wissen jene Reactions-Menschen, welche mit ihrer Ehre prahlen, wie mit ihrem

klappernden Degen und mit ihrem Gewissen, wie mit ihrem hölzernen Gesetz und von Gnade sich einbilden, es seien nur Vortheile, die ihnen gebühren für ihre Königsgnade! — die dem Herrn des Weinbergs auf die Finger sehen, daß er ihnen das Meiste gebe und nichts den andern! und doch sind diese grad an allem schuld! — Diese Menschen, denen kein Gefühl ins Herz geschrieben, weder der Kinder- noch der Gattenliebe, sie sollten statt die Königsgnade zu bekämpfen, doch lieber jener Gans gedencken, die sich in Jupiters Schoos flüchtete, als die beiden Alten sie dem Gott schlachten wollten. — Der Gott versagte sich die Mahlzeit und rettete die Gans, dem gastlichen Paar aber schenkte er langes Leben und spät erst einen sanften Tod, Einer in des Andern Umarmung. — Diese aber, die den Tod eines Menschen (dem man mit kühnem Vertrauen einen Schutzort unter des Königs Gnadenmantel fand) durch Zeitungs-Artickel herbeihetzen, diese haben keine Liebe, weder zum König, noch als Gatten, noch als Eltern, da sie es als nichts achten, ein Familienhaupt durch ihre übermüthigen Einwendungen zum Schaffot zu drängen! — Wenn ich mir nun den Arnim denke, der früh seinen Kindern und mir entrissen ward. Und der läg im Kerker getrennt von seinen Kindern und jeder Tag rückte ihn seinem blutigen Ende näher! — einmal ist er ohnmächtig geworden, da er ein Kind fallen sah, so zart ist die Vaterliebe, so tief greifend, daß ein starker Mann die Besinnung verliert, wenn er fürchtet, das Kind habe Schaden genommen!

O ich mag von diesen Königsfreunden nichts wissen, die so hoch stehen, im Vertrauen des Königs, daß sie durch zweideutige Reden und böse Auslegungen ihn seinen bessere Freunden abgewendet haben und ebenso leichtsinnig ihn von seinem bessern Besinnen, von seinem Großgefühl zu unköniglichen Thaten, die ebenso gewöhnlich sind, herabdrücken wollen!

Gott bewahre mich vor meinen Freunden, gegen meine Feinde will ich mich schon selbst schützen, kann auch der Unglückliche sagen, dessen Christgewordner Freund, unterdessen er im Kerker liegt, solche vertrauliche Reden preißgiebt! die da nachweißen, daß er Christo verlassen haben; während Kinkel im Kerker den dritten Theil der Christlichen Kunstgeschichte vollendet, woran nur noch wenig fehlt — ebenso ist der zweite Band ganz fertig. Er hat sich also doch mit christlich wissenschaftlichen Fragen beschäftigt, dieser Gottesläugner, während der Christgewordne Freund ihn verrieth, was eben so unchristlich ist als nicht an Gott glauben! —

Dies Alles wage ich hier vor Euer Majestät auszusprechen, weil ich in Ihre Menschlichkeit einen bisher noch nicht erschütterten Glauben habe! — Dies Werk der Gnade, in Euer Majestät Hände gegeben, hat seine große Bedeutung, seine heiligen Zwecke, für deren Wahrheit bürgt die ganze Zukunft! — — Oestreichs übereilte Hinrichtungen waren kein Werk der kalten Vernunft, von religiösen Gründen war dabei nicht die Rede, es war nur ein Fehlgriff gegen die Fortdauer der Revolution, die schnell mit dem vergossenen Blut sich einwurzelte. Aus Rohheit, aus Leidenschaft und Furcht hat man diese mörderischen Hinrichtungen begangen; ein starck und kühn und schnell wollender Monarch würde einen glorreicheren Zweck erreichen, wollte er den Mantel der Gnade soweit ausbreiten, als er sich Macht fühlte, dazu! Sein Ruhm würde wahrlich nicht zerfallen, wie der von Oestreich! —

Ich glaube nicht, daß ich das Recht habe, vor Euer Majestät so zu sprechen, ich weiß auch nicht, wie ich dazu komme! — Alles Geschehen wird von selbst, wie die Gestirne wandlen, wie die Zeiten hinter einander herbei und vorüberschreiten. Hinter Euer Majestät wird ein Anderer kommen und möge er die Fußtapfen seines Vorgängers küssen! — Aber die Zeit

von heute ist die Zeit der Ideale und keine anderen staatlichen Ansichten sind mehr pracktisch. Das Ideale ist allein thunlich und Wurzelfassend, weil es allein nach allen Seiten hin gerecht und auch nachsichtsvoll vermittelnd ist! — Und Euer Majestät waren dazu berufen, diese höhere Epoche anzubahnen. Es ist nicht geschehen, weil keine Männer da waren, die dies pracktisch fanden, ihre Operationen waren Maschinenmäßig, statt lebendigen Gefühls. — Ich breche ab! — Wie komme ich dazu, so vertrauliche Reden vor Euer Majestät zu führen, die aus der Mitte des Herzens hervorkeimen? Da man vor Fürsten doch nur auf hölzerne Weise zu sprechen erlaubt findet, und auch nur das Hölzerne als Vernunftgemäß anerkennt! Es ist nicht Ambition, ich habe von Natur keine Ambition — nein gar keine! — ich habe nie nach Verhältnissen getrachtet, die mir Glanz gewährten, meine Verhältnisse zur Menschheit waren viel heimlicher, viel inniger in ihren Beziehungen. Meine Lieb zum Goethe war nicht, weil ich mir ihn als großen Mann dachte, sie entsprang daher weil er vor mir verläumdet ward und sonderbar genug — bestand diese Verläumdung darin, daß man ihm nachsagte, er glaube nicht an den Teufel — und weiter sagte man, er sei ganz schlecht und solle doch nicht verlangen, daß man ihn für einen Christen halte und er verdiene gar kein christlich Begräbniß. Ich hörte dies alles sagen in einem Kreis wo es für mich nicht schicklich war mitzusprechen! ich war damals 13 Jahr alt. — Was hätte ich auch sagen sollen! — Ich hörte da zum ersten Mal ihn nennen, ich wußte nicht, daß er Dichter war — ich wußte gar nichts von ihm! — ich war eben aus dem Kloster gekommen, wo man auch nichts von ihm wußte, — aber an den Teufel glaubte man — es war ja dort eine Bank zu sehen mit einem Brandmahl von des Teufels Pfote, als er eine abtrünnige Nonne in die Hölle entführte! Von mir kann

ich nicht sagen, was ich über diesen Gegenstand des Glaubens dachte! Denn wer nicht zweifelt, der denkt nicht! Nur eins bemerke ich hier, daß diese Verläumbung, er glaube nicht an den Teufel, mir keine Sorge machte. Als man aber weiter sich erzählte, er habe ein böses Herz, er sei ganz häßlich geworden und habe ein gemeines Ansehn, der Adel seiner Gestalt sei verlohren gegangen, da sagte ich zu mir selber: Es ist nicht wahr, was die dort sagen! — Von der Zeit an war er der Gegenstand meiner heimlichen Betrachtungen! — Und viel ließe sich darüber noch sagen! — Euer Majestät werden es auch so verstehen!

Mein Charackter entwickelte sich durch dies Phenomen, einen Mann so herzlich zugethan zu sein, blos weil ihm war Unrecht gethan worden in meiner Gegenwart. Seitdem fragte ich mich bei Allem, was ich unternahm, ob es ihm auch gefallen würde!

Als ich Euer Majestät zum ersten Mal sah — Sie waren noch sehr jung — ich dachte gar nicht, daß es der Kronprinz sei, der dort zwischen hölzernen Adjutanten, wie ein junger Blüthenbaum, zwischen zwei Stangen schwankend dem Orgelspiel des Abbé Vogel zuhörte, ich sah nur die anmuthige heitere Lebhaftigkeit — und ohne darüber nachzudencken — meine Phantasie spielt hier der Wahrheit keinen Streich — ja ohne zu denken wer es sei, war ich eben so plözlich, ebenso unabweißlich ihm hingegeben, wie damals dem Verläumbeten Goethe! Was ich von andern erwähnen hörte, war ein Widerspruch von meinem Begriff von ihm und erregte meinen Unwillen! — Es ist immer frech, einen Fürsten zu loben! Lob ist Geringschätzung der Kräfte desjenigen, dem man dies Lob zollt. — Es heißt soviel als: Du hast meine Erwartung übertroffen und beweißt also wieder, daß der Lobende eine niedrige Seele hat, die sich auf keinen er=

habenen Standpunkt des Wirkens zu schwingen vermag. Und so war mir denn alles Lob im Mund der Speigellecker zuwider, bei einer Natur, wie die des Kronprinzen.

Wie lieblich war mir Berlin damals! Wie heiter, wenn die Sonne hochstand und ich ging durch den Schloßhof, wo ich mir dachte, dort wohne Einer, der frei und groß sich über alle Schicksalslagen erhebe! und damals in den ersten Regierungsjahren waren Tage, wo ich dem nicht widerstehen konnte, in seiner Nähe mich zu befinden, begleitet von irgend einem bescheidnen Freund durchwandelte ich an Mondabenden die Gärten von Sanssouci. Da hatte ich Gedanken, die mich ergötzten, und Schicksalsahnungen, von denen dachte ich, es sei mein Beruf, Gedanken auszutauschen mit dem König! — Was war dies Alles! — War es ein böser Engel, der diese Gedanken in mir weckte? — Wer durfte das behaupten! Hatte ich Böses im Sinn? — So gering auch meine Berührungen waren mit dem König — mir war nichts gering — es nährt meine Seele und war mir Ersatz für Alles. An den Hof wollte ich gar nicht gehen, ich hatte den festen Glauben an eine Sympathie des Königs mit mir, es sollte nichts feindlich dazwischen treten durch böse Nachreden, die mir allerdings auf dem Fuß gefolgt sein würden.

Heute wie ich eben nachdenke über die Bemerkung im lezten Schreiben von Euer Majestät, von dem Pantheistischen Hang des Mannes, der seiner Begnadigung Eintrag thut. Daß nemlich Ihnen das Mark in den Knochen erfriere, wo bei mir wahrscheinlich mein Herz erwärme, fällt mir diese schimmernde Vergangenheit wieder ein — So sehr bin ich also fehlgegangen in meinem Denken und Wollen!

Wie gut wars, daß ich meine Sehnsucht bezähmte! Dann würden diese Träume noch viel früher geendet haben! Und der Hallo über mich, dem König mich zu nahen?

Im Traum, da hatte Er Lust zu gewähren, mit leichter Hand schüttelte er den Zweig, der über ihm schwebte. Er machte keine Bedingung, er frägt nicht, soll ich oder soll ich nicht? Er giebt mit leisem Lächeln und meint nicht Dank zu verdienen. Nein, er will nichts Verletzendes thun, wenn er gewährt. Das ist so mein leztes Träumen, das eben beim anbrechenden Tag verschwebt! — Die ganze Nacht geschrieben und gedacht!

Geliebter König! — so redete ich in vergangner Zeit Euer Majestät an. Ich fühle — es hat sich seitdem manches dazwischen gedrängt und wird auch zukünftig manches anders erscheinen, als es wirklich ist! — Wenn aber Euer Majestät meinen, daß ich je ein andres Intresse gehabt als das Ihrige in allen Anliegen, so geschieht mir Unrecht. — Weil auch das Geringscheinende auf große Weise geschehen soll, so war es mir immer am wichtigsten für den König und die Bitte für den Gefangnen um Gnade ist auch für das Gewissen des Königs, daß es hell und Wolkenloß zum Himmel hinansteige — Und nicht dieser Gefangne, aber Allesamt sollen die Glorie Ihrer Großmuth Schüz und stüzen. Und ich dachte das Leben sei nur ein kurzer Tag und wie bald die Nacht hereinbricht, die einem andern Tag vorangeht und ich dachte, es wäre schöner als Alles, wenn der Nachruhm einer verzeihenden Milde das Andenken Euer Majestät verkläre!

Es ist mir nun nach dem lezten Schreiben von Euer Majestät sehr problematisch, ob sich der Zug Ihrer Seele, auf den Sie es ankommen lassen wollen, von Gott zum Guten bewegt werde! und wenn es nicht geschieht, dann fühl ich mich in tiefster Seele betrogen, in allem, was ich so lange hegte! — Und das ist auch sehr traurig!

am 29sten Juli 1849. Euer Majestät
unterthänigste
Bettine Arnim.

Ich bin stolz darauf, dieses Schreiben mittheilen zu können; es ist ein Ruhmestitel Bettinens, wie es deren wenige giebt. Selten erklingt ihr Wort so muthig und kühn, wie die flammende Stimme des Propheten, selten weiß sie so das Herz zu packen, das göttliche Recht der Gnade zu verkünden, die wahren Verehrer des Königs, die ihn als den menschlichsten zu sehen wünschen von denen zu unterscheiden, die bloß in ihm den Blutrichter erblicken. Wie sinnvoll versteht sie es ihr Verhältniß zu Goethe mit diesem Appell an die Gnade des Königs zu vereinen: auch dem Meister gegenüber wäre es zunächst eine Art Kampf gegen seine Widersacher gewesen, der sie ihm näher gebracht habe. Wenn sie auch hier wieder die Begegnung mit Abt Vogler vorbringt, von der sie schon einmal gesprochen (vergl. oben S. 23. 38), wer wollte die Wiederholung tadeln, oder die liebliche Fiction bemängeln?

Wie ein kalter Wasserstrahl wirkte auf die Schreiberin die ausführliche Antwort, die sie vom König erhielt.[1])

An Bettine v. Arnim. Sanssouci 31. Juli 1849.

Als ich meinem letzten Billet die Nachschrift von K's Unterredung hinzufügte, gnädige Frau, war ich auf dem Punkt, ein neues zu schreiben und die Nachschrift fortzulassen „denn sie könnte mißdeutet werden". — Ich that es nicht, da ich mir sagte: „Sie" **kann** mich nicht mißverstehen. — Was soll ich nun sagen? Der ganze Zuschnitt Ihres langen Briefes vom 29t ist Mißverständniß. Die Sache ist zu erschrecklich ernst um hier nicht volle Wahrheit auszusprechen. Ich glaube nicht, daß Sie mich mißverstehen. Ich glaube nicht, daß

[1]) Ein Auszug aus diesem Schreiben bei Varnhagen Tgb. VI, S. 297. 2. August 1849. Man kann bei einem Vergleich dieses freilich mit mancherlei kritischen Bemerkungen durchsetzten Auszugs mit dem Original erkennen, wie genau Varnhagen unterrichtet war und wie treu er das Gehörte wiedergab.

Sie glauben, das Bekenntniß zu Glaube oder Unglaube **könne** mich vom Vollstrecken des Rechts oder von Gnade abhalten. Ich glaube, daß Sie es vollkommen richtig verstehen, ich habe mit der Nachschrift nichts bezweckt, als Ihnen eine interessante Notiz zur Kenntniß eines Mannes liefern wollen, den „nicht zu kennen", Sie sich besonders rühmen. Ihr Brief aber nimmt eine Maske vor. Sie wenden, wider ihr richtiges Verständniß der Nachschrift, dieselbe so, als hätte ich Alba- und Inquisitions-Velleitäten. Das ist nicht schön und nicht recht von Ihnen! Könnte ich bei Ihnen wirklich solchen groben Irrthum annehmen, so würde ich durch denselben recht schmerzlich betroffen sein. Das sicherste Pfand für die Richtigkeit meiner Auffassung, meiner Ansicht von der Maske ist aber der Umstand, daß Sie mir dennoch geschrieben haben — denn gewiß, einem Menschen von dem Sie wirklich glauben, „er könne seine Gnade dem Gottesläugner entziehen und dem Lutheraner zuwenden" würden Sie gar nicht schreiben und unmöglich **so** schreiben. Hätt' ich übrigens Ihr Bekenntniß von dem Ursprung Ihre Goetholatrie gekannt, so hätt' ich den Nachsatz dennoch ungeschrieben gelassen. Der Mann den Sie nur gesehen und gesprochen aber nie kennen gelernt haben, muß Ihnen durch meine Mittheilung erst recht lieb und werth werden. Und das bei Gott ist meine Absicht bei der Nachschrift nicht gewesen. Sie sollte, im vollsten Gegentheil, Ihnen grade deutlich machen, warum dieser Mann der Freund eines Ungeheuers wie d'Ester sein kann, (der feige Mörder wider mich dingt) warum er ein Feind seines Königs und — Wohlthäters ist — !!! — warum er, dessen Blut Ihnen so theuer, das Blut meiner treuen, rührend-tapfern prächtigen Jungen im Heere, **in unehrlichstem Kampfe** vergossen hat. — Ich glaubte, gnädige Frau, daß Sie im vollen Besitz

des heiligen Vorrechtes wären „den Seegen des Entsetzens zu fühlen, wenn ein Sterblicher das Bekenntniß ablegt, er sei wissentlich vom Fürsten des Lebens abgefallen". — —

Verzeihung, gnädige Frau! daß ich mich geirrt habe und Schuld an der Marter bin die Sie sich angethan, einem „blutdürstigen Christus=Anbeter" 8 Seiten zu schreiben.

Das „geseegnete Entsetzen" ist bei mir vorhanden und riesengroß und dasselbe treibt mich allein, ohne meinen Ekel vor dem Blutvergießen: zur Gnade; aus Gründen die Ihnen vielleicht noch aus der Zeit erinnerlich sind, in der man Ihnen im Kloster den Brandfleck des Teufels zeigte.

Aber ich habe es Ihnen schon einmal und zwar, vollster Wahrheit und Ehrlichkeit entsprechend gesagt „Ein Gnaden Brief bedarf zur Gültigkeit (Kraft der Verfassung) der Gegenzeichnung (wenigstens) Eines Ministers" und den finde ich nicht, das weiß ich und ich table die Herren darum nicht, denn was Preußen, Deutschland und die Zeit vor Erst und vor Allem braucht ist das, was Sie gnädige Frau in schwerster Verblendung verdammen: die energischte Reaktion der heiligen Treue wider die wirre Untreue dieser Zeit. Ueberdem (wie ich auch bereits berichtet) hab' ich wohl erwogen, all diese traurigen Dinge lediglich in die Hände der commandirenden Generale gelegt.

Dennoch ist ein Leben Rettendes Mittel vorhanden, aber weder Kinkel noch ein andrer dieser Menschen des Verderbens werden es ergreifen wollen — aus Stolz des Falles. Und Sie werden auch nicht dazu rathen und helfen. Hier ist das Mittel.

Eine eigenhändige, an mich gerichtete und für die Oeffentlichkeit bestimmte Erklärung Kinkels in folgenden 3 Sätzen:
1. Er bekennt feierlich und öffentlich wie sein Verbrechen, daß er seine geschwornen Eide, seine Unter=

thanen Treue, seine Amts-Pflichten und seine Ehre gebrochen und nach göttl. und menschl. Gesetzen den Tod verdient.

2. Er bekennt feierlich und öffentlich, daß er das Alles nicht blos erkenne sondern, daß er es wahrhaftig und aufrichtig bereue.
3. endlich. Er bittet mich, um dieses Bekenntnisses und um seiner Reue willen, ihm das Leben zu schenken.

Ich weiß Alles was Sie dagegen donnern, gnädige Frau. Es ist aber ein Donner der lauter als der Ihres Tadels spricht = Mein Gewissen. Begnadigen wie Sie wollen, um Nichts und wider Nichts ist schön und warm im weiblichen Herzen; bei den Männern die ein gegebnes Amt zu verwalten haben, ist es pure Thorheit. Man hat mich diese Thorheit im Gräuel Jahre 48 viel 1000fach begehen lassen und ich habe mit Recht, die Früchte der Thorheit geerndtet. Ich frage Sie, die Hand aufs Herz, Frau von Arnim, hab' ich Einen Dankbaren mit den vollen Gnaden-Ströhmen von 48 gemacht? und sind nicht Ströhme Blutes der Dank der „Gottähnlichen"! gewesen? Persönliche Beleidigungen kann ich umsonst vergeben und vergessen und thue es fast täglich. Das Antasten und Umwerfen der göttl. Ordnung und des Gesetzes darf ich so nicht vergeben. Gottes Wort verkündet Vergebung nur allein dem Reuigen. So und nicht anders muß nach ihrer gebundnen Pflicht eine Obrigkeit von Gottes Gnaden verfahren. Erfüllt Kinkel eigenhändig und ohne einige Auslassung und Zusätze die oben gestellte Bedingung und zwar ohne Allen Zeitverlust, so glaube ich versichern zu können, daß sein Leben verschont bleibt. Ich weiß nicht ob und von wem er vor Gericht gestellt wird, zweifle aber nicht, daß es geschehen wird. Darum ist Eile, große Eile nöthig. Vielleicht setz' ich auch unter den angedeuteten Umständen die Contrasignatur

eines Gnadenbriefes nicht durch. Dagegen darf, wenn nach meiner Vorschrift gehandelt wird, auch das Urtheil nicht vollzogen werden. Darin liegt die Rettung. Auch irren Sie sich nicht über Folgendes: Eine Berufung auf den König ohne Bekenntniß der Schuld, ohne Reue und ohne Bitte verwerfe ich.

Verzeihen Sie mir noch eine Bemerkung, meine gnädige Frau! Die heilige Schrift, die Sie citiren glaub' ich, die Hand auf's Herz besser zu verstehen und zu deuten als Sie. Ihnen ist sie zum Theil interessantes zum Theil verwerfliches Menschen-Werk. Mir ist sie wirklich, zum Gehorsam verpflichtendes Gottes-Werk.

Der hochbegabten, Geistsprudelnden Frau werde ich meine Neigung, mein Interesse treu bewahren auch wenn dieselbe mir beides entzieht, denn der heilige Trieb, „hülfreich zu sein“ ist ihr unschätzbarer Besitz. Sie sehen Gnädige Frau, daß wir nicht mit gleichen Waffen kämpfen.

gez. F. W.

P. S. Des Concerts des Abts Vogler erinnre ich mich sehr lebhaft. Es war in der Garnison-Kirche anno 1800 oder 1801. Ich war dort nicht von Adjutanten umgeben sondern an der Seite des liebenswürdigen und menschenfreundlichen D. Delbrück, meines Erziehers. Voglers Gewitter auf der Orgel machte mich so bange, daß ich dem Weinen ganz nahe war. Ich war ein sehr häßlicher Knabe, schnitt Gesichter. Die Gewitter Furcht, hat mich vielleicht verschönt. (?) Und doch: Seelige Zeit der Kindheit! —

Beständig unterbrochen, hab ich erst heut, 1. August Abends den Brief zu Ende gebracht.

Das eben mitgetheilte Document verkündet in starken Worten die Indignation des beleidigten Kriegsherrn gegen den Empörer,

den Schmerz des frommen christlich gesinnten Mannes gegen den Gottesleugner. (Vergl. die oben S. 157 gemachte Mittheilung aus der Neuen preußischen Zeitung.) Er spart nicht heftige Worte gegen Bettine als Beschützerin des politisch und religiös Verfehmten. Obgleich Varnhagen abrieth, antwortete Bettine unmittelbar. Sie war ursprünglich nur dann gewillt, die Bedingungen des Monarchen an Kinkel zu übermitteln, falls dieser es ausdrücklich von ihr verlangte.[1])

Bettine v. Arnim an Friedrich Wilhelm IV.

23.

Allergnädigster König!

Das Gnadengesuch für ein Menschenleben, war in dem noch weit umfassenderen Sinn mir wichtig, mich ganz dem Intresse des Königs darin zu widmen, das nicht allein mit der Begnadigung dieses Einen sondern Aller, verbunden ist. Die Macht die Würde und das Glück des Königs sind begründet auf so großes Handlen, daß es dem Volk seinen Fürsten als Führer darstellt der mit reinster Selbstverläugnung ihm voranschreitet!

Ich dachte auch es würde der Paroxysmus gebrochen werden durch dies liebende Erkennen; durch die weisheitsvolle Nachsicht des Königs gegenüber dem Tyrannischen Verfahren aller Orten, von Oestreich,. und dann die Bande der Volksliebe, in dem neubelebten Vertrauen zu seinem Herrscher wieder stärken.

Wenn ich aber den Befehlen von Euer Majestät nachkomme, und die mir angegebenen Bedingungen einer „vielleicht

---

[1]) Varnhagen las dieses Schriftstück am 3. August Tgb. VI, S. 300, charakterisirte es als „schön und stark“, meinte aber, es werde schwerlich etwas fruchten.

möglichen" Begnadigung offenbar werden, so sehe ich im Gegentheil ein Unheil nach dem andern daraus hervorbrechen.

In Bonn, wo die Supplick an den Prinzen von Preußen in achtzehen Stunden zu Stande kam, die, Arndt an der Spitze, 11000 Unterschriften zählte, glaubt man nicht an die Möglichkeit einer Hinrichtung! — Wenn nun das von Euer Majestät vorgeschriebne Gnadengesuch verworfen wird, so würde aus einem politisch unbedeutenden Subject, ein bedeutend gefährliches werden. Von einem erzwungnen Bekenntniß der Ehrlosigkeit aber, stünde zu erwarten, daß diese Lügenhafte meineidige Zugeständnisse der Furcht, auf den zurückfalle, der sie verlangt, und selbst unmöglich an ihre Aufrichtigkeit glauben kann; Und dem Bekenner seiner Ehrlosigkeit, würde sich das Herz mit Galle füllen gegen seinen Begnadiger. Er würde mit der Verzeihung zugleich die allgemeine Verachtung hinnehmen müssen. Hiermit wäre der lezte Trost des eignen Bewußtseins ihm geraubt, und der Werth der öffentlichen Anerkenntniß dieser Begnadigung, wäre in den Augen der Menge für Euer Majestät verloren! — Wird nun der Gefangne Martyrer seines Widerstrebens gegen diese Forderung, dann sehe ich statt dem Segen einer Königlichen Handlung nur Verwünschungen sich aufthürmen und mit Verwüstungen über die Grenzen hinausbrechen, denen dann keine milde Hand mehr wehren dürfte! — Der Zweck, nach der Bibel, nur dem Reuigen zu vergeben, würde unerreicht bleiben, und nichts könnte rechtfertigen, einen Gottesläugner, der nach Ueberzeugung, der am Buchstaben haltenden Gläubigen seiner Seeligkeit verlustig ist; der Hölle früher überantwortet zu haben, als sein natürliches Lebensziel ihm bestimmte, das ihn ja jeden Augenblick diesem verläugneten Gott wieder zuführen kann!

Ja die Dankbarkeit schon für ein neugeschenktes Lebeu, erfüllt das Herz mit der Anerkenntniß der Allgüte! — Rauben Sie ihm diese Wohlthat nicht durch die Verzweiflung in die er gedrängt würde, seinem Weib und seinen Kindern sich zu erhalten durch diese Brandmarkung! — Er würde dies Bekenntniß nicht machen können und auch nicht wollen. Und die Geschichte Robert Blums würde wieder aus dem Grabe erstehen, und alle Hingerichteten würden sich ihm anreihen und das schöne Ehrenkleid von Preußens Herrscher mit Blut besudeln das bisher noch unbefleckt war! — Wer kann die Orkane beschwören! — Wer kann die von ihrem Schicksal überfluteten Völker retten — Wer das Geschick beschwören der Fürsten das unaufhaltsam wie Oreas vom Berg hinabstürzt im Wirbelwind mit fortgerissen im Strome zusammenbrausender dunkler Quellen dahin treiben muß! — Nur der Genius kann es — Der Gütevolle Menschenkenner, der die Fäden der Erfahrung zusammen hält! — Nur der weiß zu richten — zu verzeihen und in thätiger Wirksamkeit zu ordnen, durch Mäßigkeit, Wahrhaftigkeit und durch Menschenwürde und Mitleid! — sein Erwachen in des Königs Brust würde vielem vorbeugen.

Von der Reaction in die Euer Majestät vertrauen, daß sie „für die heilige Treue, gegen die Untreue dieser wirren Zeit kämpfe" — von der meine ich; daß ein Ungeheuer ihr im Hinterhalt lauere, welches Euere Majestät zu Manchem gegen die eigne bessere Ueberzeugung drängt, aber keines-Wegs in solchen zweifelhaften Erfolgen ihres bösen Einflusses der Person des Königs schützend zur Seite steht! — aber mit verborgnen Mitteln gegen seine Regententugenden anstürmt! — Soviel ist gewiß: Man ist sehr eilig dem König das Schlimme und Erbitternde mitzutheilen, und selbst wenn die Schminke der Wahrscheinlichkeit erblaßt ist für jeden unbefangnen Zuschauer, so ist doch keiner der dem König sage,

daß die ihm mitgetheilten Facta Unwahrheit waren. So hat denn auch keiner Euer Majestät gesagt daß D'Ester, der ein Ungeheuer in jeder andern Beziehung sein mag, dennoch nicht der war, der Mörder gegen Euer Majestät gedingt hatte, sondern daß es eine Fabel war, um den Widersacher der reaction eingesperrt halten zu können! ich würde dies nicht berühren, aber da das Schreiben des Königs selbst sich darüber ausspricht, so würde es Feigheit sein die Wahrheit nicht zu erwähnen.

Sollte nun nach Allem was ich hier zu Euer Majestät Erwägung darlegte, Sie dennoch bei der Meinung verharren daß dem Gefangnen die Mittheilung gemacht werde, wie sie in dem mir zugekommnen Schreiben ausgedrückt ist; so bedarf es einer zweiten Aufforderung. Sollte diese nicht erfolgen so würde ich schließen, daß die begütigenden Tugenden von Euer Majestät einen gnadenreicheren Weg eingeschlagen haben.

Anno 1801 war ich noch im Kloster, und wußte nichts vom Abt Vogler, und nichts von tausend verborgnen Thorheiten der Begeistrung die in dem Schreiben des Königs als solche zurück gewiesen werden. Es war anno 1815 oder 1816 kurz vor seinem Tode als er von Darmstadt aus durch Berlin reiste; aber es kann möglich sein daß es nur eine Phantasmagorie war!

Euer Majestät

Zelten am 3ten August 1849.

unterthänige

Bettine Arnim.

Man wird Varnhagens oben angeführtes Urtheil, das eben mitgetheilte Bekenntniß sei schön und stark, wohl unterschreiben müssen. Es zeugt von großer Kühnheit, dem König von Preußen gegenüber an die gewiß von ihm gebilligte Erschießung von Robert Blum und an alle die übrigen schon erfolgten Todesurtheile zu erinnern, es bewies bedeutenden Muth, der auch sonst bekannten aus

religiösen Erwägungen herstammenden Ansicht des Königs[1]) entgegenzutreten, einen Angeklagten durch die Abgabe seines Ehrenwortes bei eventueller Verletzung zum Wortbrüchigen zu stempeln. Wie energisch sie darthut, daß ein wahrhafter Mann ein solches Bekenntniß nicht unterschreiben könne, wie lebhaft sie den König bestimmen will, sich der Reaction zu entziehen, wie muthig sie selbst eine vom König angebrachte thatsächliche Mittheilung bekämpft! Nur ein Nachtrag zum vorigen Schreiben ist das folgende, das keiner weiteren Bemerkungen bedarf.

24.

Allergnädigster König [6. Aug. 1849.]

Ich weiß nicht ob meine Beantwortung vom 3. August auf Euer Majestät Schreiben vom 31. Juli, welches aber erst am 2. August, in meine Hände gekommen war, an Euer Majestät gelangt sein mag! — Beifolgendes Gnadengesuch, welches ich eben erhalte,[2]) um es Euer Majestät zu Füßen zu legen und das an mich gerichtete Schreiben der Frau werden Euer Majestät beweißen, daß die Todesangst derselben auf das Aeußerste getrieben wird und der Rettungswille Euer Majestät durch die, welche Licht darüber geben könnten, vollkommen geläugnet wird.

Was das unterstrichne Wort betrift der König habe versprochen, sich für Kinkels Leben zu verwenden, so ist das von mir blos in Folge des am 4. Juli an mich ergangnen Schreiben von Euer Majestät noch an demselben Tag an die Frau Kinkel gemeldet worden (also noch vor dem Verbot irgend etwas zu versprechen) und bezieht sich auf die Stelle in Euer Majestät Schreiben:

---

[1]) Vergl. mein Buch: Das junge Deutschland und die preußische Censur. Berlin 1900, S. 214 fg.

[2]) Liegt nicht bei.

„Ich habe nicht Unrecht und vor Ihnen habe ich Recht, wenn ich auf Mittel der Rettung denke, ich weiß keins, aber ich suche es".

Ich schrieb dies aus Furcht, es könne noch zwischen den Willen der Gnade sich eine Uebereilung des Kriegsgerichtes drängen! Denn ich konnte nicht ahnen, ob diese Hinrichtungen mit Bedacht oder übereilt geschehen, da Euer Majestät in demselben Schreiben mir äußerten:

„In diesem Augenblick wird mir der Staatsanzeiger gebracht und mir wurde Eiskalt, wie ich die Nachricht von Kinkels Ende darinnen gelesen! Aber ich erwärme mich wieder, da ich mich bestimmt zu erinnern glaube, daß Frau Kinkels Brief an Ihre Tochter von späterem Datum ist".

In Folge dieser von Euer Majestät ausgesprochnen Zweifel schrieb ich damals an die Frau jene omineusen Worte: Der König hat versprochen, sich für Kinkels Leben zu verwenden. Verzeihung, wenn es übereilt war. Indessen sagt ja auch das Schreiben der Frau, daß die Officiere, in deren Händen das Urtheil sei, nichts davon wissen wollen, daß der König sich auf irgend eine Weise für den Aufschub des Urtheils erklärt habe. In diesem verwirrenden Dunkel sehe ich mich gezwungen, der Frau beifolgendes Schreiben in diesem Augenblick zu übersenden. Euer Majestät werden darin erkennen, daß es immer noch in Euer Majestät Händen liegt, auf eine beschwichtigenden Weise diese Sache zu beenden.

Euer Majestät
unterthänige
Bettine Arnim.[1])

---

[1]) Das beiliegende, gleichfalls undatirte Schreiben an Johanna Kinkel theilt wörtlich die von dem König gestellten Bedingungen mit, — sie seien ihr „aus einer Hand zugekommen, in die ich vertrauen darf, daß Wort gehalten werden muß", beschwört die Adressatin, Kinkel zum Eingehn auf die Bedingungen zu veranlassen und versichert, daß viele diesen feinen Schritt billigen werden.

Ueber die Antwort des Fürsten ist man aber ausschließlich auf Varnhagen angewiesen, der[1]) Folgendes mitzutheilen weiß:

„Bettine von Arnim war bei mir mit einem Brief der Frau Johanna Kinkel, mit zwei neuen Briefen des Königs — der eine aus Stettin, der andere aus Sanssouci — und mit dem Entwurf ihrer Antwort. Kinkel lebt noch, man will ihn zur schmachvollsten Demüthigung bringen, dann soll er am Leben bleiben; von den harten Bedingungen will der König den Ausdruck „Ehre" nachlassen, gegen diese gefrevelt zu haben soll Kinkel nicht sagen müssen; dabei geht er auf Erörterung der alten echten und der falschen neueren Ehre ein, mit römischen und biblischen Citaten! Er sagt wieder, er könne Kinkel'n als König nicht begnadigen, er habe sich des Rechts begeben, und sagt doch jedenfalls, wenn jene drei Bedingungen erfüllt würden, solle Kinkel am Leben bleiben; er habe dem Prinzen von Preußen und den Generalen jene Bedingungen gestellt für alle Preußen, die vor das Kriegsgericht dort kommen; bei Dortu[2]) sei es zu spät gewesen, der sei auch in Unglauben und Abfall dahingefahren, doch sei dessen Vater noch schuldiger, da er ihn auf jene Bahn geführt. Ich konnte in der Eile den ganzen Inhalt dieser zwei Briefe nicht genauer auffassen. Bettina eilte sehr und verließ mich in Eifer, Unwillen und Gram. —"

Noch das stand in dem letzten Briefe, daß d'Ester[3]) Meuchelmörder gegen den König gedungen, dies sei so gewiß, als daß der Fischer fischt, der Jäger jagt 2c.

---

[1]) Am 7. August, Tgb. VI, S. 306.

[2]) Der Genannte, der aus Potsdam stammte, war am 4. August erschossen worden. Vergl. Varnhagen VI, S. 301.

[3]) Daß Dr. d'Ester in Köln abwesend wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt wurde, auch das Urtheil an den Schandpfahl angeschlagen werden sollte, meldet Varnhagen Tgb. IX, 418 (25. Nov. 1852).

„Einen strengen und vortrefflichen Brief" nennt Varnhagen am 8. August das letzte Schriftstück in der Kinkelschen Angelegenheit, das so lautet:

25.

Allergnädigster König!

Ja, es giebt eine Sünde, aber nur der Verantwortliche sündigt! — Sünde bezeichnet schon eine Geltung des Seins. Feigen kann man nicht von den Disteln erndten, noch Trauben lesen von den Dornen! — Der Feigenbaum aber, der nicht gute Früchte bringt, der ist verflucht! — Ein hochgelehrter Geistlicher, gütig und mild und über Vorurtheile erhaben, der sagte: „Dem Feigenbaum ist Unrecht geschehen, denn es ist nicht an der Zeit gewesen, daß die Früchte an den Bäumen hingen, denn die Erndte war vorüber". Das war der Fürst Primas, der das sagte: und man solle von der Zeit nicht fordern, was nicht aus ihrem Schoos hervorgehe!

Der Bischof Sailer, der im Jahr Neun an der Landshuter Universität theologischer Professor war und manche meiner jugendlichen Ansichten berücksichtigte, sagte von der Sünde: „Der ist nicht unschuldig, der sich nichts vorzuwerfen weiß, sondern der, welcher sich sehnt nach Unschuld, wenn auch von der Schuld der Sünde gefesselt". „Die Lippe, die um Gnade fleht, ist unschuldig" — sagt der Orientale.

In diesem Augenblick werde ich durch Euer Majestät zweites Schreiben unterbrochen! — Was den schwarzen Fleck anbetrifft, den ich hier unvorsichtig kann gemacht haben, so hab' ich ihn gleich damals wieder ausgelöscht. Die Frau weiß genau, daß ein Reuebekenntniß höchstens den Eingang zur Gnade finden würde. Ich habe es ihr damals deutlich auseinandergesetzt und gestern noch einmal wiederholt! aber im Kampf der Verzweiflung lehnt sich der Mensch selbst an

den freien Willen und hofft von ihm, und in dieser Verzweiflung klammert diese Frau sich an das eine Wort, um das Fallbeil aufzuhalten, das eben niederfällt.

In einem Augenblick, wo jeder der auf offner Straße ihr begegnet, ihre Angst steigert, jener, den sie um Hülfe fleht, ihr als einer Ueberlästigen ausweicht, jedes öffentliche Blatt ihr die Hinrichtung ihres Mannes verkündet — da ists natürlich, daß sie in ihrer Angst sich zu helfen, ruft: „Der König hats versprochen!“ und wenn sie für jeden Schritt, den sie that und noch thun wird mich verantwortlich machen wollte, ich würde darum nicht streiten, selbst wenn mich dies der Nachsicht des Königs verlustig machte! — Und noch viel mehr würde ich ertragen, um ihr diese lange und schwere Folter zu erleichtern! — Der es am nächsten bedarf, liegt mir der nächste am Herzen. — Arme Mutter, die ihre Kinder in der Dürftigkeit nährte, keine Stunde Nacht und Tag, die nicht mit Sorgen erfüllt wär! — — zwischen rauen Klippen sich durchkämpfend mit warmem Kunstgenie! — Wer hat ihr Hülfe gewährt in so schweren Lebensaufgaben! sie hat allein mit der eignen Energie sich durchgerissen! Und jezt, wo sie ihrem Schicksal unterliegt? — jeder scheut sich ihr zu nahen und hält in seinem kalten Eifer es für Recht, sie mit Hohn abzuweisen und legen wie Schlangen sich an den Busen, in dem Barmherzigkeit sich regt!

So verstehe ich die Christuslehre nicht vom Samariter, der des Israeliten Wunden pflegt, während der Pharisäer kalt vorübergeht! — Ich will dem Samariter gleichen! — Ich will nichts anders von Gott, als daß mein Herz nicht zu Stein werde in meiner Brust, wenn er mich zum Werkzeug auserſieht seiner unmittelbaren Barmherzigkeit! und daß die eigne Energie mir nicht fehle selbständig zu wirken und zu handlen, wie es einem göttlichen Anregen entspricht. Ich will

auch nicht feilschen und Bedingungen stellen; ich will mich ganz vergessen; wo Elend, Schmach und Verzweiflung sich mir entgegendrängen, da will ichs als höchste Gnade von Gott annehmen, diese lindern zu können! und will kein menschlich Urtheil oder Gesetz mich darin beschränken lassen und immer weiter bringen in dieser großen göttlichen Eigenschaft der Barmherzigkeit, der Gnade, die unsterblich macht!

Was wollen wir aber um ein Jenseit streiten, oder um Unsterblichkeit, wenn wir die Eigenschaften nicht haben, die der Unsterblichkeit werth sind! — Unsterblichkeit ist fortwährendes Erzeugen unsterblicher Handlungen, sie gehen aus Gott hervor und gehen wieder über in Gott!

Unschuld aber ist Weisheit! Der Sünder kann diese Weisheit begreifen, seine Sünden sind Wunden, wie die des Israeliten; und die Weisheit der Unschuld hülfreich wie der Samariter, ist Balsam darin die offne Wunde bringt, ins Blut, während der Gerechte, der dem Sünder ausweicht, nicht einmal äußerlich von ihr berührt wird. Darum steht auch Gott dem Sünder viel näher als dem Gerechten! — Ja, Gott will den Fluch der Menschenbarbarei dem Sünder vergüten, die kein besseres Mittel wissen, als ihn aus dem Weg zu schaffen! kein Mittel der Weisheit, das den Abtrünnigen bekehrt und den unsterblich macht, der des Sünders Herz sich wiedergewinne durch Barmherzigkeit! Soweit sind wir dem Gott noch nicht nahegerückt. — Aber warum? — Wir habens dessen ja doch Macht! — Nein wir lieben nicht den Sünder, wie Gott ihn liebt, nicht wie der arme Samariter! Wir verabscheuen ihn! Nein, vor der wahren Größe, die unsterblich macht und zum allmächtigen Vater uns hinaufhebt, vor der schaudern wir als wär sie Sünde! Ja was liegt daran, ob wir an Unsterblichkeit glauben, da wir sie zu erreichen nie den Muth haben!

Die Blüthen und das Laub der Bäume, am Tag mit Staub befleckt und mit bösen Insecten, die der Wind daher getragen bringt! Die wäscht der nächste Morgenthau wieder rein! und überzieht sie mit Duft der Unschuld gegen das Gift, was der Zufall wieder herbeiführen könnte! Wir aber können nicht einmal thun, was Gott im Wirken der Natur uns jeden Tag aufs neue vorschreibt. Der kindliche Gott, der den Menschen durch die pflegende Natur Weisheit lehrt! Und ein König sollte nicht dieser Weisheit Balsam in sich sammelnd nieder regnen auf die Sünder! Wie die Natur die Blüthen reinigt und sie zu Früchten noch gedeihen macht!

Und die Mutter, die mit dem Kinde spielt und ihm seinen bösen Willen vergessen macht, damit es nicht wisse, daß es boshaft war und nach der Mutter schlug! und Gott, der dies der Mutter ins Herz legte, hat nicht minder guten Willen gegen den Sünder, der sein Kind ist! —

Ich habe da unvorsichtig wieder soviel geschrieben, weil ich so gern mich vor Euer Majestät ausspreche, weil es eine alte Gewohnheit ist meiner Träume! Nehmen sich Euer Majestät das Beste heraus! Und über das was ich in meinem lezten Schreiben über „Mörder dingen“ schrieb, darüber werd ich Licht geben.

Euer Majestät
unterthänigste
Bettine Arnim.

am 8ten August 1849

„Strenge und vortrefflich“. Man kann das Vorstehende nicht besser bezeichnen, als mit diesen Worten, die Varnhagen braucht. Es ist Bettine von ihrer besten Seite, mit ihrem Feuereifer und ihrer Selbstlosigkeit; wie weiß sie sich in die Gefühle der Mutter zu versetzen, in das Gemüth der Frau, die, ehedem geliebt und verehrt, nun von den Bösen verhöhnt wird. Wie weiß sie, strenge und ernst der Worte der Männer sich bedienend, die ihrer

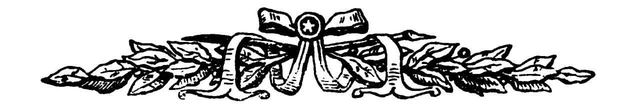
Jugend voranleuchteten, des Fürsten Primas und des Bischofs Sailer über Gnade und Erbarmen, über Unsterblichkeit und wahres Menschthum zu reden. Mochte Bettine, wenn es sich um eigentliche politische Angelegenheiten handelte, die polnische Sache und die Revolution, kurzsichtig und unpraktisch sein, in dieser rein menschlichen Angelegenheit, da sie um die Gnade kämpfte, die nach ihrer Meinung der Höchststehende dem Angeschuldigten gewähren kann, ist sie wunderbar und erhaben.

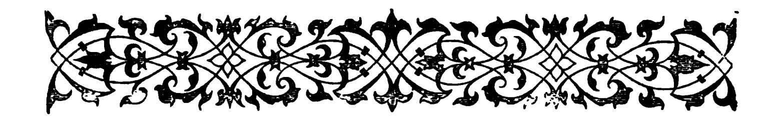
Die Ereignisse nahmen freilich einen Gang, der ihren Wünschen ganz entgegengesetzt war. An demselben Tage, an dem Bettinens letztes Schreiben in dieser Angelegenheit abgeschickt wurde, ward in Rastatt von dem Kriegsgericht Kinkels Urtheil gesprochen. Es lautete auf lebenslängliche Festungsstrafe. Es wurde vom commandirenden General von Hirschfeld dem General-Auditoriate und von diesem dem König als ungesetzlich zur Aufhebung überreicht. (Ungesetzlich, weil beide der Ansicht waren, der Beklagte müsse mit dem Tode bestraft werden.) Ob Kinkel die Gnade des Königs, den ihm durch seine Frau übermittelten Bedingungen entsprechend, angefleht hat, ist nicht bekannt, nach seinem Charakter nicht sonderlich wahrscheinlich. Der König bestätigte[1]) indessen und zwar erst am 20. September: „aus Gnade das Urtheil, mit der Maßgabe, daß Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilanstalt verbüße".[2])

[1]) Die Bemerkung von Petersdorf, König Friedrich Wilhelm IV. Berlin 1901 S. 187, daß Bettine sich nicht ohne Erfolg für Kinkels Begnadigung verwandte, ist nicht ganz begründet.

[2]) Dieses Urtheil ist abgedruckt bei Strodtmann, Kinkel, Wahrheit ohne Dichtung, 1851, Bd. 2 S. 313 fg. — Das vielgetadelte Wort „aus Gnade" ist kein grausamer Hohn, wie die Gegner des Königs es deuteten; es sollte nur besagen, daß der Monarch nicht auf Todesstrafe erkannte, wie seine Rathgeber gewünscht hatten, sondern das mildere Gerichtserkenntniß bestätigte. Das Gerücht von dieser Entscheidung verzeichnete Varnhagen schon am 22. September, die erste Nachricht über Kinkels Aufenthalt im Zuchthaus am 13. October.

Dies bedeutete die Verwandlung der immerhin leichteren Festungsstrafe in Zuchthausstrafe. Welche Beweggründe den Monarchen zu dieser Verschärfung, zu diesem lebendigen Begraben eines tüchtigen Gelehrten und hervorragenden Dichters geführt hatten, soll hier nicht untersucht werden. Nur kurz sei daran erinnert, daß Kinkel wirklich nach Naugard, später nach Spandau transportirt, Anfang November 1850 aber durch Karl Schurz befreit wurde.





VIII. Kapitel.

Ausklang.

Aus einem so hoch gesteigerten Empfinden, wie die letzten Briefe es zeigen, war ein weiteres Steigen nicht möglich. Bettine schwieg eine ganze Weile, nicht freiwillig sondern gutem Rathe folgend. Sie wollte, wie Varnhagen im Tagebuch VII. 191 22. Mai 1850 berichtet, bei Gelegenheit eines Attentats sich schriftlich an den König wenden, er solle den Attentäter begnadigen, auf der Stelle freilassen, dann könne er plötzlich die ganze Liebe des Volkes wiedergewinnen. Auf Varnhagens entschiedene Warnung ließ sie indessen von diesem Schritt ab.

Ein paar Monate später schrieb Bettine aufs Neue: Es ist ein wehmüthiger Epilog, in dem sie zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Wirklichkeit und Ideal eine traurige Parallele zieht.

26.

Mir wird geschrieben, der König habe auf die Frage, ob er lange keine Briefe von mir erhalten, geantwortet: sie hat mir erklärt, daß sie mich aufgebe, ich habe folglich nichts mehr von ihr zu erhalten.

Der König wird wissen, ob diese Worte Wahrheit enthalten oder ob sie vielleicht nur eine oberflächliche Scherzrede waren, die von tieferen Gründen berührt sich leicht zu be-

stimmten Ueberzeugungen ausbilden könnten. War es nur Scherz, so will ich diesen Scherz mir nicht gefallen lassen, weil er leicht wie eine Flaumfeder durch den Luftzug den Weg ernster Ueberzeugung nehmen könnte. Mein Herz — es wiegt vielleicht nicht schwerer, aber so gering es auch bei einem König ins Gewicht fallen mag, so hat es doch Kraft festzuhalten an dem, was nach Eigenheit seiner Natur es ergreifen mußte. So ist mirs geworden, daß es an einen König sich geklammert hat — dies kann nicht als Majestätsbeleidigung gelten, denn ihn hats nicht berührt. — Indeß sind die Fühlungen des Einzelnen oft zusammenhängend mit dem Allgemeinen; zum Beispiel: das Weltall ergreift mich in dem, von welchem mein Herz ergriffen ist, denn was das Herz ergreift, das ist ihm die Welt. Und weil es so ist, hat mich vieles bewegt, was kein Anderer je für diesen König gedacht und gefühlt hat. Und daß ich mißverstanden worden wäre oder mißachtet, hatte ich alle Regungen des Geistes und Herzens, die beide ihm dienen, laut werden lassen. Das wird er selbst zugestehen, denn schon die vielen närrischen Erzählungen, die über mich dürften umherschwärmen, mußten nothwendig in dem Haupt eines Mannes Eingang finden, der keinen Grund in sich fand, ihnen zu widersprechen. Ja schon dies Ungewöhnliche unter den Menschen, mit Geistern umzugehen, ohne Beziehung zu ihrer Stellung, die mit Verächtlichem zu kämpfen hat, machte mich vielleicht dem, dessen Geist mich zum vertraulichsten Umgang anregte, ganz unverständlich.

„Ich liebe Dich, ich habe die Einsamkeit geliebt, weil „sie mich mit Dir zusammenführte, ich habe mir kein ge„schnitztes Bild, aber einen erhabnen Geist aus Dir her„vorgezaubert, der die von Gott in Dich gedachte Idee be„zeichnet, weil sie die Geschichte Deiner Tage glorreich erfüllt“.

Was würde der König sagen, wenn ich diese Gefühle in allen ihren Spiegelungen vor ihm darlegte? — Er würde mich narrisch schelten und warum? Weil diese Idee nie in ihm zur Geltung kam. Und wenn ich nun fortfahren wollte zu bekennen:

„Du bist wirklich Der, den ich denke und der König von Preußen, wie ihn die Welt denkt und sieht und wie sie in Versammlungen und auf Conferenzen Ihn unter dem Purpur der Absolutheit geknebelt in die Küche des Teufels bringen und wie er selbst vielleicht sich zu verstehen meint, der ist nur Chimäre".

Der König würde sich nicht lange besinnen, mich selbst für die albernste Chimäre zu erklären. Und doch! was wäre ihm dabei gewonnen? — aber viel wär verloren, wär er nicht der, den ich meine, den ich auf allen Wegen begleite, der mir vertraut Alles, was er thun würde, wenn dieser König nicht für ihn selber genommen würde.

Dies Geheimniß tiefster Verborgenheit, diesen Keim einer Blüthe, die soviel herrlicher, soviel farbenreicher sich muß entfalten als die äußern Blätter, die jedem Unwetter ausgesezt mit dem Winde habert vom Sturm gepeitscht in innigster Mitte ihn verbergen; wir wollen ihn nicht ausbrechen, es weiß ja keiner davon der König selber nicht!

Aber sagen Euer Majestät nicht, daß wir einander aufgeben, ich sage ja auch Niemand, daß wir einander lieben.

Wiepersdorf, am 23ten December 1850.

ohne Unterschrift.

Ob Bettine auf das Vorstehende eine Antwort erhielt, ist nicht bekannt.

Nur zwei Briefe sind noch vorhanden: das erste, 3. Aug. 1852, ist zunächst das Begleitschreiben zu dem gleich zu erwähnenden

Buche „Gespräche mit Dämonen", enthält andrerseits eine Bemerkung über ihre Skizze zum Goethedenkmal; über dasselbe, dessen Leidensgeschichte sie erzählt und von der Empfehlung einer mir unbekannten Künstlerin handelt der letzte Brief. Dieser könnte auch recht wohl aus einer früheren Zeit stammen. Die englische Uebersetzung, von der die Rede ist, stammt bereits aus dem J. 1838, da aber vom „König", von seiner englischen Reise die Rede ist, kann der Brief nicht vor 1842 sein; auf die letzten vierziger Jahre wird man durch den schmerzlich-resignirten Ton, auch durch den Hinweis auf die Leidensgeschichte geführt, welche die Schriftstellerin-Künstlerin mit ihrer Denkmalsskizze durchlebt zu haben gesteht.

Beide Briefe lauten:

27.

Euer Majestät

Mein Buch zu Füßen legend, habe ich dies Wenige zu sagen, daß es geschrieben ist in Folge schmerzlich mich berührender Worte, die mir von höchster Hand einst zukamen: „ich hasse die Könige aber wenn ich etwas durch sie erreichen wolle was mir gut scheine dann seien sie mir gut genug". Dies Buch wird darlegen, nicht daß ich die Könige hasse, aber daß ich einen unter ihnen lieben durfte den, wie es darin geschrieben steht, sein guter Daemon zur Größe hinanleiten wollte die unsterblich über die andern Fürsten ihn erhob. — Bisher durfte ich dies Buch vor E. Majestät nicht aufschlagen; ich mußte fürchten daß falsche Stimmen den Born der hell darin aufsprudelt trüben konnten; aus der Quelle der Treue ist er geflossen und glorreich würde es den König vor den Völkern machen der seine Sanction ihm nicht versagte. Beiliegende Worte aus hamburger Blättern sagen was mir wünschenswerth scheint daß Euer Majestät anerkennen möge, um nicht mißverstanden zu werden.

Meine Begriffe von Euer Majestät eingebornen Großmuth waren wankend geworden als mir vor einiger Zeit die Meldung ward: Der Scitze von Goethes Denkmal, könne der Platz in Bellevue nicht länger gestattet werden; ich glaubte ein unverschuldeter Unwille habe diese kalten Worte an mich gelangen lassen; später kam mir die bessre Einsicht daß etwa ein Mißfallen an der Scitze selbst dies veranlaßt habe und jetzt nachdem ich viel fehlerhaftes darin verbesserte, fühle ich um so mehr wie sehr mein Enthusiasmus über sein Verdienst hinausgriff, aber doch hoffe ich, das Mangelhafte was mit prüfender Geduld in der Scitze nicht überwunden ist, wird im Großen sich von selbst fügen; ich kann trotz vieler hartnäckiger Gegner die Schmach nicht auf mich nehmen, jetzt wo ich vielleicht der Vollendung am nächsten stehe, es fallen zu lassen; da besonders ein Kostenplan vom Bildhauer aufgestellt ist der unschwer durch Suscription erreicht werden kann; dieser besteht in einem Vorschuß von etwa 6000 Thlrn während fünf Jahren; im sechsten Jahr wo seine Vollendung bedingt ist erhält der Künstler noch so viel daß mit dem Vorschuß der früheren Jahre 50 000 Thlr voll werden. Ich hatte früher die Hoffnung daß es in Sans Souci aufgestellt werde, jetzt da es ein allgemeines Deutsches Denkmal werden soll, darf ich diesen Wunsch nicht mehr aussprechen.

Euer Majestät dies hier mitzutheilen hielt ich für meine Pflicht. Im Bewußtsein aufrichtiger Gesinnung für das währende Wohlergehen von Euer Majestät und für die Verherrlichung Ihrer Regierung unter allen deutschen Völkern unterzeichnet Euer Majestät

unterthänige Dienerin
Bettine Arnim.

Zelten am 3ten August 1852.

Adresse: Seiner Majestät dem König
zu allerhöchst eignen Händen.

28.

Königliche Majestät

Daß Euer Majestät meiner Scitze von Goethes Monument noch gedenken hat mich freudig überrascht. Ich habe aber in diesem Augenblick ein anderes plastisches Anliegen. Es ist zwar Gebrauch den Fürsten alles durchs Organ abkürzender Trockenheit beizubringen und der natürliche Ausdruck in welchem die Stimme des eignen Mitgefühls, der man nicht leicht versagt, anklingen würde, bringt nicht zu ihnen; Euer Majestät werden diese Stimme deutlich vernehmen in beiliegendem Brief, er ist geschrieben von einer jungen Künstlerin die in ihren frühsten Anlagen schon, weit über das gewöhnliche Talent hinausragte. In diesem Augenblick malt sie eine Ester die sich schmückt um vor dem König Ahasverus die Anliegen seines Volkes darzulegen.

Könnte ich doch einen unterirdischen Weg mir bahnen bis zu des Königs Füßen um meine Begriffe und Ahnungen vor ihm unbefangen zu ergießen, und dem Impuls des Volkes die anklingende Stimme seines Mitgefühls zu reden. Zu den Füßen des Königs! — was heißt dies? — Ein unterirdisch Bächlein quillt auch zu den Füßen der mächtigen Eiche, und seine lebendigen Wässer tränken ihre Wurzeln, sie steigen auf zu ihrem Haupt, ungewußt; und der Quelle Begeistrung für den Baum bringt in des Baumes blühender Kraft zum Licht.

Für Goethes Monument hab ich ein Märtyrthum erlitten, und hätte wohl verdient daß eine Hand aus den Wolken mir die Palme dafür reiche, diese kann nur dadurch mir errungen werden, wenn es meinem eignen Verdienst meiner eignen Anstrengung gegönnt wird dies Monument zu setzen; um dies zu vermittlen machte ich eine Uebersetzung der Goethe's Briefe

ins Englische, sie wurden schnell durch Nachdruck in Amerika verbreitet aber in England ist es bis jetzt nicht gelungen die für das Monument bestimmte Auflage ins Publicum zu bringen. Den guten Rath der mir von mehreren Seiten aus London zukam den Prinzen Albert um seine Patronage für dies Buch zu ersuchen, hab ich befolgt. Es wurde mir sogar von einem Mitglied der preußischen Legation die Ehre abverlangt meine Sendung an den Prinzen übernehmen zu dürfen, nach einem halben Jahr mußte ich durch den Zufall erfahren, daß dieses Mitglied sich rühme die Sendung unterdrückt zu haben. Später hab ich auf Euer Majestät Anwesenheit in London gehoft, allein der Weg den ich einschlug die Gnade Euer Majestät um einige Vermittlende Worte bei dem Prinzen anzusprechen wurde mir auch verschüttet. Wenn dies an einer ganz unschuldigen reinen Begeistrung verübt wird, wenn der Neid aus Feigheit Todtenopfer besudelt, wie sehr würde er dann viel mehr solche Unternehmungen suchen zu untergraben die taube Ohren hörend und blinde Augen sehend zu machen versuchten.

Wolfsgruben und Fuchsschlingen auf jedem Schritt und dazwischen mit verbundnen Augen den Eiertanz aufführen, das scheint mir jetzt die Aufgabe eines Mannes der auserſehen war mit festem Schritt die falschen Gesetze der Politik und Geistesfesseln zu zertrümmern, und Herr zu sein über alle, durch seinen Bund mit dem Genius der Menschheit.

In tiefster Ehrfurcht,

Euer Majestät unterthänige
Bettine Arnim.

Auch hier soll nur das Nöthigste erklärt werden. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß Bettine noch immer, obgleich ihre Rolle beim König ausgespielt war, von Schutzsuchenden bestürmt

wurde: Eine Dame aus Schlesien verlangte von ihr, daß sie sich für Nees von Esenbeck, den bekannten wegen seiner Anschauungen verfolgten Naturforscher interessire.[1]) Für den Musiker Erk wünschte Bettine eine Unterstützung zur Herausgabe seines musikalischen Werks zu erlangen;[2]) auch dem Künstler Ratti hätte sie gern eine königliche Unterstützung zugewendet.[3]) Eine gleichfalls von Varnhagen übermittelte Nachricht, an der zu zweifeln kein Grund vorliegt, besagt, daß am 3. Juni 1851 der König im Theater an Bettinens Loge vorbeiging und da er von den Hofdamen hörte, Bettine sei darin, „hat er auf dem Rückweg in seine Prosceniumsloge, zur offenen Thür hereingeblickt, sie aber sich hinter einen Pfeiler zurückgezogen, worüber ihre Kinder sie nachher gezankt, allein sie hat nicht gewollt, daß der König hier vor allen Leuten eine große Geschichte mit ihr mache".

Die große Angelegenheit, mit der sich die beiden letzten Briefe Bettinens beschäftigen, ist Steinhäusers Colossalmonument Goethes. Bettine hatte (vergl. Goedeke, Grundriß 6, 85) nach einer von ihr gemachten und dem Dichterfürsten vorgelegten Zeichnung eine Thonskizze des Goethedenkmals gemacht und baute mit Karl Steinhäusers (1813—78) Hilfe ein großes Gypsmodell auf. Danach fertigte Steinhäuser das Marmordenkmal, das jetzt in Weimar im neuen Museum aufgestellt ist. Aus Varnhagens Tagebuch, Band VIII, passim, läßt sich entnehmen, daß Steinhäuser Anfang Juni 1851 nach Berlin kam, daß er wünschte, es mit dem König allein zu

[1]) Tgb. VIII, 118.

[2]) Bd. VIII, 192. 30. Mai.

[3]) (Vgl. auch schon 2. Aug. 1852 Tgb. IX, 316.) 30. März 1854 Tgb. XI, 14, wo ausdrücklich von einem Briefentwurf an den König die Rede ist. Von dessen Copie eines Tizianschen Bildes, die sie durch den König erworben sehen möchte, ist noch 1855 Tgb. XII, 351 die Rede (das. und S. 415 auch einzelne Notizen über das Goethe-Denkmal; sie dachte, wenn der König es erwürbe, an eine Inschrift: „Friedrich Wilhelm IV. dem unsterblichen Dichter").

thun zu haben, ohne Künstler und Kunstverständige (Rauch und Olfers). Ein bestimmtes Versprechen, das Denkmal abzunehmen, hatte der König nicht gegeben, nur gelegentlich von seiner Absicht gesprochen, das Werk ausführen zu lassen. Später hatte er dem Künstler geradezu melden lassen: „in diesen Zeitumständen könne er nichts thun". Als Steinhäuser das Modell fertig hatte, gelang es nicht so schnell, wie man wünschte, den König zur Besichtigung zu bewegen, daher reiste Steinhäuser im August nach Bremen.

Das Modell wurde auf Grund einer königlichen von Bettine nicht sehr günstig beurtheilten Anordnung nach Schloß Bellevue gebracht (Febr. 1852)[1]; darin lehnte der Monarch ab, die Erfinderin des Denkmals zu sehen; „früher als sie eine Macht gewesen habe ihre Annäherung ihm geschmeichelt, aber seit 1848 . . . ., er rückte ihr auch ihren Absagebrief vor"[2]). Wenige Tage nach der an sie gelangten Anordnung erhielt Bettine die Mittheilung, sie solle das Denkmal wieder abholen lassen und deutete sie so, daß der König ihr Werk mißbillige. Erst später erfuhr sie durch General von Willisen, dessen frühere Meldung an Varnhagen verloren gegangen war, daß der König, ganz entzückt, das Werk herrlich und prächtig genannt habe. Bettine schrieb ein Blatt (April), das der Vermittler dem Herrscher überreichen oder seinem Inhalt nach mittheilen sollte, Varnhagen hatte Mühe sie zu veranlassen, böse Ausfälle gegen Olfers und Rauch daraus zu streichen. Trotz dieser günstigen Gesinnung des Monarchen wurde aus dem Ankauf oder richtiger dem definitiven Auftrag an den Künstler, das Denkmal zu vollenden nichts; doch am Ende des Jahres 1852 schien die Bestellung für Weimar gesichert.

---

[1]) Für das Folgende Tgb. IX, 71. 95 ff. 148. 150. 155. 421. 432.

[2]) Welcher damit gemeint ist, vermag ich nicht genau anzugeben; am wahrscheinlichsten der oben S. 187 fg. mitgetheilte. Doch könnte es auch ein verlorener sein; denn ein wirkliches „Aufgeben" spricht keiner der hier abgedruckten Briefe aus.

Das zweite, was in den letzten Episteln berührt wird, ist Bettinens Schwanengesang „Gespräche mit Dämonen. Des Königsbuchs zweiter Band“. Berlin, Arnims Verlag, 1852.

„Sie fanden,“ sagt Herman Grimm, „kaum ein Publikum“. Daß Bettine selbst, ebenso ihr treuer Rathgeber Varnhagen mit dem Werke während dessen allmählichen Entstehens nicht recht einverstanden waren, geht aus zahlreichen Stellen der Tagebücher hervor.[1]) Bettine klagte, sie sei dem Stoffe nicht gewachsen, eigentliche politische Gedanken könne sie nicht verfolgen oder verarbeiten. Sie äußerte Mißtrauen und Ueberdruß an ihrem Werke; „ihr Hauptübelstand ist“ so meinte Varnhagen „daß in der langen Zeit, seit sie das Buch angefangen hat, ihr der König mehr und mehr abhanden gekommen ist, das Lob und die Zuneigung, die sie ihm darbringt, nicht mehr verträgt“.

Die Vorrede lernte Varnhagen am 14. April 1852 kennen, damals dachte die Schriftstellerin daran ihr Werk „Die Wolkenkammer“ zu nennen, gab aber diesen Gedanken auf[2]). Auch in einem andern Punkte fügte sie sich dem verständigen und für sie vortheilhaften Rath ihres Vertrauensmannes, daß sie nämlich das Werk nicht vor der Ausgabe dem Könige übermittelte, um seine Entscheidung anzurufen und es im Falle seiner Verwerfung nicht zu publiciren. Dagegen wurde eine Vorrede, „die nur den König betraf“, geschrieben, die aber nicht veröffentlicht wurde; die an den „Geist des Islam“ blieb. Der Versuch der Verfasserin, ihr Buch bei einem Leipziger Verleger unterzubringen, mißglückte; es blieb daher, da sich auch kein Berliner zur Uebernahme bereit fand, bei der Ausgabe durch den Familienverlag.

Der König erhielt das Buch erst am 3. August, nachdem der Widmungsbrief von Varnhagen gelesen und gebilligt war. Von

[1]) 22. April, 2. Mai, 10. Mai, 5. Juni 1850. 17. Mai, 21. September 1851.

[2]) Für die vorhergehenden Mittheilungen, Tgb. Bd. VII, VIII, für die folgenden das. Bd. X, S. 163—353 passim.

einem Urtheil des Herrschers ist nichts bekannt; „nur einige Hofleute" notirt der oft angeführte Gewährsmann (1. September) „sprechen davon in mißliebigem Sinn und sagen, Bettine habe in diesem Buche den König gefoppt". A. v. Humboldt urtheilte, wie wiederum Varnhagen schon am 20. Juli zu berichten wußte, gleichfalls ungünstig; gradezu vernichtend ist unseres Gewährsmannes eigenes Urtheil (18. April): „Uebrigens ist das Buch das verworrenste, gestaltloseste, verstimmendste, das Bettine geschrieben hat. Es sollte ein Königsbuch sein, aber auch ein Volksbuch; was dem einen taugt, taugt dem andern nicht. Anfangs war es dem Jubelfeste Goethes bestimmt, dann sollten die Magyaren verherrlicht werden, dann der König vor der Reaktion gewarnt werden. Alles das ist nun zu spät und hat auch in sich keinen Zusammenhang. Schöne Stellen in Menge, glückliche Gedanken und Bilder, kein Ganzes".

In gar Manchem wird man sich dieser herben Verdammung anschließen müssen. Das Buch ist ohne jede Eintheilung. Nur ein geschichtlicher Abschnitt trägt einen bestimmten Titel: „Die Klosterbeere, zum Andenken an die Frankfurter Judengasse". Den ersten kleineren Theil macht eine Unterredung Bettinens mit dem Fürsten Primas aus; den bei weitem größeren Theil des ganzen nimmt eine Unterhaltung des Dämon und des schlafenden Königs ein, die nur gegen das Ende dadurch unterbrochen wird, daß Volksgeist, Volk, Polen, Ahnengeister, Völker, Lombarden, Gallier, Germanen, Proletarier, Sobieski, zum Schluß der Geist des Islam sich in die Unterhaltung mischen. Gewiß ist es im höchsten Grade unkünstlerisch, ein Gespräch des Dämon und seines Begleiters mit dem schlafenden König fast 300 Seiten durchzuführen. Am Anfang findet sich einmal das Datum 1808, in den ersten Partieen häufige Anreden an Goethe. Auch sonst liebte sie ihre alten Fictionen vorzubringen; einmal heißt es: „Bisher das Gespräch mit dem Primas nachgeschrieben". Zur Erinnerung an die ihr früher zu Theil gewordene Censur, heißt es jetzt vielfach

bei Zeilen und Seiten, die nur durch Striche angedeutet sind, „Lücke eigener Censur". Wichtiger als diese Aeußerlichkeiten ist der Inhalt. Aus ihm lassen sich, soweit die oft mehr wort- als gedankenreichen Declamationen es zulassen, folgende Punkte hervorheben:

Sie vertheidigt die Emancipation der Juden, die Erhebung des Volks, das Vertrauen des Königs zum Volke, ja geradezu seine Verbrüderung mit ihm, die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung, die Abschaffung des Krieges, sie ermahnt „die Republik des Geistes freizugeben". Der Gedanke, wie er sich in dem Zurufe der Völker ausspricht, ist keine Herabdrückung sondern ein Erhöhung des Königthums, wie der Volksgeist es einmal verkündet: „Der König ist Volksgewissen, Volksgesetz, Volksgenie", und wie der Genius ein ander Mal spricht: „Alle Macht und Kraft und Herrlichkeit der Völker im Brennpunkt der Volkssonne ist der König".

Sie eifert ferner gegen die Minister, „die pergamentenen Staatsverwalter", „die Hellseher", „die Rathsheerde". Sie warnt vor der Rache, die nur aus der „des Sieges ungewissen Furcht stamme", oder sie weist hier auf „die Herrscherwürde, die sich nicht rächen will, die unantastbar, weil der sie beschimpft sich selbst nur in ihr verwundet". Doch läßt sie bei aller Ehrfurcht vor dem König ihn selbst die traurige Wahrheit bekennen, daß ihm von allem Großen, was er gewollt, nichts gelungen sei.

Verhältnißmäßig selten werden in dem merkwürdigen Buche einzelne politische Ereignisse berührt: die hungernden Weber; das Gelübde des Königs für sein Volk (1840 oder 48?); die gegebenen und nicht erfüllten Verheißungen; die mannigfachen Verurtheilungen „die Märtyrer engherziger Verbitterung und würgender Strafedikte" [1])

[1]) Diese Stelle scheint sich direct auf Kinkel zu beziehen, ebenso S. 228, wo es heißt „wenn seine Rathgeber jemanden vernichten wollen, so bezeichnen sie den Unglücklichen als Gottesleugner". Geht der „edelste geprüfteste Deiner

Napoleon, Fürstencongreß. Das ganze Werk bietet eine Fülle ungeheurer Variationen über dasselbe Thema voll Geist und voll Muth, laute Hymnen auf den Genius und die Freiheit. Wird man beim Lesen auch oft genug ernüchtert, vermißt man Ordnung und Selbstzucht in den Declamationen der genialen Frau, so wird man durch die grandiose Völkersymphonie, die den Schluß des Ganzen ausmacht, entschädigt und durch die edle Tendenz, die das Buch durchzieht.

Trotz mancher Unklarheiten, hat sie auch hier ihre Tendenz klar genug ausgesprochen und ihr Verhältniß zum König charakterisirt. Die eine ist die Befreiung und Erhebung des Königthums in den Worten:

„Wäre ich ein Geist unsichtbar und könnte meine Flügel schwingen fort durch den stillen Aether, durch das dunkle Gewölk der Nacht auf seines Thrones Fußschemel mich niederlassen, und ihm verkünden die reifenden Zwecke alle, auf die Gottes Wille hindeutete als er ihn erschuf".

Die andere Tendenz, ihr Verlangen für andere zu wirken verkündete sie in dem Satz:

„Weil Du (Goethe) gesagt hast in des Helden Krone sei der Unterdrückte ein Kleinod und das höchste Ziel sich stecken sei das einfachste, denn man könne nie es aus den Augen verlieren, ich dachte wäre das mein Ziel, Beschützer der Unterdrückten, so wollte ich so gern sein und wo ich ging und stand sann ich auf diesen Juwel, ihn an der Stirn zu tragen".

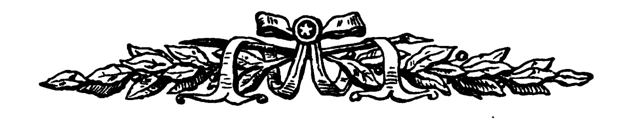
Nicht lange nach dem Erscheinen ihres letzten Buchs ermattete Bettinens Kraft, auch des Königs schweres unheilbares Leiden

Lieblinge" S. 238 auf eine bestimmte Person? Etwa Bunsen oder Radowitz? Die übrigen im Text angedeuteten Stellen finden sich S. 119. 120. 165. 221—226. 247.

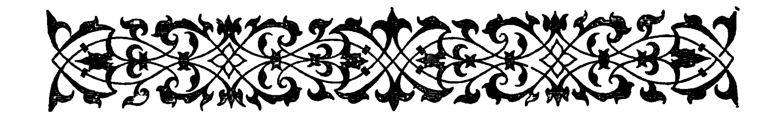
machte sich bemerkbar. Beziehungen beider aus der späteren Zeit sind nicht bekannt.[1]) Des Königs Thaten entsprachen immer weniger dem Ideal, das Bettine sich gezimmert hatte. Sie gab den König auf, wie er das Organ verlor auf ihre beredte Stimme zu lauschen. Die Memoirenschreiber aus der Zeit des Königs melden Bettinens Namen selten, weil ihre praktische Wirksamkeit, der Erfolg ihrer Thätigkeit gering war. Der Culturhistoriker, dem die Ideen, die treibenden Kräfte wichtiger sind, als die einzelnen Thatsachen, der nicht nach dem Erfolge der Bemühungen, sondern nach ihrer inneren Bedeutung urtheilt, wird gern die Namen beider miteinander verbinden.

Ihre Vorschläge waren gewiß nicht immer praktisch, ihre Mahnungen sind oft wortreich und unklar, die Liebe zum König aber, die sie beseelt, halb bräutlich-leidenschaftlich, halb mütterlich, ist rührend; der Geist der sie treibt, die Gesinnung die sie beseelt, der Muth, der sie erfüllt und ihr die kühnsten, sonst nie vom Monarchen gehörten Worte eingibt, ist edel und erhaben.

[1]) Wenigstens liegen die Briefe nicht vor. 30. März 1854 wollte sie wegen Ratti schreiben, vgl. oben S. 194, am 11. April die Bitte, der König möge sich zum Volke halten und eine Amnestie geben; im Mai ließ sie durch Humboldt den König an die goldene Hochzeit des Savignyschen Ehepaares erinnern; 14. Mai wollte sie sich dafür verwenden, daß die Studenten den Concertsaal des Kgl. Opernhauses zu einem Concert für den Dombau erhielten. (Alles nach Tgb. Bd. XI.) Was davon ausgeführt wurde, ist nicht bekannt. Aus Bd. XII ist nichts anzuführen; Bd. XIII war mir leider unzugänglich. Am 9. Oct. 1858 constatirte Varnhagen (Tgb. Bd. XIV) bei ihr eine große Gleichgiltigkeit gegen den König.



Anhang.



I.

Wann ist Bettine geboren?

Bisher galt als Geburtsdatum Bettinens der 4. April 1785. So steht es, um nur die zwei gangbarsten Nachschlagebücher anzuführen, bei Goedeke, Grundriß (alte Ausgabe, Band III, Seite 35), und in G. v. Loepers Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Band III). Wie weit zurück sich diese Angaben verfolgen lassen, vermag ich nicht zu sagen; sie scheinen sich darauf zu gründen, daß Marie Belli-Gontard in ihren Auszügen aus den Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten 1850 (Band VII, Seite 75) als unter dem 12. April 1785 getauft angibt „Hrn. Peter Anton Brentano's Tochter Katharina, Elisabetha, Ludovica, Magdalena“, Elisabetha ist, wie gar nicht zu zweifeln ist, die vollere Form für Bettine, mit welchem Namen die Schriftstellerin von den Ihrigen früh bezeichnet wurde. Die Angabe ist neuerdings von R. Steig erschüttert worden. In einer längeren Ausführung (Deutsche Rundschau 1892, August, Seite 274) wies er auf eine Stelle in Bettinens Buch „Die Günderode“ hin, in der Bettine einen von ihr im Jahre 1796 am 4. April, also ihrem Geburtstage geschriebenen Brief als „in ihrem 8. oder 9. Jahre kurz vor ihres Vaters Tod“ abgefaßt bezeichnet. Steig machte ferner auf eine Stelle in einem Brief Bettinens an Jakob Grimm (26. Februar 1836) aufmerksam, in der sie sich eine im 48. Jahre stehende Frau nennt. Beide Angaben — unabhängig von einander — weisen auf das Jahr 1788 hin. Steig meint daher, wenn die Mittheilungen der Frau Belli-Gontard wirklich richtig wären, daß das 1785 geborene Brentano'sche Kind frühzeitig gestorben und der am 4. April 1788 geborenen Bettine die Namen der verstorbenen Schwester beigelegt worden wären. Diese Argumentation ist aber hinfällig. Zunächst rührt die Angabe, sie habe jenen Brief Fritzlar 1796 in ihrem 8. oder 9. Jahre geschrieben (so daß also neben 1788 auch 1787 in Frage kommen würde), gar nicht

von Bettine, sondern von ihrer Freundin Günderrode her, ist also durchaus nicht beweiskräftig. Sodann ist das Zeugniß der Frau Belli-Gontard deßwegen nicht so leicht von der Hand zu weisen, weil diese aus officiellen Blättern schlichte Auszüge gibt, die sich im allgemeinen als sehr wohl begründet erwiesen haben. Ferner wäre es ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, wenn, selbst in einer so kinderreichen Familie, wie die der Brentano's war, zwei Mädchen innerhalb 3 Jahren fast an demselben Tage geboren wären. Endlich müßte der nicht eben gewöhnliche Fall angenommen werden, daß die Namen eines früh gestorbenen Kindes einem neugeborenen beigelegt wären, eine Eigenthümlichkeit, die man pietätvollen Eltern nicht gerade zuschreiben dürfte.

Jahresangaben seitens solcher Frauen, die es mit Zahlen und Daten nicht genau nehmen, können für Feststellungen historischer Daten nicht ausschlaggebend sein. Auf Bettine, deren Glaubwürdigkeit keineswegs über allem Zweifel erhaben ist, wie die neuesten Biographen uns glauben machen wollen, ist in diesem Falle um so weniger Gewicht zu legen, als sich aus dem Buche „Die Günderode" ein directer Beweis gegen ihre von Steig hervorgehobene Behauptung führen läßt. Bettine erzählt nämlich („Die Günderode", neue Ausgabe, Berlin 1890, Seite 296) viel von ihrem Großvater Laroche und bemerkt, „ich war 2 Jahre, als er starb". Nun starb aber Herr v. Laroche am 21. November 1788. Bettine ist daher nach dieser ihrer Angabe 1786 geboren. Was sie aber weiter von ihrem Großvater erzählt, trägt so durchaus den Stempel der Glaubwürdigkeit, besitzt den Charakter des Wirklicherlebten, so daß man wohl annehmen kann, ein sehr entwickeltes zwei- oder dreijähriges Mädchen habe diese Sachen erlebt und in treuem Gedächtniß bewahrt, aber unmöglich diese Erlebnisse auf ein Kind von etwa 7 Monaten beziehen kann. Gegen dieses Zeugniß dürften also die bisher geltend gemachten Zeugnisse für das Geburtsjahr 1788 nichtig sein.

Aber Steig hat noch ein anderes Zeugniß für dieses Jahr beigebracht. Er schreibt a. a. O.: „Das Jahr 1788 wird für Bettinens Geburt durch ein noch vorhandenes, von Maximiliane Brentano selbst geschriebenes Geburtsregister ihrer sieben am Leben gebliebenen Kinder bestätigt und außer Zweifel gesetzt". Leider müssen wir uns mit dieser sehr allgemein gehaltenen Notiz begnügen; wir werden genöthigt, auf Treue und Glauben die Angabe hinzunehmen, da mit einer Vornehmheit, die in wissenschaftlichen Dingen nicht zu billigen ist, der Wortlaut dieses als Urkunde benützten Documents vorenthalten wird. In seinem Buche „Arnim und Brentano" (Stutt-

gart 1894, Seite 10) gibt Steig Namen und Daten von sechs Brentano'schen Kindern nach den Aufzeichnungen der Mutter an. Dort heißt es: „Bettina 1788, den 4. April". Ein solches Zeugniß einer Mutter in Zweifel zu ziehen, möchte gewagt erscheinen. Doch ist zunächst dagegen anzuführen, daß eine Mutter so zahlreicher Kinder, wie Maximiliane war, sich in derlei Aufzeichnungen irren kann und daß es vor allen Dingen sehr leicht möglich ist, daß Maximiliane Brentano wirklich 1785, die richtige Zahl, etwas undeutlich geschrieben, der neue Benützer ihrer Handschrift sich aber einfach verlesen hat. Denn die Angabe 1788 ist ganz gewiß falsch und die ältere Angabe 1785 unumstößlich richtig.

Für die Feststellung von Geburtsdaten gibt es ja glücklicherweise in civilisirten Staaten amtliche Behörden, Standesämter und Kirchenvorstände. Bei dem Frankfurter Standesamt hat Herr Dr. H. v. Nathusius-Neinstedt, zweiter Bibliothekar der Stadtbibliothek, für mich freundlichst Nachsuchungen gehalten. Dort findet sich ein nach den katholischen Kirchenbüchern angefertigtes Familienattest der Familie Brentano-Laroche. Darin steht: „Katharina Elisabetha Ludovica Magdalena nat. 4. April 1785", Randbemerkung dazu: „nach Bescheinigung der katholischen Pfarrkirche eine Verehelichte von Arnim". Ich wandte mich, um ganz sicher zu gehen, sodann an den Herrn katholischen Stadtpfarrer in Frankfurt a. M. und erhielt folgende amtlich beglaubigte Abschrift aus den Kirchenbüchern: „Extractus ex matricula baptismali ecclesiae imperialis et parochialis ad sanctum Bartholomaeum, Francofurti ad Moenum. Anno millesimo septingentesimo octogesimo quinto, die quarta mensis Aprilis et die quinta eiusdem baptizata est Catharina Elisabetha Ludovica Magdalena Brentano legitima filia Praenobilis Domini Petri Antonii Brentano Serenissimi Electoris Trevirensis Consiliarii ac Residentis et Maximilianae natae La Roche coniugum, Patrina fuit Domina Catharina Elisabetha Bethmann, cui absenti substituerunt Dominam Magdalenam Willamer natam Lang.

„Anno millesimo septingentesimo octogesimo octavo, die vigesima prima Julii nata et die vigesima secunda eiusdem baptizata est Maria Magdalena Carolina Franzisca Brentano legitima Domini Petri Antonii Brentano Ser$^{\underline{mi}}$ Electoris Trevirensis Consiliarii ac Residentis ac civis huiatis et Dominae Maximilianae natae de la Roche coniugum filia. Patrina Domina Willmar". Zu bemerken ist, daß Willamer und Willmar nur willkürliche Schreibungen für den bekannten Namen Willemer sind. Auch

die zweite dieser Eintragungen, wenn sie sich auch nicht auf Bettine, sondern auf die jüngere Schwester Meline, später verehelichte v. Guaita, bezieht, ist in unserm Zusammenhang von außerordentlicher Wichtigkeit. Sie thut auch für die Zweifelsüchtigen dar, daß Bettine, als deren Geburtstag der 4. April feststeht, im Jahre 1788 unmöglich geboren sein kann, da 3 Monate nachher in der kinderreichen Familie schon ein neuer Sprößling folgte, daß aber nach nur dreimonatlicher Zwischenzeit eine Mutter schon wieder ein Kind zur Welt bringt, das geht, wie Bettine zu sagen pflegte, über alle Unmöglichkeiten hinaus.

II.

Bettine von Arnim Mitarbeiterin an einem historischen Werke.

Bettine von Arnim schreibt an Nathusius (Ilius Pamphilius und die Ambrosia 2, 135): „Es muß ein Buch existiren was meistentheils aus meinen eigenen Nachrichten und Bemerkungen gebildet ist, anno 1810 schrieb B. etwas über die Tiroler Revolution, ich gab ihm alle meine Papiere dazu, namentlich sagt ich ihm alles, wie es mit Hofers Tode war — findest du das Buch nicht im Buchhandel, so doch in der Berliner Bibliothek".[1]) Und wenig anders an einer späteren Stelle (2, 170): „Hab ich Dir geschrieben, daß anno 1811 ein Büchlein über die Tiroler Revolution aus meinen Notizen, Liedern, kleinen Zeitungsnachrichten, die ich aufbewahrt hatte und aus mündlichen Berichten des Sebastian Riedel, Adjutanten Hofers, zusammengebracht waren? Mich däucht, es war England zugeeignet und muß anno 1812 herausgekommen sein".

Da Bettine in den Jahresangaben nie ganz genau ist, so darf der Widerspruch zwischen 1811 und 1812 nicht urgirt werden. Aber

---

[1]) Nathusius muß den Rath nicht befolgt haben. In seiner Bibliothek (Kirchhoff und Wiegand, Katalog 895 ff., Leipzig 1892) findet sich Bartholdys Buch nicht. Freilich ist eine eigene Abtheilung für politische Geschichte nicht vorhanden, aber auch in der Abtheilung über Volksbücher steht es nicht. Von Bettine besaß er das Königsbuch, die Gespräche mit Dämonen (zwei Ausgaben), das Tagebuch (nebst der englischen Uebersetzung), merkwürdigerweise nicht Ilius Pamphilius. Daß er noch anderes besessen, z. B. die Günderode, geht aus E. G., Maria Nathusius, Gotha 1894, S. 60 hervor. (Marie und Bettine daselbst S. 68 ff. Vgl. auch Fürstin Reuß, Philipp Nathusius, Berlin 1896, passim.)

beide Daten sind falsch, es muß 1814 heißen: das Buch, das Bettine meint, führt folgenden ausführlichen Titel: J. L. S. Bartholdy, Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809. Mit einer Karte von Tyrol, einer Musikbeilage und Facsimiles von Hofers und Speckbachers Handschriften. Berlin bei J. E. Hitzig 1814. Zu dieser so bestimmten Angabe wird man durch folgende Momente gebracht: In den bibliographischen Verzeichnissen der über den Tiroler Krieg handelnden Werke (vgl. Goedeke, Grundriß 6, 653) ist es das einzige, dessen Autor mit einem B. anfängt. Das Buch ist zwar „Sr. Kaiserlichen Majestät dem Selbstherrscher aller Reußen" zugeschrieben, aber dieser Widmung folgt als Vorrede eine Zuschrift an den Botschafter Grafen Aberdeen, in der von der Theilnahme der Engländer an der Tiroler Bewegung gesprochen wird. Unter den Quellen, die der Autor benutzte, wird Riedel aufgeführt S. 394, eine Vollmacht für ihn wird S. 274 ff. mitgetheilt, werden Lieder mitgetheilt. Freilich könnte man dagegen geltend machen, daß unter diesen Quellen (Bartholdy S. 392 ff.) Bettinens Berichte nicht angeführt werden, doch ließe sich dies daraus erklären, daß Bettine, die damals nicht die geringste Neigung zu schriftstellerischem Auftreten zeigte, die Nennung ihres Namens nicht wünschte, vielleicht geradezu dem Verfasser Schweigen auferlegte. Ferner soll nicht verschwiegen werden, daß gerade der Abschnitt, der von unserer Berichterstatterin geliefert sein soll, der über Hofers Tod: Bartholdy, Kapitel 45, S. 330—334 „Wie Hofer sein Leben geendet", eine ausdrückliche Quellenangabe hat: „die Papiere des Herrn von Campi, der damals als Gefangener zu Mantua war und ein sehr detaillirter Brief eines geistlichen Augenzeugen ebendaher". Doch ließe sich dagegen einwenden, daß dies ja gerade die von Bettine gelieferten Schriftstücke sein könnten. (Campi kann ich nicht nachweisen; ich kenne nur einen italienischen Dichter dieses Namens, der 1796 starb. Ueber die ganze Stelle vgl. unten.)

Bevor man in die eigentliche Untersuchung eintritt, wird es gut sein, über dies „Tiroler Buch" und seinen Verfasser kurz zu handeln. Er verdient um so mehr ein kurzes Wort, als die Biographie in der Allgemeinen deutschen Biographie 2, 107 dürftig ist, nicht einmal seinen wahren Namen nennt. (Für das Folgende vgl. Nekrolog der Deutschen auf 1825, Ilmenau 1827, S. 852 ff., Hensel, die Familie Mendelssohn passim, Steig, Arnim und Brentano, Stuttgart 1894, Eyssenhardt, B. G. Niebuhr, Gotha 1886, S. 214 ff., Spahn, Phil. Veit, Bielefeld 1901; die Notizen bei Raich, Dor. Schlegel 2, 354. 365 bieten nichts.) Er hieß eigentlich Salomon (dies ist nicht sein Vorname, wie Steig S. 363 fälschlich bemerkt), nahm den

Namen Bartholdy an von dem ehemaligen Besitzer eines Gartens der Köpnikerstraße zu Berlin, der in das Eigenthum seiner Familie überging, wurde durch die Verheirathung seiner Schwester Lea (Lina) mit Abraham Mendelssohn diesem Hause verschwägert und erlangte, daß der Letztere zur Unterscheidung den Beinamen Bartholdy annahm. Durch Abraham wurde er Onkel des großen Musikers. Ihm wollte es gar nicht in den Kopf, daß dieser Neffe „Musikus von Profession würde; er wünschte, daß jener die Rechte studiren, in eine Staatscarriere treten und die Kunst zur Freundin und Gespielin nehmen sollte".

Er selbst hatte einigermaßen diesen Rath befolgt und seine Kunstliebhaberei einer regelmäßigen diplomatischen Laufbahn untergeordnet. Nach mannigfachen anderen Beschäftigungen — Reisen in Griechenland und Italien, Betheiligung am Kampf im österreichischen Heere gegen Napoleon, in dem Bataillon des Freiherrn von Steigentesch — trat er 1813 in die Kanzlei Hardenbergs ein. Mit diesem wurde er sehr liirt, ging mit ihm nach Paris (1814), reiste mit ihm nach London, wo er den Cardinal Consalvi kennen lernte, dessen Leben er später beschrieb (1822), nahm am Wiener Congreß Theil und wurde 1815 zum Generalconsul in Rom ernannt. „Seine diplomatischen Berichte können für mustergiltig gelten", sagt der Nekrologist, dem auch später noch einmal das Wort zu gönnen ist. Bartholdy † 1825.

Im Gegensatz zu diesem Lob steht ein heftiger Tadel, der von keinem Geringeren herrührt als von Niebuhr, der seit 1817 preußischer Gesandter in Rom war.

Am 27. März schrieb Niebuhr (Lebenserinnerungen 2, 342): „Ein wahrer Unstern ist der Aufenthalt des B[artholdy], einer von jenen, mit denen H[ardenberg] sich unglücklicherweise umgeben und der Card. Cons[alvi], den er sich in London und Wien, durch Dienstleistungen verpflichtet, gewonnen hatte, von H. zu erbitten, daß er hier als Generalconsul angestellt werden möchte. Jetzt hat er ihn kennen gelernt und bereut seine Empfehlung. Daß dieser alles anwendet, um mich in Berlin zu verleumden, versteht sich". (Vgl. auch 2, 190; heftige Ausdrücke, wie „Impertinenz einiger Thoren" könnten sich auch auf Bartholdy beziehen.)

Mag nun über seine Thätigkeit als Staatsmann das Urtheil unentschieden sein, so wird seine Förderung der deutschen Künstler ziemlich allgemein anerkannt. Wenn auch Niebuhr die preußische Regierung zu veranlassen suchte, Künstler zum Malen von Freskobildern anzuregen und zu unterstützen, die Idee und die erste Förderung, die jungen „neudeutschen" Maler: Cornelius, Overbeck, Veit, Hensel Fresken in seinen Zimmern — der mit Unrecht sogenannten

Casa Bartholdy, da das Haus nicht ihm gehörte — malen zu lassen, ging von ihm aus. (Vgl. seine Briefe, Hensel 1, 115 ff.) Henriette Mendelssohn sprach von seinem großen Stil; auch andere Mitglieder der Familie rühmten noch 1840 den großen Sinn, der hier gewaltet. (Hensel 2, 97.)

Wer aber solche Zeugnisse für verdächtig halten möchte, der mag die folgende Stelle (Friedr. Overbeck, geschildert von Marg. Howitt, übersetzt von Fr. Binder 1, 402) gelten lassen:

> Die Casa Bartholdy wird mit Recht die Wiege der neuen deutschen Kunst genannt. Von hier aus hat die neu erweckte Kunst der Frescomalerei, die in den folgenden Jahrzehnten sich in siegreichem Zuge über Deutschland und Frankreich, Belgien und England verbreitete, ihren Ausgang genommen. Sehr schön sagt Graf Raczynski in seiner Geschichte der neuen deutschen Kunst: „Ich gestehe, daß ich nie ohne die innigste Andacht dieses Zimmer habe betreten können, und daß es mir ebenso schwer fallen würde, die einzelnen Vorzüge dieser Malereien aufzuzählen, als es mir unmöglich ist, etwaige Mängel zu bezeichnen. Mir war es jedesmal, so oft ich über die Schwelle des kleinen Zimmers trat, als stünde ich vor der Krippe, aus der das in Armuth geborene, aber an heiligem Geiste reiche Kind, die neue deutsche Kunst, mit lebensvollen Augen mich ansah".

Später wandte er sich von dieser Richtung ab, aus verletzter Eitelkeit, wie Spahn sagt S. 40, so daß er auch literarisch dagegen auftrat (Binder 1, 450). Doch bleibt deswegen sein Ruhm unangetastet, eine neue Kunstrichtung wesentlich mit gefördert zu haben.

Gegenüber diesen Leistungen verschwinden seine schriftstellerischen Arbeiten. Eine von ihnen, das Leben des Cardinals Consalvi, ist oben angedeutet[1]); zu anderen: Schilderungen Griechenlands und Italiens gaben seine Reisen und sein längerer Aufenthalt in dem letztgenannten Lande Stoff und Veranlassung. Auch auf dem Gebiete der Dichtung versuchte er sich.

Unter diesen literarischen Arbeiten nimmt hauptsächlich der „Tiroler Krieg" unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Von einem zeitgenössischen Biographen (in dem oben erwähnten Nekrolog) wird das Buch so charakterisirt: „Sein Tiroler Krieg wurde bald nach dem unerfreulichen Frieden geschrieben. Seine Wirkung war groß, weil der Augenblick seines Erscheinens klug berechnet war. Es kam darauf an, den Deutschen besonders den heranwachsenden den Weg zur

[1]) Daselbst S. 57 bringt sich der Autor selbst, aber ganz kurz vor. „Nach Mitternacht machte er sich in einer Postchaise auf den Weg (von Dover nach London); zwey Preußen schlossen sich in einem anderen Postwagen an ihn, die Herren Bartholdy und Fauche Borel; ersterer gehörte zum Bureau des Staatskanzlers von Hardenberg". Vgl. auch S. 58.

Rettung an einem Volkskriege zu zeigen. Dies ist zum Theil durch diesen Anstoß erreicht worden. So mag entschuldigt werden, daß er die Bilder seiner Helden oft zu sehr idealisirt hat".

Der letztere Tadel ist gewiß berechtigt, das Lob nur zum Theil; den Nekrologisten täuscht nämlich seine Erinnerung, wenn er behauptet, das Werk habe zu dem Volkskrieg Anregung gegeben. Denn es ist erst nach seinem Abschluß geschrieben und gedruckt; die Jahreszahl 1814 steht auf dem Titel; die Widmung ist Ende 1814 unterzeichnet.

Auch an sonstiger Anerkennung des Werkes fehlte es nicht. Heine in den Reisebildern (Werke, Elster 3, 233) nannte es „ein geistreich und schön geschriebenes Buch und wenn Mängel daran sind, so entstanden sie nothwendigerweise dadurch, weil der Verfasser, wie es edlen Gemüthern eigen ist, für die unterdrückte Partei eine sichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er sie beschrieb". Immermann benutzte es gleichfalls in seinem Drama „Das Trauerspiel in Tirol", wenn er sich auch hauptsächlich an Hormayrs Veröffentlichungen anschloß. (Die Bemerkung Hensels 1, 127, daß Immermann diese Benutzung selbst bekannte, stützt sich wohl auf Putlitz, Immermann 1, 157. Vgl. Röttinger, Ueber die Quellen zu Immermanns Trauerspiel in Tyrol, Euphorion 7, 78—96, wo die Benutzung Bartholdys im einzelnen nachgewiesen ist.) Dagegen hat ein neuerer Biograph Niebuhrs, Eyssenhardt S. 215 sehr ungünstig davon gesprochen, indem er bemerkt: „von irgendwelchem politischen Urtheile oder auch nur einer scharf erfaßten historischen Ansicht ist darin keine Spur zu entdecken". Koch, Immermanns Werke I, 1, 122 nennt es wenig zuverlässig, wenn er auch zugibt, daß es sich damals besonderer Beliebtheit erfreute.

Für eine hervorragende Leistung halte ich das Buch nicht; es ist eine lebhaft geschriebene, nicht unparteiische Geschichte des Kriegs, die den Leser interessirt und zur Bewunderung der Helden, Speckbachers und Hofers, anregen soll.

Uns hat nicht eine Würdigung des Buches, die um so weniger zu geben ist, als sie schon von Röttinger Euphorion, Bd. VIII, S. 80 versucht wurde, sondern die Beantwortung der Frage zu beschäftigen, ob Bettine darauf Einwirkung geübt hat. Sie behauptet es, als Quellenspenderin wird sie dagegen von dem Verfasser nicht genannt. Aus dem Stil der Erzählung oder der Art der mitgetheilten Documente wird sich schwerlich Bettinens Antheil feststellen lassen; denn jenen mag der Autor geändert haben; diese sind derart, daß kein bestimmter Zug gerade auf sie als Empfängerin oder Sammlerin hinweist.

Zunächst muß man die Frage berühren: Hat Bettine sich überhaupt für die Tiroler interessirt und über ihren Befreiungskampf Documente besessen? Beide Fragen muß man bejahen.

Bettinens lebhaftes Interesse für die Tiroler Bewegung wird durch ihre Briefe an Goethe bezeugt. So wenig man auch glauben muß, daß alle ihre in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ abgedruckten Briefe wörtlich so, wie sie später von ihr publicirt wurden, an Goethe gelangt sind, so sicher ist ihre Tendenz, ihr muthvolles Eintreten für die um ihre Befreiung Kämpfenden (Juden, Tiroler) echt.

Was die Letzteren betrifft, so beginnt sie ihre Exclamationen am 10. März (1809), setzt sie, immer lebhafter werdend, 10., 19. April fort. (Ich citire nach den Daten, damit die Stellen in den verschiedenen Ausgaben von jedem leicht aufgefunden werden können.) Sie wäre gern den Heldentod mit dem kämpfenden Volk gestorben (20. April), Mitte Juli (nach dem angeblichen Brief Goethes vom 7.) erzählt sie von den Kufsteiner Geschichten, am 20. September berichtet sie von den Geschehnissen des 3., sie ist unzufrieden mit dem Waffenstillstand und dem Frieden (Ende November, 3. December), verzweifelt über Hofers Gefangenschaft (29. Februar 1810) und über seinen Tod (10. März).

Zwei Momente sind besonders hervorzuheben. Das eine, daß Bettine sich nicht mit einer zuwartenden Stellung begnügte. Vielmehr suchte sie, ihrer thätigen Natur entsprechend, in die Ereignisse bestimmend einzugreifen. Sie schrieb an den Kronprinzen von Bayern (20. April) einen vier Seiten langen Brief, dessen Inhalt sie mit den Worten skizzirt: „Ich vertraue ihm meine Anschauung von dem Tirolervolk, das sich die Heldenkrone erwirbt, meine Zuversicht, er werde Milde und Schonung da verbreiten, wo seine Leute jetzt nur rohe Wuth und Rachgierde walten lassen; ich frage ihn, ob der Name Herzog von Tirol nicht herrlicher klinge, als die Namen der vier Könige, die ihre Mächte vereint haben, um diese Helden zu würgen? und es möge nun ausgehen, wie es wolle, so hoffe ich, daß er sich von jenen den Beinamen ‚der Menschliche‘ erwerben werde“. Nach ihrer Schilderung (in diesem Briefe) erhielt sie zwar keine schriftliche Antwort, wohl aber das Glas, aus welchem der Kronprinz auf das Wohl der Tiroler getrunken und seine Cocarde als Ehrenpfand, „daß er ihr sein Wort lösen werde, jeder Ungerechtigkeit, jeder Grausamkeit zu steuern“.

Auf Grund dieses Berichtes habe ich beim Königlichen bayerischen Hausarchiv in München nachgefragt, ob ein Brief Bettinens vorhanden sei, aber die Antwort erhalten, daß aus den noch versiegelten Papieren König Ludwigs nichts verabfolgt werden könne.

Das andere Moment, charakteristisch für Bettine und für unseren Zweck wichtig, vielleicht ausschlaggebend, ist, daß sie mit den Tirolern Beziehungen hatte und Nachrichten aus Tirol empfing. Am 20. April sprach sie mit Tirolern, am 6. Juni unterhält sie sich mit einem, der besondere Nachrichten hatte; am 29. Februar erhält sie einen Brief mit einem Klagelied.

Das Klagelied nun findet sich wirklich bei Beiden. Am 29. Februar schickte sie an Goethe die Verse, die sie aus Tirol empfangen habe:

> Der Commandant der Heldenschaar,
> Auf hoher Alp gefangen gar,
> Findet viel Thränen in unsern Herzen.

bei Bartholdy (S. 330) heißt es ungestaltet:

> Die Commandanten auf den höchsten Alpen gar
> Sich wollten flüchten, wie bei Sündfluth Gefahr.

Freilich spricht sie nicht von einem Liede, sondern von Liedern. Von solchen kommen bei Bartholdy folgende vor:

> A Bichsal zum Schieße
> Und an Stoußring zum Schloge
> Und a Dienal zum Liebe
> Mueß a frischa Bua hobe.

S. 87 Grabschrift auf die Bayern, vom Tiroler Volk Ende April 1809 gesungen:

> O weh! o weh! die Bayrische Armee
> Ist von Bauern todt geschlagen,
> Und mit Jubel ins Grab getragen;
> Der General, der feige Kinkel,
> Sitzt arretirt im finstern Winkel;
> Dittfurth voller Grausamkeit
> Hat seinen Sturz sich selbst bereit't;
> Wredens Muth ist untergangen,
> Was nicht todt ist, ist gefangen!
> Wer nicht so bedient will sein,
> Der geh nicht ins Tyrol hinein.
> O Fürsten, lernt aus diesem Grabe,
> Was Sclavendruck für Folgen habe!
> Ihr habt ja schon vor hundert Jahren
> Ein gleiches Schicksal hier erfahren.

endlich ein 7strophiges Lied über die Vorfälle im August im Oberinnthale, das als 31. Kapitel mit Commentar mitgetheilt wird. (S. 234—237.)

Ich bin nicht im Stande nachzuweisen, ob diese Lieder schon vor 1814 in einer gedruckten Sammlung erschienen sind und muß anderer-

seits bekennen, daß sie sich in Bettinens einziger veröffentlichten Sammlung ihrer Tiroler-Begeisterung, ihren Briefen an Goethe nicht finden. Indessen ihr Schweigen ist ebensowenig ausschlaggebend wie die etwaige Aufnahme des Liedes in eine Sammlung: sie hatte kein Interesse daran, Goethe alles mitzutheilen, was sie wußte, der Umstand also, daß sie nicht auch diese Lieder mittheilte, beweist keine Unkenntniß; der Druck der Lieder in irgend einer entlegenen Sammlung macht nicht die Annahme nothwendig, daß Bartholdy gerade diese Quelle gekannt habe.

Außer Liedern und anderen Berichten über nicht besonders aufgeführte Gegenstände behauptet Bettine, den Bericht über den Tod Hofers geliefert zu haben. Um darüber zu einem Urtheile zu gelangen, seien die beiden Berichte einander gegenübergestellt.

Bartholdy.

Den Ausspruch der Richter vernahm er gelassen und unerschüttert.... Durch das ganze Gebäude erscholl dumpfes Heulen und Jammern der eingesperrten Tiroler und übertönte die Trommel. Man verweigerte Hofer von seinen geliebten Landsleuten Abschied zu nehmen . . . Er übergab dem Priester Geld mit den Worten: . . . sagen Sie Ihnen, ich gehe getrost in den Tod und erwarte ihr Gebet auf meiner Reise. — Als er an ihren Kerkerthüren vorbeischritt, lagen sie alle auf den Knieen, beteten und weinten. . . . Er erwiderte [auf dem Richtplatz] . . „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen, und stehend will ich meinen Geist übergeben". Den Korporal, der die Execution leitete, ermahnte er gut zu schießen und gab ihm unter seiner Administration geprägtes Zwanzig-Kreuzerstück: „Es sei," meinte er „sein letztes Geld und erinnere ihn in dieser Stunde noch an sein armes Vaterland". Dann rief er: Gebt Feuer! Die ersten sechs Schüsse waren so schlecht gerichtet, daß er bloß umsank. Auch die sechs folgenden tödteten ihn nicht. Mit dem dreizehnten machte der Korporal seinem Leben . . . ein Ende.

Bettine.

Sein Todesurtheil vernahm er gelassen und unerschüttert; Abschied ließ man ihn von seinen geliebten Landsleuten nicht nehmen, den Jammer und das Heulen der eingesperrten Tiroler übertönte die Trommel, er schickte ihnen durch den Priester sein letztes Geld und ließ ihnen sagen: er gehe getrost in den Tod und erwarte, daß ihr Gebet ihn hinüberbegleite. — Als er an ihren Kerkerthüren vorbeischritt, lagen sie alle auf den Knieen, beteten und weinten; auf dem Richtplatz sagte er: er stehe vor dem, der ihn erschaffen, und stehend wolle er ihm seinen Geist übergeben; ein Geldstück, was unter seiner Administration geprägt war, übergab er dem Korporal mit dem Bedeuten: es solle Zeugniß geben, daß er sich noch in der letzten Stunde an sein armes Vaterland mit allen Banden der Treue gefesselt fühle. Dann rief er: Gebt Feuer! sie schossen schlecht, zweimal nacheinander gaben sie Feuer, erst zum drittenmal machte der Korporal, der die Execution leitete, mit dem dreizehnten Schuß seinem Leben ein Ende.

Daß diese beiden Berichte ganz unabhängig voneinander entstanden sind, läßt sich gewiß nicht annehmen. Sie stimmen zu sehr miteinander überein, nicht immer wörtlich, bald ist Bartholdy bestimmter und wortreicher, bald Bettine declamatorischer; die präciseren Angaben jenes Historikers erklären sich leicht daraus, daß er dem Publikum eine genaue, ins Einzelne gehende Geschichtserzählung zu bieten hatte.

Drei Möglichkeiten bieten sich bei solcher Sachlage dar: 1. Beide Berichterstatter haben aus einer Quelle geschöpft, dem von Bartholdy genannten Briefe von Campi und „dem sehr detaillirten Brief eines geistlichen Augenzeugen“. 2. Bartholdy hat beide oder wenigstens die letztere von Bettine erhalten. 3. Bettine hat aus Bartholdy geschöpft. Die dritte Möglichkeit halte ich für ausgeschlossen; es entspricht der Arbeitsweise Bettinens zu wenig, daß sie bei der Composition ihres Briefwechsels für die Erzählung eines historischen Factums ein vor 20 Jahren erschienenes Buch vorgenommen und excerpirt habe. Die 1. und 2. Möglichkeit fallen gewissermaßen zusammen. Sie sind mehr als wahrscheinlich. Bettine konnte ihre Briefe an Goethe nicht herleihen, als Bartholdy die Ausarbeitung seines Buches vornahm, denn sie besaß sie damals (1814) nicht mehr oder noch nicht wieder, aber sie konnte das von ihr gesammelte Material darbieten. Der Umstand, daß ihr Name durch Bartholdy nicht genannt wird, braucht uns nicht irre zu machen; damals (1814) lag ihr, wie schon bemerkt, jedes Hervortreten an die Oeffentlichkeit durchaus fern. Ist das Schweigen des Einen daher irrelevant, so ist das Reden des Anderen bedeutungsvoll. Denn welchen Grund konnte Bettine haben, ihre Beisteuer zu jenem Buche zu erwähnen? Gekränkte Autoreneitelkeit konnte es nicht sein; das Werk war vor einem Vierteljahrhundert erschienen; sein Autor war lange todt; Immermanns und Heines Werke, durch welche die Aufmerksamkeit wieder auf die halbvergessene Schrift gelenkt worden war, vor einem Jahrzehnt erschienen, Nathusius endlich, ein eifriger Geschäftsmann und nur gelegentlich als lyrischer Dichter thätig, war gewiß nicht der Mann, als Verkünder des literarischen Ruhms seiner Freundin aufzutreten. An der Richtigkeit ihrer Behauptung wird sich also nicht zweifeln lassen; daß sie gerade diesem Jüngling davon Mittheilung machte, erklärt sich wohl daraus, daß sie beim Kramen in alten Papieren auf jene Tiroler Briefe oder auf das Bartholdysche Buch stieß und ihren noch nicht hervorgehobenen Autorenantheil bekannt machen wollte.

Nimmt man nun die Richtigkeit von Bettinens Angabe an, so ist nur noch der Nachweis zu erbringen, daß Beziehungen zwischen der Schriftstellerin und dem Verfasser jenes Buches bestanden. Dies

aber ist nicht schwer. Schon 1804 (die folgenden Stellen nach Steig, Arnim, siehe Register) ließ Clemens durch Arnim den Bartholdy grüßen und ihn um Beiträge zu einem literarischen Unternehmen ersuchen; durch Arnims Vermittlung gelangten sie Januar 1805 an Brentano. Freilich wird er bei dieser Gelegenheit von Arnim nicht eben in sehr freundlicher Art genannt; auch Clemens machte sich etwas über ihn lustig, als er von seinem Einzug in Landshut 1809 berichtete und ihn dabei als „Schelmufski Bartholdi Salamonski“ bezeichnete; im Mai 1809 sandte Arnim einen Bericht über ihn.

Führen nun diese Notizen der Freunde, des Bruders und des künftigen Gatten Bettinens nur in die Jahre 1804—1809 und lassen sie auf keine übermäßige Vertraulichkeit mit dem mehrfach Erwähnten schließen, so berechtigen sie doch zu der Schlußfolgerung, daß auch Bettine, vielleicht schon als junges Mädchen, jedenfalls als verheirathete Frau Beziehungen zu Bartholdy gehabt hat.

Da diese äußere Beziehung nun als ziemlich sicher angenommen werden kann, da Bettinens Antheilnahme für die Tiroler und ihr Besitz von Originalmittheilungen constatirt ist, da eine Uebereinstimmung ihrer Schilderung mit der Bartholdys in einem Liedchen und in der Darstellung vom Tode Hofers nicht geleugnet werden kann, so wird man ihre Behauptung, sie habe B., worunter man unzweifelhaft Bartholdy zu verstehen hat, Material zu seiner Geschichte des Tiroler Krieges gegeben, als bewiesen ansehen können.

III.

George Sand an Bettine.

(Varnh. Sammlung Varnh.'s Abschrift.) Paris 18 mars 1845.

Madame. Rien ne pouvait être plus doux et plus flatteur pour moi qu'une lettre de vous. Si j'ai regretté, en lisant Goethe et Schiller, de ne pas savoir l'Allemand, j'ai porté aussi ce regret dans la lecture de votre admirable livre; et pourtant je l'ai senti et compris autant qu'il est donné à une Française de le faire. Je sais aussi combien vous méritez l'affection et je suis heureuse d'un témoignage de votre bienveillance sympathique.

Je me suis fait rendre compte et traduire à la lecture ces écrits de monsieur votre fils que vous avez bien voulu m'envoyer. Témoignez-lui, je vous prie, Madame, mon estime et ma gratitude. Nous allonz plus loin ici, dans

nos aspirations, mais nous nous unissons de coeur à tous les efforts courageux et sincères qui tendent vers l'avenir. Si Goethe était en France à l'heure qu'il est (à l'âge, où il écrivit Wilhelm Meister) il serait, en fait d'idées socialistes, notre maître, comme il l'est et le sera toujours en fait d'art. La propriété a-t-il dit, est un bien commun et le commentaire de Juliette peut être entendu dans le sens que nous voulons et que nous aimons. Partout, dans les années de voyage de Wilhelm, on trouve l'essai des associations et l'idéal de l'égalité avec des formules et des moyens dont la plupart n'auraient pas vieilli si on voulait les appliquer. Il ne s'agirait que de substituer l'état, le principe social, à toutes ces grandes figures de bienfaiteurs excentriques qu'il a osé créer dans ce livre étrangement profond et hardi.

J'ai bien souvent éprouvé la tentation de faire sur ce livre un travail qui n'a jamais été essayé en France. On peut même dire que chez nous Wilhelm Meister est presque inconnu. Les artistes lisent avec transport la première partie, mais comme la seconde est écrite pour les philosophes, ceux-ci, croyant, que ce n'est qu'une fantaisie romanesque, ne l'ont jamais examinée attentivement. Ce travail, je ne le ferai pourtant pas, à cause de mon ignorance de la langue allemande, et de l'obscurité de nos mauvaises traductions. Mais un tel travail serait digne de vous, Madame, et si les susceptibilités des gouvernements de votre pays s'opposaient à l'entière expression de votre pensée, la France l'accueillerait, j'en suis sûre, avec intérêt et avec fruit.

Pardonnez-moi cette longue lettre, je n'ai pu résister au désir de parler du plus grand des maîtres avec la personne, qui l'a peut-être le mieux compris. On a dit et écrit chez nous, tant de choses contradictoires sur son caractère privé, que je me suis toujours abstenue de le juger sous ce point de vue. C'est dans ses oeuvres que j'ai voulu le connaître, et encore je le connais bien peu, à mon gré, à cause de cette terrible différence des langues.

Agréez encore, Madame, mes remerciments et l'expression des sentiments que je vous ai voués.

Paris cons (sic!), d'Orléans 5
rue St. Lazare
18 mars 1844 (1845).

George Sand.



Register.

NB. Friedrich Wilhelm IV. und Bettine von Arnim werden nicht aufgeführt, da ihrer fast auf jeder Seite gedacht ist.



Druck von Reinhold Mahlau,
Fa. Mahlau & Waldschmidt, Frankfurt a. M.



